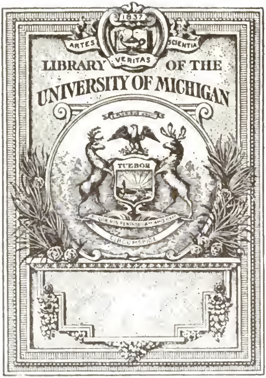

1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE

Luise

Ein Volk wacht auf

Roman-Trilogie

von

Walter von Molo,

Zweiter Roman:
Luise

Albert Langen, München 1920

Luise

Roman

von

Walter von Molo

21. bis 25. Tausend

Albert Langen, München 1920

Ein Verzeichnis
der Werke
Walters von Molo
findet sich
am Schluß
dieses Bandes.

Wir müssen durch; sorgen wir nur dafür,
daß wir mit jedem Tage reifer
und besser werden.

Ach ja," sagte Luise zum jungen Audienzbesucher, der im schlechtsitzenden kaffeebraunen Rock, inmitten dem Weiß und Gold des königlichen Zimmerprunkes, vor ihr „Habt-Acht" stand, „das Leben? Ach ja, das Leben ist gewiß oft sonderbar . . ach ja, o f t ! . ." Der dunkle, unstet hastende Blick des Herrn, dessen Erscheinung auf dem Spiegel des bernsteingelb eingelegten Parkettbodens vorwurfsvoll wirkte, vertiefte der jungen Königin Verlegenheit. „S c h o n ! . ." Hilflos, bei gesenkten Augen, zögernd, strich Luise mit den Fingern der Linken über den kleinen Fächer, den ihre Rechte etikettegemäß hielt: lautlos feierlich ging die goldziselierte Türklinke nieder, langsam, gespensterhaft öffnete sich der eine der hohen weißen Türflügel ins Vorzimmer: das Fächerstreichen der Königin war das Zeichen der Verabschiedung. Betroffen, linkisch verneigte sich der Audienzbesucher. Erschrocken fragend, um Sukkurs bettelnd, drehte Luise ihr Antlitz mit den großen, strahlenden Kinderaugen voll dunkeln Blaus der Oberhofmeisterin zu, die mit ihrer mageren Greisinnenwürde im Hintergrunde

des Zimmers, im respektvoll abgezirkelten Abstand, wie eine Pagode stand. Steif räusperte sich Frau von Voß. Unbeholfen rückwärtsschreitend entfernte sich der Herr; eine weißbehandschuhte Dienerhand schloß hinter seiner letzten Verbeugung die Türe. „Puhh!" Verlegen, bei scherzhaft weit geöffneten Augen, denen nicht ganz wohl war, blies Luise die vollen Mädchenbacken auf, allenthalben zappelten und flatterten im Atemstoß der preußischen Königin die rotbraunen Härchen aus der feierlich hohen Cylinderfrisur, die kokett mit violetten seidenen Bändchen durchwirkt war. „Hach! Der Mann war . . schrecklich?" Luise strich sich mit der Linken über die Stirn; der tiefe Ausschnitt des dünnen hellen Kleides, das von der ebenmäßig gemeißelten Brust frei niederfiel, verschob sich auf Hals und Schultern; das Medaillon mit den Bildern der königlichen Kinder wurde auf der lebensfrohen Blässe des kaum verhüllten Busens sichtbar; nachdenklich tändelte Luisens Rechte mit dem Medaillon. „Wenn mich einer so — tief ansieht," sagte Luise gedehnt, den Blick unsicher zur Voß hebend, „dann weiß ich nie, was ich reden soll!" Unbeweglich, parteilos behielt die Oberhofmeisterin ihre behandschuhten Hände auf der Brust gekreuzt. Zurückhaltend, starr, als sei es ohne menschlichen Körper, stand der Voß schwarzes Seidenkleid mit den kantigen Falten. Im Anschauen ihrer jungen Herrin schlich sich hinter den distanzerhaltenden gesenkten Augendeckeln der alten Gräfin ein Hauch mütterliches Leben vor. „Man sollte sich aber trotz-

dem . . gerade deswegen," sprach Luise ernst vor sich hin, als lerne sie die Erkenntnis ihres Inneren auswendig, „nur solche Leute zur Audienz kommen lassen, von denen man etwas lernt!" Tiefeinatmend sah Luise zum hohen, sonneerfüllten Fenster, sie nickte bekennend vor sich hin. „Dann erführe man öfter, wie strohdumm man ist! . ." Beschwörend, mit warnend erhobener Hand trat Frau von Voß einen Schritt vor. Erschrocken drehte sich Luisens Gesichtsoval zur Türe, es entspannte sich seines Schuldbewußtseins: behaglich schmunzelnd, gold- und silberbehängt trat der dicke alte Oberhofmeister ein. Ehrerbietig, vertraut schwenkte Herr von Massow seinen riesigen Dreispitz; die prallen weißen Waden zierlichstramm nebeneinanderstellend, bei tiefer Verbeugung meldete Luisens Oberhofmeister: „Das Vorzimmer der Privataudienzen ist, Eurer Königlichen Majestät ehrerbietigst annonziert, leer! Finis, Majestät . ." Luisens Finger schnalzten. „Halleluja h!" Luisens schöner Leib tat in seiner straffen Schlankheit einen Ruck, als wolle er tanzen; gerührt lächelte Herr von Massow über der Königin „gloriose Linien", die bei der jähen Bewegung, die sie machte, beglückend offenbar wurden; rot hob sich Massows Großvaterantlitz aus der Späherstellung, schuldbewußt und mit Schadenfreude sah er zur Türe des türkischen Kabinetts, in dem Luisens flatterndes Kleid verschwand. „Sie ist süß!" sprach Massow verzückt in der Voß abweisende Marmormiene hinein. „Der Engel ist quietschevergnügt, daß er seine Majestätlichkeit

wieder einmal ausziehen kann! Sie ist lieb, wie ein Poem auf grüner Wiese!" Gerührt schnaufte Massow, behaglich ließ er sich auf dem seideübersponnenen Kanapeechen nieder, auf das die petitionierenden „Damen von Rang" plaziert wurden, wenn sie vor Luise erschienen. „Sie ist die charmanteste Puppe, die man sich denken kann!" Wohlig dehnte sich Massow. „Ach ja! Na, verehrte Kollegin," fragte er, „haben Sie sich nun mit dem Besuch der Königlichen Verwandtschaft versöhnt?"

„Wenn Sie," sprach die Voß, „das ewige Gespringe, Geklatsche und Gelache den ganzen Tag um sich haben müßten, wie ich, Sie wären in den ersten vierundzwanzig Stunden verrückt geworden!"

„Parbleu?"

„Die jungen Herrschaften benehmen sich horribel! Sie führen sich auf, als wären sie zusammen noch nicht sechzehn Jahre alt!"

„Tja," sagte Massow, sein Lorgnon geruhsam fegend, „unsere goldige Majestät ist eben eine Göttin, vor der selbst die Geschwister verehrungsvoll huldigen!" Feindselig stach der Voß Blick durch das leere türkische Kabinett. „Nicht einmal zum Essen nimmt sie sich mehr Zeit! Wenn die Kinder ungezogen sind, so findet sie's ‚herzig'!" — „Es sind doch . . Süddeutsche!" sprach Massow entschuldigend. „Sie kommen doch aus Süddeutschland!" — „Die preußische Königin hat preußisch zu sein!"

„Nu ja! . ."

„Die Königin ist zu gut!" konstatierte die Voß, „sie ist zu nachgiebig! Sie denkt nicht an sich! Sie gibt ihren Geschwistern zu sehr nach! Ihretwegen diniert und soupiert sie nur noch im Rutsch! Wenn sie dann, natürlich, hungrig ist, so nascht sie wieder den ganzen Tag Bonbons! Siesta," beschwörend sah die Voß Massow an, der, zu ihrem Ärger, noch immer seine Fassung bewahrte, „ihre Siesta, die hält sie überhaupt nicht mehr! Sie hat jetzt wieder nur mehr Sinn für Tanzen, Reiten und Fahren! Diese verfluchte Darmstädter Vergnügungssucht stellt alle Erziehungsresultate auf den Kopf! Ein Durcheinander ist in ihren Laden und Vitrinen, daß Gott erbarm! Und dabei habe ich sie doch schon so schön auf dem Gleichen gehabt?! Es ist gerade, als .. wollten diese .. Herrschaften .. die Vergnügungen .. fressen!? Ich muß mit dem König sprechen!" Schmunzelnd fing Massow der Voß Hand, die pathetisch zum türkischen Kabinett drohte. „Piano! Piano! Vernunft! Der König will doch, daß seine Frau fröhlich ist? Voto?" bat und erinnerte Herr von Massow. „Es ist doch unser Glück, daß sie so ist!? Wir hielten es doch sonst hier nicht aus? Wer nähme die Cours ab? Wer führte die Höflichkeitsgespräche mit den Gesandten und Personen von Rang, wenn nicht sie? Der König ließe alles über den Haufen fallen! Seien Sie doch gerecht! Lassen Sie ihr ihren Spaß! Sie braucht Gegengewichte gegen seine Launen!"

„Sie schläft mir aber kaum mehr! Nach Tisch

schläft sie garnicht mehr! Sie walzt ununterbrochen, zu jeder Tageszeit, jeden Tag! Wie soll ich sie denn, unter solchen Umständen, heil über den Winter bringen? Sie ist kein Riese; sie ist zart!" Mit Tränen des Zornes und der Besorgnis in den Augen, richtete sich die Voß auf. „Ich wollte," sagte sie mit tatwerdender Entschlossenheit, „wir säßen in Paretz, und die Darmstädter," zischte sie, „holte der Teufel!" — „Allerdings!? Allerdings," sprach Massow jäh melancholisch, nachdenklich zog er die Schnupftabaksdose zur Tröstung, „zu denken.. daß in Paretz die Äpfel schon reif sind? .." Er nieste, daß ihm die Tränen kamen. „Zum Wohle! Ach ja! man schläft in Paretz wie nirgends in der Welt! O vanitas, vanitas!" Die Voß stieß Massow's Bein vom Tischchen. „Kommt wer? .." Der Voß horchend angespannter Kopf befahl: Ruhe! Nun hörte auch Massow das jauchzende Lachen und jubelnde Schreien, das vom Inneren des Palais her durch die Türen hereindrang. „Es geht so nicht weiter!" stieß die Voß vor. „Ich muß Ordnung machen!" Mit dumpfem Poltern fiel etwas, es war wohl ein Möbelstück, in den Privatzimmern der Königin um; zu unerahntem Höhepunkt schwoll die Lach- und Schrei-Symphonie. Mit hellem Proteststriller stieg Luisens Stimme über den „würdelosen" Krawall, der so pietätlos die Grabruhe des steifen Palais durchhallte; wie eine streitfertige Korvette, unter dem Druck aller ihrer Segel rauschte die Voß ab. Massow gähnte; die Situation war ihm peinlich. Er

huschelte sich in einen Fauteuil und stopfte sich ein Kissen zwischen die Sesselwölbung und seine gepolsterten Rippen. Nun war ihm wieder behaglich; jedoch der Lärm in Luisens Zimmer hielt unentwegt an, er ließ den gewollten Halbschlummer nicht gelingen. Massow seufzte, stöhnend zerrte er sein goldverschnittenes Audienzbüchlein aus der bauchangespannten Weste, widerwillig gab sie es frei. Faul, mit angefeuchteten Fingern blätterte Massow: . . „Hier! ‚Von Kleist, ehemals militaire, lieutenant im Regiment Garde in Potsdam, bedankt sich für das Gnadengeschenk von fünfzig Louisd'ors . . . für literärische Studien.'" Das Büchlein klappte zu. „Es war der nichtstuerische Neffe der Frau Rittmeisterin Kleist, in Potsdam? Weil die Frau Rittmeister in den fehlgeschlagenen Familiensproß verliebt ist, drum hat wieder unser süperber Schwan herhalten müssen? Na ja, fünfzig Louisd'ors für ein . . Gedicht von ihm?! Verrückt!" Massow erhob sich, von der Anstrengung wankend, sah er auf sein Stundenei. „Zeit zum zweiten Frühstück!" Im Vorübergehen schlug Massow die handbeschriebenen Huldigungsblätter des Audienzbesuchers auf; er las; Massow's wulstige Lippen waren verächtlich aufeinander gestellt, als schmeckten sie Galle:

„So setze denn den Jammer deines ganzen Volks,
Gleich einem erzenen Sprachrohr an, und donnre,
Was seine Pflicht sei, in die Ohren ihm —!"

Massow verzog das Antlitz.

Politische Versche?

„Wir leiden, was ein Volk erdulden kann" . . Unwillig schob Massow die Blätter zur Seite, möglichst weit weg von sich. „Wer ‚leidet' denn bei uns? Der chassierte Kerl ist verrückt! Wenn es ihm bei uns nicht paßt, so kann er ja nach Österreich gehn!? Die raunzen auch allerweile! Ach ja! Tatatata! Er soll zum Louis Ferdinand gehen. Diese ‚Unzufriedenen'! Aber," Massow lächelte, „dort kriegte er keine fünfzig Louisd'ors! Undankbare Schafskoppbande! Wo lebt man denn noch so bene wie bei uns?" Massow trällerte: „So leben wir, so leben wir, so leben wir alle Tage!" Würdig schritt der Oberhofmeister durch die Türe. „Schon gut!" sagte er abwinkend zu den zwei tiefdienernden Kammerhusaren. „Herr von Buch vertritt mich für den Rest des Tages!" Im Portal blieb Herr von Massow genießerisch halten: Berlin amüsierte sich auf der Breite der „Linden". In das oberhofmeisterliche Gesichtsfeld kroch etwas Dickes, schlaghaft Keuchendes: Herr von Köckritz, Friedrich Wilhelms Generaladjutant stapfte die Rampe des Palais empor. Ernst und kummervoll hielt der kleine, fette General den Kopf gesenkt. „Verehrter Gönner und Freund," hub Massow pointiert witzig und bewußt geistreich, wie der verewigte Philosoph von Sans Souci an: „Sie zeigen die sorgenvolle Haltung Friedrichs, der der Große genannt wurde, weil er klein war? Vielleicht sind Sie doch ein ausgeglittenes Kind des großen Königs? Hm?" Stumpf sahen Köckritzens

gerötete Knopfaugen in Massow's fidel und überlegen schmunzelndes Antlitz. „Wenn Sie Friedrichs Kind wären, reparierten Sie des großen Königs einziges Manko vor der Nachwelt!" Aufreizend liebkosend gab Massow dem königlichen Generaladjutanten, der ihn mit seinen wässrigen Augen bekümmert ansah, einen Klaps auf die Kartoffelnase, die jäh zurückwich. „Bloß dieses entzückende Gesichtshörnchen," sprach Massow teilnehmend weiter, „das war beim großen König . . bösartiger! Häh? Edler Sproß der märkischen Raubritter? Wie geht es, wie stehen die Potenzen? Sind Sie in Ungnade?"

„Schlechte Nachrichten, wieder schlechte Nachrichten aus Rußland!" schnaufte Köckritz. „Es ist zum Jammern!" Auf der Stirn des königlichen Adjutanten stand Schweiß, Köckritz zog das Taschentuch. „Es scheint doch, daß der junge Herr Zar durch jemanden zum .. Intrigieren verführt wird; wer hätte das von diesem chevaleresk-gütigen Herrn gedacht? Was hat er davon, daß er uns zu einer Art . . Krieg . . mit Frankreich, scheinbar, zwingen will?"

„Ich habe Hunger! Assez!" sprach Herr von Massow schroff abweisend. „Zudem: Mein Dienst ist aus! A Dieu!" Massow schritt die Rampe nieder. Breitspurig trat er, die Handschuhe sorgsam schließend, der strammstehenden Schildwache „aus erzieherischen Gründen" nicht für ihren Gruß dankend, in das fröhliche Durcheinander der reitenden, fahrenden, promenierenden und klatschenden Berliner „Gesellschaft", die

geputzt, in Wagen, Cabriolets, Kutschen und auf hohen Stöckelschuhen sich schwatzend lüftete, zeigte und Appetit zum diner holte. Den Stock nahm Massow unter den Arm. Lebfreudig schritt der königliche Oberhofmarschall, Exzellenz und Wirklicher Geheimer Kammerherr, durch die ehrfurchtsvollen Grüße von rechts und von links. Jovial erwiderte er einige devote Kratzfüße, vergnüglich nickte er den schönen Frauen zu. Feierlich tauchte aus der Friedrichstraße ein riesiger königlicher Glaswagen auf; er holte die Königin und deren Geschwister zur Mittagstafel nach Bellevue. Herr von Massow sah mit Befriedigung, daß die Wache vor dem Palais die zwei Diplomatenwagen, die wie deplazierte Inselchen im farbigen Auf und Ab des Korsos ragten, zur Seite beorderte, damit Luisens Karosse bequem die Rampe emporfahren könne. Einer der Lakaien, die steif auf dem „Serviteurbrett" hinter dem Glaswagen ragten, sprang ab und verschwand im Palais. „Nun kriegt der faule Buch endlich Arbeit!" Brüsk übersah Herr von Massow das Kompliment des bayrischen Geschäftsträgers: was geht uns dieses ausländische Pack an? Der König sollte sie alle ausweisen! „Hollahheh! Naturellement fahre ich mit!" Herr von Massow kletterte in die Luxuskutsche eines Bekannten, um sich den Weg zu Josty zu kürzen. Lieblich, ferneher, die Linden entlang ertönten Trommeln und Pfeifen; Infanterie zog von irgendeiner Parade heim. Der präzis dröhnende Gleichschritt scholl empor, er weckte den „diensthabenden"

Kammerherrn von Buch, vor dem schon seit einiger Zeit ehrerbietigst der Lakai stand. „Die Karosse ist da, aufzuwarten, Herr Kammerherr!" Herr von Buch begann die gespreizten Finger seiner Hand zu zählen: „Eine Karosse?" fragte er, „eine Karosse für: premièrement, Ihre Majestät; deuxièmement, für Dero Hohe Frau Schwester? Die Frau Prinzessin Ika Solms? Verwitwete Prinzessin Louis? Königliche Hoheit? Die Frau Schwägerin von des Königs Majestät, du, Schurke? Troisièmement, für die Frau Prinzessin Therese von Thurn und Taxis, Ihrer Frau Majestät andre Frau Schwester? Nümero vier und fünf: den Herrn Erbprinzen Georg von Mecklenburg-Strelitz, Durchlaucht, ordentlicher, und Prinz Karl von Mecklenburg-Strelitz, Durchlaucht, Halbbruder Ihrer Königlichen Majestät?" Von oben bis unten, verächtlich aufs Letzte maß Buch den zerknirschten Lakaien. „Das sind, hohläugiger Schafskopf: fünf! Fünf Allerhöchste Herrschaften! Für eine Karosse? Besser: eine Karosse, für fünf Allerhöchste Herrschaften? Und die Hofdamen? Heh? Die sollen wohl auf dem Kutschdache sitzen? Hollah? Nun!? Äußere dich, hirnloser Arnaute!" Herr von Buch erhob sich. „Worin soll ich, worin soll die Frau Oberhofmeisterin, die Frau Gräfin von Voß fahren?"

„Gehorsamst zu vermelden, Herr Kämmerer: Begleitung fährt heute nicht mit!"

„Soo?" skandierte Herr von Buch. „Begleitung fährt heute nicht mit? Hat das die Frau

Oberhofmeisterin, Exzellenz, Gräfin von Voß so verfügt? Oder: denkt sich das, am Ende nur, dein deroutierter Querkopf? Lasse mich ausreden!" Zornig, vernichterisch lorgnettierte Herr von Buch den Bedienten. „Hast du vielleicht schon einmal gehört, du, tête carrée, daß eine preußische Königin! ohne Begleitung.. ausfährt?" — „Es ist der ausdrückliche Wunsch Ihrer Majestät, Herr Kämmerer . ." — „Soo? . . Und der genügt dir nicht? Was? Siehst du noch nicht," herrschte Herr von Buch den Lakaien an, „daß es also möglich ist, daß eine preußische Königin ohne Begleitung ausfährt? Herr Gott, als ob eine Majestät, wie die unsere, nicht immer Majestät bliebe, ob mit oder ohne Begleitung!? Weißt du was?" sagte Herr von Buch leutselig, seine Lorgnette zusammenklappend, „schere dich zum Teufel! Sieh aber zuvor, zur Deckung meiner Verantwortlichkeit, in der Kanzlei nach, ob nicht doch vielleicht, ordnungsgemäß, ein Akt über die Königliche Ausfahrt ohne Begleitung herabgelangte!" Buch schüttelte den Kopf: „Inconvenience über inconvenience! Komme mit! Halt!" befahl er. Der Lärm, der aus den Zimmern Luisens niederhallte, erregte Herrn von Buchs Bedenken; der Spektakel wirkte ehrfurchtuntergrabend! „Mensch!" sagte Herr von Buch. „Worauf wartest du denn noch? Schau, daß du endlich zu deiner einsamen Karosse kommst! Auweia, an dir ist Hopfen und Malz verloren! Man soll inzwischen, wenden!" Degenklirrend stieg Buch die Treppe hinan. „Der Lärm

ist schauderös! Es geht in der Königin Zimmer zu, als würde dort ein halb Dutzend Menschen umgebracht!" Zwei-, dreimal pochte Herr von Buch zart und vergeblich. Er hörte einen Schrei, der wie „Herein" klang, diskret öffnete Herr von Buch, heftig flog ihm ein Kissen ins gepflegte Antlitz. Noch wüsteres Gelächter, rasendes, wonnevolles Beinegestrampel erscholl in Luisens Zimmer. „Jetzt ischt's aber genug!" rief Luisens Stimme. „Hört's auf, Kinders! Büchlein!" Sie platzte wieder los, als sie Buchs fassungsloses Antlitz ergeben schmunzeln sah. „Verzeihen Sie, Buch!" bat Luise, „das Geschoß galt mir!"

„Jedes Ereignis," sprach Herr von Buch bei tiefer Verbeugung, „im Dienste Eurer huldvollen Majestät, ist mir ein Vergnügen und höchste Ehre!" Buch erstarrte: Zur Hälfte war der Königin Schreibkabinett, bis zur Manneshöhe, mit einem wüsten Durcheinander von aufgerissenen Pappschachteln vollgeräumt; pariser Hüte, Kleider und Strümpfe in allen Farben, Handschuhe und Bänder entquollen allüberall. Herr von Buch sah seidene Unterwäsche, er verneigte sich wohlerzogen: „Die Karosse ist hier, Eure Majestät; ich gehe, mit Dero Erlaubnis, voraus!" Mit vollendetem Takt zog Herr von Buch die „kompromittierende" Türe zu. Sofort begannen wieder im Zimmer die weichen, raschelnden Geschosse ihre Arbeit. „Kinders! Die Karoß is da!" — „Du kommst uns nit aus! Du bist doch männernarrisch, Luis!" — „Theresle!?" Purpurrot, mit forcierter Kraftanstrengung schwang

Luise, wie ein ausgelassenes Schulmädel, in jeder Hand ein wurfbereites Kissen. „Paßt's obacht!" Luisens Sandalenschuhe traten sich festen Stand im Putzwirrwarr, drohend zielte Luise: „Revozier'! Sonst kriegst' beedes auf'n Kopp! Vastehste? ‚Männernarrisch' soll ich sein? Wo ick bis heut' schon acht Kinders als sittsam Eheweib geboren hab'?" — „Eben!" sagte der mecklenburger Erbprinz mit tiefem Baß, er saß in Deckung hinter einem mühlenradgroßen Pappkarton, „das ist der Beweis!" — „Duuu!?" Wohlig drosch Luise auf den Bruder los, er duckte sich und riß heimtückisch jäh an den Brüsseler Spitzen, in die sich Luisens Fuß verwickelt hatte; sie verlor das Gleichgewicht, wankte und fiel in die Arme der aufjubelnden Geschwister, sie wurde umgedreht und lag auf dem Boden, stürmisch umhalst und geküßt, gestreichelt und umschmeichelt von gezückten Mündern und Nasen. „Luisch?" — „Luischen?" — „Süßer Aff!" — „Uff . ." schrie Luise, „uff; i hab' keene Luft! Ick versticḱ! Laßt's mir . . mei Leben! Karlchen! Du kriegst 'ne Backpfeife!" — „Wie gut sie's Berlinisch kann!" — „Herr Jotte doch!" — „Luisch! . ." — „Nich! Laßt mir! Es hat scho wieder 'klopft! Kindersch! ‚Würde und Haltung' predigt mei Voß! J krieg mein' Tee . . von ihr! Contenance! Nich kitzeln!" schrie Luise. „Nich! Ich versticḱ, i schnapp' um!" — „Sie brillt no immer wie früher!" — „Du bist süß, Luisch, komplett süß!" — „Luft" Mit den Armen ruderte sich Luise die Geschwister vom Leib; die Augen tränten vergnüglich

erschöpft; schweratmend saß die preußische Majestät auf dem Parkett. „Hussa .. Kinderchens, laßt mir Puste holen!“ Luise atmete, als wäre sie am Ersticken. „Ich bin kabutt!“ — „Luisch!“ Wieder waren die geschwisterlichen Nasen liebkosend in Luisens Gesicht, die Münder küßten. „Seid .. nich so .. scheneröß, mit eiren .. Gefihlen!“ Kokett brachte sich Luise in Ordnung. „Wie ick jetzt ausschau!?..“ Das zarte Seidenkleid war Luise über die Schulter niedergeglitten, auf der alabasternen Wölbung der bloßen Brust ringelte sich rötlich leuchtend ein Haarstreif der zerstörten Audienzfrisur. „Guck doch, Georg! Guckt doch, wie scheen die Luisch is!“ rief die Thurn und Taxis begeistert. „Die kleine Näs, die sie hat!“ Mit beiden Händen hielt Therese die widerstrebende Schwester, die glücklich und stolz lachte und auf wollte, auf dem Boden fest. „Wie e griechisches Götterweibche sieht se aus! Tragst' jetzt immer seidene Strümpf an deine Götterbeinche?“ Hastig zog Luise die Beine an sich, unter den Rock. Verlegen, über und über rot im Antlitz, schluckte Luise, sie hob den bloßen Arm, um die Frisur an der endgültigen Auflösung und am Niedergleiten zu verhindern. „Guckt's die blonden Haarle unterm Ärmle an!“ Luisens Ellenbogen preßte sich deckend an die Brust. „Therese,“ sprach hoheitsvoll, als Kavalier, Prinz Georg, „jede Dame der großen Welt trägt heute Seide!“ — „Selbstverständlich!“ sagte Ika. „Meine Pauline . .,“ sprach Georg. „Hohoh,“ lachte Karl, „seine Pauline! Es ischt zum Wälzen!“

2*

Sie trommelten voll Angst den Familienjüngsten auf den Rücken, damit der Prinz nicht an seinem anzüglichen Prusten zugrunde ging. „Seine.. Pauline!".. keuchte Karl. „Benimm dich!" verwies Georg. „Was weißt du .. von meinen .. Amouren!?" — „Ich hab' nur gedacht.. die Schwester vom Napoleon trägt sich immer.. nacket!?"

„Karl!"

„No ja, du weißt's halt von der Großmäm', daß die ‚Welt' seidene Strümpf' tragt!" Karl wandte sich an die andern: „Die Großmäme trägt nämlich jetzt seidene Strümpf', müßt's ihr wissen! Vürnehm geht die Welt zugrund." — „Die Großmäme trägt — seidene Strümpf? .." — „Sag', Georg," sprach Luise; interessiert legte sie ihre Hand auf Georgs Arm, der darüber sehr stolz war. „Napoleons Schwester muß eigentlich himmlisch sein?" Mit melancholischer Wichtigkeit nickte Georg. „Die Pauline ist schön wie die Aphrodite!"

„Unsere Luisch is auch schön!" begehrte die Thurn und Taxis auf. „Unsre Luisch is viel schöner, als die italienische Schartäken!"

„Du verstehst das nicht, liebe Therese!" In selige Erinnerungen verstrickt, sann Luisens Bruder vor sich hin; sie schwiegen, ehrfürchtig, mit wohligem Schaudern sahen sie den „Viveur" der Familie an. „Die Pauline ist bloß .. aufrichtiger!" konstatierte Georg; ärgerlich stieß Luise den Bruder von sich: „Frech is se!" Sie faßte sich. „Du, Georg.. sag' mir, statt daß

d' Unsinn redtst! wie geht's der Großmäme mit der Gicht? Ihr habt's mir überhaupt noch gar nichts von ihr verzählt!" Schmerzlich nahm Georgs Miene von seinen Erinnerungen Abschied. „Läßt sie sich noch immer aus die galante Memoirche vorlesen?" Wieder schlang Luise ihren Arm in den ihres Bruders, sie „huschelte" sich eng an ihn. „Is sie en bonne santé?" — „Die Großmäme," schrie Karl, „tut jetzt immer de Hand vor den Mund, wenn e ‚gefährliche' Passasch in de Memoirche kommt!" Er ahmte nach: „‚Hüppet, hüppet drüber weg, aber leget mir ei Zettelche für später nei!' Es ist zum Schießen!" Karl schlug mit den Beinen; gerührt lachte Luise. „Gott segne die Großmäme! Sie hat uns Waise gut betreut; wie e Mutter! Drum sind wir nit so . . ‚aufrichtig', wie . . andre Weibsleut!" Therese nickte. Es war still im Zimmer. Frau von Voß faßte vor der Türe den Entschluß, die Situation zu nützen. „Sagt's," sprach Luise, „schlägt der Onkel Georg noch immer seine Purzelbäum' zur Verdauung? Schnitzt er no allerweil Hollunderpfeife? Gott, is das e lieber alter Herr g'wese! Überhaupts . . !"

„Luisch!?" fragte die Thurn und Taxis besorgt. „Luisch!? . ."

„Kindersch," sagte Luise, „kommt's her! Wenn nur die Lolo auch bei uns wär'! Ihr oller hildburghausner Knopf hätt' ihr scho die Reis' zu uns verlauben könnt! Nit?"

„Dem kost' all's z'viel Geld!"

„Horcht?" sagte Karl, er hob den Finger. „Ist das bei euch in Preuße . . Hofzeremoniell?"

Dumpf und eintönig, wie der brandenburgische Präsentiermarsch, trommelte es an die Garderobenzimmertüre; hastig, schuldbewußt sprang Luise vom Boden auf. „Die Voß! Jetzt krieg i mein' Wischer! Es ist zum Anziehe Zeit!" Luise knüpfte ihr Frisurband. „Gott, bin i e schlampiges Muschter! Wenn das mei Kerle erfahrt, macht er Krach! Was? . ." Luisens Kopf wich zurück; argwöhnisch, mit komischem Ernst, den Kopf wie ein störrisches Fohlen an sich gezogen, fixierte Luise den großen pariser Bonbon, den ihr Georg in den Mund schob. „Merci! . . Und gelt's? Ihr seid's jetzt g'scheit?!" Im behaglichen Kauen innehaltend, schrie Luise in der Voß düsteren Mahnungsmarsch gegen die Türe. „I komm' scho! Ich komme schon!"

Voll Liebe und Rührung sahen sie ihr nach.

„Sie ist goldig!"

„Beim Zeus! Sie ist noch schöner geworden! Wenn's möglich war! Wer etwas gegen sie sagt, den bringe ich um! Der Schurke überlebt seine Injurie keine Sekunde lang!"

„Wenn die 'nen andern Mann g'kriegt hätt!" . .

Entsetzt starrten sie die Ika Solms an. „Donnerwetter!" sagte Karl, „Donnerwetter? . ." — „Wieso?" fragte Georg scharf. „Du hast uns beunruhigt! Erkläre dich!" Düster hielt Georg die Hand an seinen Degen. „Es ist mir neu," sprach

Georg, „daß der preußische König zu unserer Schwester nicht mehr nett wäre!? . ."

„Er is ei — Preiß!"

„Jka!" verwies Georg mit Nachdruck, „die Luise ist glücklich! Unsere Jungfer Husch hat ihr Temperament der Abwechslung . . bezwungen! Es wäre gut, handelten andre . . ebenso!"

„Du bist ei Aff!" sagte Jka, sie streckte dem Bruder die Zunge heraus: „Was versteht's denn ihr von unsere Schosen? . . Der König is dumm!" Die Thurn und Taxis schrie auf. „Jawohl," sagte Jka mit Genugtuung. „Mei erster Mann, der doch sein' Bruder g'wiß 'kannt hat, hat sich oft den Buckel über ihn volllg'lacht! Der König ist dumm . . dumm, und knauserig wie ei Jud! Er quält die Luisch!" — „Schweig!" befahl Georg. „Du bist schwanger! Schwangere Frauen sehen alles falsch! Seien wir glücklich," sprach Georg, würdevoll und aufrichtend zu Karl und Therese gewandt, „daß unsere Luise, als Königin über Friedrichs des Großen mächtiges Reich, so lieb zu uns blieb! Wer sich die Schönheit der Seele bewahrte, so bewahrte, wie unsere Luisch, Jka, dessen Leben ist hell! Du wolltest etwas sagen, Therese? . ." — „Ja . . es paßt aber nit her! Habt's ihr das Buch für die Luisch mit'bracht? Die G'spensterg'schicht', in de Katakomben? Vom Mann ohne Kopf? Wißt's? Die G'schicht' mit der Halbweltdam' und der Kreuzspinnbrosch'." — „Ich bin noch nicht ganz fertig damit!" — „Wie du's aber fertig hast, mußt' es glei

der Luis geben! Die moderne Literatur ischt für alles die beste Tröstung! Wir wollen sorgen für die Luisch!" Sie fuhren zusammen und herum: Strahlend stand die königliche Schwester vor ihnen. „Du bist scho um'kleid't? . ."

„Wir sein fix in Preißen!"

Ehrfürchtig wichen sie zurück. „Nein!" rief Therese, bewundernd schlug sie die Hände zusammen, „ischt das Kleid aber schö!? Luisch?" Gebückt, voll Hochachtung umwanderte die Thurn und Taxis die Schwester. „Das ist ja schon wieder ein neues Kostüm!?" stellte Ika ärgerlich fest. „Das sind ja — Stahlperlen auf der Schleppe? Oder ist das — Silberlahn?" — „Dreh' dich! Dreh' di, Luisch!" bat die Thurn und Taxis. „Ha!" sagte Georg mit Kennermiene musternd, gierig zog er sein Lorgnon aus der Brusttasche. „Wie ist denn das eigentlich . . gemacht? Das, daß die Schleppe so leicht ist, daß der Rock, rückwärts, so eng an deine — wundervollen Formen, liebe Luise, anschließt? Merveilleuse!"

„Ach du!? . ." Unvermittelt, mit jäher Heftigkeit, über und über rot fiel Luise dem Bruder um den Hals. Sie küßte und umarmte ihn. „Du!" sagte Luise, verlegen drängte sie ihre Nase an des Bruders Wange, „du Schaf, du!"

„Entschuldige!? . ."

„Luisch?" fragte die Thurn und Taxis betroffen. „Soll denn das so sein? Die Seide is so dünn, daß ma dei — Strumpfband durchsieht?" Luise machte

sich frei. „Provinzmädche! Etsch!" rief sie lachend, sie stieß mit dem Fuße rückwärts, damit der Rock weniger zeichnete. „Das ist doch die neieste pariser Mod'!? I hab' nur's Hemde drunter an!" Stolz, bei blitzenden Augen nickte Luise, „Luise!" rief Georg, pathetisch breitete er die Arme, „du bist schön, wie Canovas Psyche!" Sie umarmten sich neu. Dankbar streichelnd, schmeichelnd glitten Luisens Hände an Georgs Armen nieder. „Du bist ei Luderchen!" sagte Georg voll Glück; heftig pressend faßte Luise seinen Arm, ihre Augen schimmerten. „Oh, es gäb' scho Momente," sagte sie seufzend, wohlig überrieselt, „ach ja, wo ma könnte, Georgle, wenn ma nich so dämlich wär'.. Allez!" Fröhlich, sich ins Leben bescheidend, schlug Luisens Zeigefinger eine Quart durch die Luft: „Wir wolle jetzt möglichst viele Mensche die Köpf' verdreh'n!" Luisens Fuß schleuderte die Schleppe zurück, Georg öffnete die Türe. „Ika! Gelt!" sagte Luise. „Wenn wir den Louis Ferdinand sehe sollten, sei vernünftig!? .."

„Er wird nicht dort sein!"

„Korrespondierst d' scho wieder mit ihm? .."

„Er hat andres zu tun!" sagte Ika herb. „Kindersch!" rief Luise entlastet. „Los! Aber: Majestätisch!" Sie dehnte, den Kopf hochschraubend, den Hals zur letzten Länge, nahm Lungen und Backen zum Platzen voll Luft, sie blies sich wie ein Pfau auf und schwang sich grotesk in den Hüften, als wolle sie krähen, unwiderstehlich ging der andern Lachen neuerlich los. Er-

schrocken schnell ließ Luise die Karikatur ihrer „Majestätlichkeit“ verschwinden. „Bitte,“ drängte Luise, „seid vernünftig! Ich war dumm! Wir müssen jetzt vernünftig sein!“ Mit beschämtem Schweigen stiegen die Geschwister die Treppe nieder. Frau von Voß und Herr von Buch standen vor Luisens Karosse, um die sich ein dichter dienernder Haufe gaffender Menschen gebildet hatte. Eilig begannen zweier Tailleusen Bleistifte Luisens Kostüm zu notieren; Damen knixten, kopflos zappelten Herrenhüte in der Luft, scharenweis kamen vom Fahrdamm neue Menschen gelaufen: „Vivat unsre schöne Königin!“ schrie's. Bewußt „unwiderstehlich“, „hoheitsvoll“ lächelnd dankte Luisens graziöses Kopfneigen den Huldigungen. Frau von Voß wies die Plätze an; bei tiefstem Knix, als fiele sie zuboden, überreichte eine Hofdame das aufgespannte Sonnenschirmchen, das Luise vergnügt entgegennahm. Der Oberlakai schloß die wappengeschmückte Wagentüre. Der überfütterte Kutscher regte sich, die schweren Pferde regten sich, Geschirre und Livreen funkelten in der Sonne auf, stürmisch drängte das Publikum nach: „Vivat!“ — „Vivat die Königin!“ — „Die neben ihr, is die Erbprinzessin aus Regensburg!“ sagte ein massiver Bürger, sein dicker Finger zeigte hinter der breit davon schaukelnden Karosse drein. „Sie is ooch schön, aber sie is nich annähernd so schön, wie die Unsere! Man sieht ihr an, daß se arm is!“ — „Sie ist unmöglich in ihrer Robe!“ schockierte sich eine Dame. „Das hat man

vor drei Monaten getragen!" — „Na ja: Regensburg!" — „Hätte der dicke Wilhelm seiner Schwiegertochter nich die Hochzeit bezahlt, so hätt' die Königin ooch nich Königin werden können!" opponierte ein quittengelber Herr im zeisiggrünen Frack. „Sie haben in de süddeutschen Kleinstaaten ja alle nischt! Sie hat een jroßes Glück jehabt!" — „Tja, aber sie hat uns dafür ooch herrliche Kinders jeboren!" Um die Ecke bog ein Zug Grenadiere. „Det ist Friedrichs Armee, vor der die Welt Bange hat! Herrjotte doch! Gucken Sie! Wie die Kerls die Beene schmeißen!" Zurechtweisend sah ein junger Herr aus seiner Hornbrille den Begeisterten an: „Wir sind alle Brüder! verstehen Sie!?" — „Selbstverständlich! Ich will ooch keenen Kriech; aber drum kann man sich doch wohl noch am Gleichschritt unserer Kerls freuen? Eins — zwei, eins — zwei! Prächtig! Sie sind vom Re'ment von Wedell!" — „Die französische Revolution hat die Menschenbruderschaft, für die ganze Erde, proklamiert, mein Herr! Liebe braucht keine Waffen, um sich zu dokumentieren!" — „Warum hat denn dann der Napoljum so große Armeen? Heh, Verehrter?" — „Weil er nur mit Gewalt das Reich der Brüderlichkeit über den Erdball erstrecken kann!" — „Quatsch! Hoch lebe Preußen!" Ablehnend sah der Offizier, der wie eine Musterpuppe, feinst gepudert, gebügelt und gekräuselt zur Seite der Truppe ritt, den „Proleten" an, der es gewagt hatte, ihm zuzurufen! Rumm, Rumm, Rumm machten

die Trommeln ihren kriegerischen Lärm; Rumm plumm pumm, wer bindet mit uns an? „Der dritte Ausländer, im ersten Glied! ist aus der Linie!" schrie der Offizier, auf den Rücken des Soldaten drosch ein Unteroffiziersstock. „Feste! Feste!" riefen die Bürger, „dir hätt' der olle Fritz sehen sollen!" Blitzend salutierte des Offiziers Degen die Frau Geheimrat von Tümpelwitz. Im pariser Amazonenkostüm, noch wohlig erregt von der Vorüberfahrt der königlichen Karosse, lispelte die Tochter der Mutter zu: „Der Herr Erbprinz von Mecklenburg, Mamachen, soll es mit Napoleons Frau halten! Ach, sieh doch, Muppelchen, dort fährt Iffland! Sieh nur! Wie schade, daß er gar nicht mehr selber agiert!" In schönen Wellenlinien ließ die junge Dame ihren Kaschmirschal flattern. „Hast du die Billets für Abend besorgen lassen? Der Hof kommt auch! Dort, dort ist der tolle Graf Nostitz, Mütterchen! Dort! Der, weißt du, der gestern mit seiner Schwadron über den Leichenzug setzte! Der, der die Demoiselle vom Justizrat wegen der 10000 Taler geheiratet hat! Er soll allnächtlich, wie der Leander, über die Spree schwimmen, mitsamt dem Louis Ferdinand, zu zwei Hero's? Ist das wahr?" — „Mille tonnerres und Stockschwerenot, hole mich der Schwarze, Herr Kamerad," sprach Nostitzens Begleiter, er strich sich den pomadisierten Schnurrbart, wie ein Kater, den nach Milch lüstet, „meinen letzten Commerz beim Manichäer setze ich dran; die Königin ist scharmanter als alle dreitausend Hul-

dinnen von Berlin zusammengelegt!" Martialisch hielten die Gendarmenoffiziere ihre rasselnden Palasche untergefaßt. Knieweit, die Kavalleristen des „ersten" Regiments bis aufs Letzte ausweisend, bummelten sie, kokettierend, bramarbasierend und salutierend dem menschendurchwimmelten Brandenburger Tore zu. Eng wie Trikots lagen die weißen Uniformen auf den muskelstarken Schenkeln und Schultern, lieblich sangen die Sporen. Drohend wippten die weißen Federbüsche auf den riesigen Dreimastern, hoheitsvoll blitzten die fein polierten Küraſſe, scheu wichen die Bürger aus dem Wege der lackierten Kanonenstiefel der Herren. „Nostitz! Die Friederike Solms ist prima primissimo! Potz Zieten und Roßbach, der Kamerad Solms hat ihr mit Recht schon vor der Ehe das Kind jemacht! Sie ist kernig und fest, grazil, wie die Jungfrau am ersten Schöpfungstag! Wenn man mit ihr tanzt, ist's, als erlebe man zwei Hochzeitsnächte auf einmal! Das darmstädter Blut ist wie Burgunder!" — „Leuthen und Fuchsschwanz, beim alten Fritz!" stieß Nostitz vor, „komm, drehen wir! Dort kommt der Scharnhorst!" Hastig drehten sie. „Der verfluchte Ausländer!" schimpfte Nostitz. „Ich schrieb ihm in die Kriegsschule, daß ich unpaß sei! Sieht er her?" — „Nö! Verstehe übrigens noch immer nich, wieso der König diesen hannöverischen Bauer zu unserem Lehrer machte! Majestät ist bedauerlich von den französischen Revolutionisten anjesteckt! Ein Pereat dem Seifenwasser!" — „Königliche ‚Demokratie'!!" — „Die

Fuchtel gehört der Kanaille! ‚Egalité'?" Des Gensdarmen Reitgerte klatschte an den Stiefelschaft, entsetzt schreiend lief ein altes Weib davon. „Werden bald den Herren Ohnehosen ihre weltbeglückende ‚Freiheit' versalzen!" „Der Scharnhorst muß gehen! Sollen wir uns auf die Dauer von einem dreijährigen ‚von' kommandieren lassen?" — „Mein tailleur!" sagte Nostitz ungehalten. „Echappieren wir zu Kranzler! Der Fouille merde ist im Stande, mich auf der offenen Straße an die Rechnungen zu mahnen! Parole d'honneur, es wird Zeit, daß sich Preußen aus der Schlappheit aufrafft! Des Königs Sentimentalität macht den Pöbel an allen Ecken frech! Warum haben wir nicht Österreichs Stolz und des Zaren Energie?" — „Hast du die Unteroffiziere gut im Theater verteilt? — „Beim Held Seydlitz! Es wird ein Teufelsspektakulum werden! Verlaß dich darauf! „Sie traten in die überfüllte Konditorei, in der Herren und Damen auf orientalischen Kanapees lagen und rauchten und schäkerten.

„Eure Majestät, rechnen Sie nicht auf Preußen!" sagte Erzherzog Karl in Wien zum Kaiser. „Berlin läßt sich doch von Frankreich alles gefallen! Denken Sie dran, was Ihnen der Louis Ferdinand geschrieben und gesagt hat! In Preußen ist das Epigonentum am Ruder; man schwört dort wieder völlig auf Friedrichs des Großen Jugendgrundsatz, daß wir und Preußen Erbfeinde sind!" Besorgt sah der Erzherzog die Minister an, die in hochachtungsvollem

Widerstand schwiegen. „Womit sollten wir denn den Krieg gegen Napoleon führen? Denken Sie doch, Majestät, an Ihren widerspenstigen ungarischen Landtag, an unsere innere Zerfahrenheit! Es ist keine Batterie bespannt!" rief der Erzherzog. „Wir haben kein Geld! . ." — „Das Geld gibt England? Nicht? . ." Unsicher schielte Kaiser Franz zum Minister Cobenzl, der ihm beistimmend und beruhigend zunickte: „Gewiß, Eure huldvolle Majestät!" — „Ich kann nicht mehr in Ehren existieren!" rief Kaiser Franz. „Ich bin beleidigt! Es muß was g'scheh'n! Cobenzl," der Kaiser Deutschlands faßte seinen Minister beim Arm, er zog ihn als Hilfe in den Vordergrund, mitten hinein in den Kreis der opponierenden Brüder. „Wie war das, erzählen S' das jetzt, das, was Sie mir vorhin erzählt haben, von .. Luisiana .. und von der Schweiz? Paß' auf, Karl," sagte Kaiser Franz, er sah mit Befriedigung, daß sich Cobenzl zur Verteidigung seiner Position aufrichtete, „jetzt lernst' was!" — „Spanien hat, Eure Majestät," sprach Cobenzl ehrerbietig-glatt, „wie Eure huldvolle Majestät weiß," des Ministers höfisches Wort desavouierend, blinzelten höchstunsicher des Kaisers Augen, „Spanien hat das Vorkaufsrecht auf Luisiana gehabt! Trotzdem, Kaiserliche Hoheit," sprach Cobenzl vorwurfsvoll zu Erzherzog Karl, „verkaufte Napoleon die Kolonie an Amerika! Ohne Spanien auch nur zu befragen! Trotzdem Spanien, als Bundesgenosse, an Kaiser Napoleons Seite

steht!" — „Also, Cobenzl," wehrte der Kaiser ab, enttäuscht und unwillig schnippte er mit den Fingern, „das in Spanien .. das hat andre Gründe g'habt! Das Luisana, oder wie das Zeug heißt, das hat Spanien selber verschustert!" Delikat widersprechend hob Cobenzl die Hand. „Jawohl! Deswegen, nämlich," sagte Franz, „weil der Napoleon sonst dem König, mei'm Onkel, vom G'spusi des Goday mit meiner Tant' erzählt' hätt'! Jawohl! Das Ministerium Goday hat deswegen mit dem Napoleon unter einer Decken g'spielt!" Die Erzherzoge lächelten. „Wie war aber das mit der Schweiz, Cobenzl?" rief ärgerlich des Deutschen Reiches Kaiser. „Erzählen S' doch das! Das paßt eher! Dort hat der Napoleon doch auch? . . . Du?" Überredend, haltsuchend und sehr ungeduldig schlug der Kaiser seinem trüb aufsehenden Bruder, der sorgenvoll und ärgerlich vor sich hingeblickt hatte, auf den Degengriff. „Hör zu! Der Napoleon hat auch den Luneviller Friedenstraktat verletzt! Er hat mir doch da drinnen feierlich versprochen g'habt, daß er Italien nicht an Frankreich angliedern wird, daß er keine Erbmonarchie draus macht! Und jetzt? Jetzt hat er beides g'macht! Hab' ich nicht recht?" Reglos, vervielfacht durch die venezianischen Wandspiegel rundum, stand die kleiderprunkende Korona inmitten der geschnörkelten Pracht; feierlich nickte Cobenzl; sein Blick zeigte die Verbitterung, die stets auf den Kaiser wirkte, der immer nachgab, wenn ihm mit einer

Demission gedroht wurde. „Und seine miserabligen G'setz' hat er doch auch in Italien eing'führt?" fuhr Kaiser Franz ängstlich fort. „Und Genua hat er seiner Schwester g'schenkt! Es geht nicht!" Bang schielte der Kaiser zu Cobenzls undurchsichtiger Miene. „Ich krieg' mei Toskana und Modena nie mehr! Jessas, Jessas." Der Kaiser tupfte sich mit dem Taschentuch Nase und Mund: Cobenzls Gesicht wurde freundlich! „Ich verlier' mein Venedig! Es muß was g'schehn! Der Cobenzl hat recht! Unbedingt! Ich geb' nit nach! Nein! Ich bin doch schließlich einer von die ältesten Monarchen in Europa!? Ich lass' nit so mit mir umspringen! Nein! Schau," bat der Herrscher des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation überredend den Bruder. „Der heilige Vater in Rom wackelt ja auch schon! Jessas, Jessas!" Ratlos, wie er sich und die Brüder überzeugen sollte, sah Kaiser Franz in der Richtung der Stephanskirche durchs Riesenfenster mit den zierlich gerafften Vorhängen, zum Bild der Maria Theresia. „Ich darf mich nit so behandeln lassen! I mag nicht! Wenn i mi jetzt schwach zeig', macht mir der Napoleon die Revolution im Land! .. Die verfluchten neumodischen Ideen! Merkt's denn nicht? Der Napoleon ist die Revolution auf'm Thron! Jessas, Jessas, wie sich die Welt verändert hat, seit's mei selige Tant' in Paris hing'richt't haben?! Mit jedem gemeinen Soldaten red't der Napoleon?!" — „Das haben auch Joseph und Friedrich getan!" — „Lass' mi in Ruh mit die Zwei! Allerweil, aller-

weil soll der Napoleon 's Volk fragen? Cobenzl? Is das wahr? Herrschaft! Da muß 's Volk ja größenwahnsinnig werden?" — „Gewiß, Eure Majestät!" Erzherzog Johann drängte den Minister zur Seite. „Man kann auch Herrscher sein," sagte Johann, „wenn man persönlich mit dem Volke verkehrt! Kaiser Josef und der alte Fritz . ." — „Haben die die französische Revolution aufg'halten? Also? Ihr seid's wie die Preißen: allerweil stoßt euch der alte Fritz auf! S'is a neie Zeit!" Verwirrt sah Kaiser Franz vom einen zum andern. „In Italien hat der Napoleon ja auch 's Volk abstimmen lassen? Cobenzl?? Nitwahr? In Holland auch? . ."

„Auch in der Schweiz, Majestät!" half Graf Stadion.

„Also, da hört's es!" rief der Kaiser aufgebracht, „auch in der Schweiz: Volksabstimmung!" — „Das sind doch bloß Finten von Napoleon, Majestät! Um seine Pläne leichter durchzuführen! Es steht stets Napoleons Wille hinter diesen angeblichen Volksabstimmungen!" — „Meinst? Das wär' fein! Das heißt: Dann ist's ja noch schlimmer? Wenn all's von ihm abhängt, nimmt er mir am End' auch noch die Adria und den Balkan weg, und der Zar, Jessas, der Zar lacht sich dann den Buckel voll? . ." — „Sie hätten eben seinerzeit," sagte Erzherzog Johann, „gegen Napoleon auftreten sollen!" — „Ich hab' doch damals g'glaubt," sagte Kaiser Franz wehleidig, „ich hab' g'glaubt, er läßt mi dadurch in Ruh'!

Die Berliner haben auch nix 'tan!" — „Der König von Preußen ist nicht deutscher Kaiser!" — „Meine damaligen Minister haben g'sagt: es sei ei neie Zeit, der man Rechnung tragen müßt'! Erst der Cobenzl hat mir die Augen aufg'macht. Übrigens: i hätt' anders nie die Preißen in Frankreich ausg'stochen! Wie die französische Revolution losgangen is, waren wir doch alle wie verrückt!? Jeder hat Angst g'habt, daß er jetzt abg'setzt wird, wo's Volk drauf 'kommen is, was für eine Macht 's hat, wenn's sich nicht von uns leiten laßt! Jessas, Jessas, i hab' so g'hofft, daß mit die Revolutionsg'fahren aus is, wie sich der Napoleon zum Kaiser g'macht hat; ja, Schnecken! Was soll i tun? So ratet's mir doch, dazu seid's doch da!?" — „Bei stärkerer deutscher Politik hätte Eure Majestät die süddeutschen Staaten in der Hand behalten! Jetzt . ."

„Dich kenn' ich! Nachher red't si jeder leicht; damals hat's mich nit brennt, drum hab' ich's nit blasen! Übrigens: i kann nix dafür, daß i in Italien bin erzogen worden, mei Mutter war a Spanierin! I versteh' nix von Deitschland! Halt! Cobenzl, meinen S' nicht, daß am End' die Luis' ihren Mann rumkriegen könnt'? I tät ihr gern ein' Schmuck dafür schenken! Lachen S' nicht so blöd! Ei Frau vermag viel über ein' Mann! Sie san auch unterm Pantoffel! Schauen S', die verewigte Marie Antoinette, mei selige Tant': die hat, unter uns, ganz unter uns g'sagt, viel Schuld in Frankreich g'habt!

3*

.. Also, Sakrament, wenn S's nit glauben, so lassen S's bleiben! Nit harb sein! Meinen S', die Luis tut was für mich?"

„Die Königin von Preußen, huldvolle Majestät, bekümmert sich in gar keiner Weise um die hohe Politik! Die Königin Luise, Majestät, ist kokett, oberflächlich, putzsüchtig und bar jeder großen Anschauung der Dinge."

„Also wie alle Weiber? .. Hm? Der Louis Ferdinand hat aber doch immer so .. begeistert von ihr g'redt?" Cobenzl lächelte. „Auf den halt' i nämlich was! Wenn der in Berlin König wär! .." Nun lächelten auch die Erzherzoge. „Was habt's denn?" — „Die Königin ist eine grande amoureuse, Majestät!" — „Ah? Da schau! Deswegen? Schön g'nug is's! .. Also da is nix! Weiter!" Unwillig schüttelte Erzherzog Karl den Kopf. „Wenn Eure Majestät," sprach Cobenzl, „die Huld hat, meiner Politik weiterhin zu folgen, so besteht die Möglichkeit, daß Eure Majestät jetzt wieder Ihr preußisches Schlesien zurückerhält!" — „Mei Schlesien?" Ängstlich und beglückt zugleich wich der Kaiser vor seinem Minister zurück. „Schlesien? Ja, wie wär' denn das? .." — „Der Herr Zar ist, Eure Majestät, fest entschlossen, wenn sich Preußen nicht sehr bald auf unsere Seite stellt, es mit Gewalt dazu zu zwingen!"

„Mobilisieren!"

„Majestät!" schrie Erzherzog Karl beschwörend auf. „Überlegen Sie doch, was Sie tun!"

„Gar nix! Wenn i Schlesien krieg, is nix z' über-

legen! J mobilisier'! Sei stad! Was wollen S' noch sagen, Cobenzl? Schnell!"

„Aber auch im anderen Falle, im Falle sich Preußen doch noch freiwillig unserer Koalition anschließt, winkt Eurer Majestät Erfolg durch die Kriegserklärung an Kaiser Napoleon! England gibt," sprach Cobenzl, „auf jeden Fall Geld, Rußland gibt die Truppen! .." Kaiser Franz legte seinem Minister die Hand auf den Arm. „Cobenzl! Sagen S'!" bat er. „Können wir nicht den Zaren den Krieg allein anfangen lassen?" — „Mein britischer Kollege Pitt stellt, leider!, Eure Majestät, die Subsidien für Eure Majestät nur dann zur Verfügung, wenn wir sofort, ohne jeden Rückhalt, losschlagen! Schlägt der Herr Zar allein los, Majestät, so sind Eurer Majestät orientalische Pläne im Wasser, was ich doch auch .. sehr zu bedenken bitte! Zudem! Ich darf es Eurer Majestät nun nicht mehr verschweigen: Fürst Czartoryski hat mir angedeutet, daß uns Rußland in diesem Falle den Krieg erklären würde!"

„Was? .. So eine Gemeinheit! Ja? Wie? Das ging mir noch ab?" Konsterniert sah der Kaiser seine Brüder an, die die Achseln zuckten. „Was sagt's da dazu? Er will mi zwingen? .. Wie mit dem Preißen will er mit mir umgeh'n?" Ernst nickten die Minister. „Siehst, Karl," rief der Kaiser, „es geht nit anders! Wir mobilisieren! Das heißt, passen S' gut auf, Cobenzl, Stadion, kommen S' auch her! Wir ziehen einen ‚Sanitätskordon' an

der Westgrenz'! Wegen der — Seuchen, sagen ma!" Kaiser Franz drehte sich. „I kann mit einem Vertragsbrüchigen nicht im Frieden leben, Karl!" rief er. „Jetzt oder nie ist die Gelegenheit, daß mir der Napoleon alles z'rückgeben muß, wie's vor der französischen Revolution war! Die können ma jetzt ung'schehen machen! Sonst geht die G'schicht' immer weiter, und i verlier' eines schönen Tag's mein' Thron, und ihr .. ihr verliert's eure Apanage!" — „Eure Majestät erklärte vor drei Jahren," sagte Erzherzog Karl, „daß alles, was sich bis dahin in Europa verändert hatte, als verändert anerkannt sein sollte!" — „Verträge sind da, Kaiserliche Hoheit," sagte Cobenzl, „damit man' sie bricht!" — „So is'!" rief Kaiser Franz erfreut. „Der Napoleon bricht auch die Verträg'! Widersprich nit, das is so! Er muß weg! Ich will mei Ruh' haben; ich will kei armer Mann werden, i hab' für mehr als a Dutzend Kinder z' sorgen! Anton, du fahrst nach Berlin und drohst dem langweiligen Fritz, daß i mit dem Zaren auf ihn losgeh', wann er nit glei mit mir, und dem Zaren, gegen den Napoleon mitmacht! Und grüß' den Louis Ferdinand von mir! Du, Johann, du schreibst ihm ein' Brief!"

„Der Prinz hat ja gar keinen Einfluß!"

„Folg'! Ei Hofintrig' kann jeder Prinz anzetteln! Schreib'! Cobenzl, verfassen S' mir bis am Abend ein' Aufruf an meine Völker! Väterlich, Sie wissen scho! Aber auch: selbstbewußt! Sie versteh'n

solchene G'schichten! Alsdann: die Sitzung is aus! Ich geh' jetzt no schnell beichten und dann essen ma alle z'sammen!"

Trostlos schluchzte in Luisens Schlafzimmer zu Berlin Ika Solms: „Ich wäre heute so gern ins Theater gegangen! Was hat denn der Griesgram von deinem Mann davon, daß er uns auch diese Freude unmöglich macht? Wenn's so weiter geht, verlier' ich noch jede Lust zum Leben!" Zornig tastete Ikas Hand auf Luisens Bett herum, aufbegehrend drängte sich Ika dicht an die Schwester, die neben ihr, unter dem Bettbaldachin mit den dicken weißen Straußfedernbüschen, saß. „Wir leben ja jetzt schon fast wie die Sträflinge!" Voll traurigem Haß blickten Ika's nasse Augen in den Reichtum des Zimmers. Kalt und gleichgültig beschien ihn durch die dünne Halbedelsteinschale inmitten der Stuckdecke das matte Ampellicht. Tröstend und begütigend umfing Luise der Schwester kindlichen Kopf; behütend zog sie ihn an ihre Brust. „War's denn nicht viel netter, Ikachen," sprach Luise leise, „daß wir den Abend so ganz unter uns waren? Im Theater wären wir doch wieder nur unter fremden Menschen gewesen! Es war viel schöner entre nous, gelt?" Der Solms seidenweiches Rokokogesicht blieb ablehnend und traurig. „Es hat mir so gut getan," sagte Luise, „daß ich wieder einmal über alles von einst mit euch in Ruhe tratschen konnte!" Luise atmete tief, warm hob sich

ihre Brust unter dem dünnen Nachtgewand. „Jetzt hab' ich wieder alles, wie neu geschenkt, vor mir!" Reglos saß Luise; beglückt und schmerzlich sah sie den liebsten Bildern ihres Lebens nach, die sich wie Nachtbildet aus dem Reiche der Erinnerung vor sie hoben. „Wie schön und lieb war das bei der Kaiserkrönung, im gemütlichen Frankfurt, diese Teilnahme aller Menschen, wie ich Großmämes Wagen nachlief, weil ich zu spät fertig geworden war, wie die Großmäme drüber außer sich kam, weil man beim Laufen meine Beine sah, ach!" sagte Luise, traumhaft und wehmütig lächelte sie, „und dann die Heimkehr, in unser liebes, süßes Mansardenstübel! . ." Vor Luisens inneren Augen schwirrten wieder die Feuerkugeln, die Mainz beschossen, durch den schwülen Duft der nächtlichen dunkeln Rheinberge, graziöse flammende Kurven, ganz ähnlich, wie damals, als ihr Georg den Stein an den Kopf warf und sie ohnmächtig wurde. Luise schauderte zusammen. „Den Broicher Mühlberg seh' ich vor mir, als säßen wir im Sonnenschein drauf! Ach, Ika! Ika, war das schön!? Der alte Steintisch voll vom duftenden Moos . . das grüne Ruhrtal drunten im Tal . . der alte liebe Park, mit den verschnittenen Laubbäumen, der dicke, komische Turm mit seiner lieben altersschiefen, moosbedeckten roten Haube; weißt', die wir vor Großmämes Geburtstag dann heimlich, in der Nacht, abtragen ließen, damit sie schönere Aussicht hatte, ach du lieber Gott!" Die Stimme der verwachsenen französischen Erzieherin

scholl an Luisens Ohr, fein und geheimnisvoll erzählte die Gelieu beim Kerzenlicht die Rittergeschichten. „Wie herzig klang Großmutters Dialekt! Mich würgt das Heulen, Ika, wenn ich dran denk'!..“ Stockend, mit Widerwillen atmete Luise die parfümerfüllte, geheizte Luft ihrer „stilvollen, klassischen“ Frauenumgebung, anmaßlich standen die überzierateten Mahagonistühle, lieblich klingend, rettend klimperte das alte Glockenspiel der darmstädter Stadtkirche im Erinnerungsland den feierlichen Choral: „Jesus meine Zuversicht .... Schickt das Herze da hinein, wo ihr ewig wünscht zu sein.“ Luise fror, sie stieg in der dunkeln Dezemberfrühe in den flaschengrünen Wagen, auf dem roten Untergestell, die Pferde zogen an, die Heimat schwand, die Freunde der Kindheit versanken, tränenerstickt sprach Georgs leidenschaftlich drängende Bubenstimme: „Laß dir, um des Himmels willen, Luisch, nicht schmeicheln in Berlin! Verschimpfier' dein Herz nicht! Bleib' rein! Lass' dir nicht von der sündigen Großstadt imponieren!“ Feierlich empfingen sie mich in Erfurt, als zukünftige Königin! Die Verlegenheit! Bis zu den Zehen! Wie ein Vater sprach der Goethe in Weimar zu mir, und ich hatt' von dem „berühmten Minister“ noch gar nichts gelesen! Die Weiterreise, der lärmende Zuruf der Menschenmenge im Theater in Leipzig, das Erschrecken, die Erkenntnis: solche Huldigungen verpflichten! Die sandige, helle, nüchterne Heide, Preußen, voll Schnee und voll Sand, wie am Meer, Potsdam! Die Legenden vom großen Fritz

waren Tatsachen: die Bauern hatten wirklich unter dem alten Baum gestanden, wenn sie dem König, nach dem sich Europa richtete, den die ganze Welt fürchtete, ihre Bitten vortrugen! Auf dem Berg droben, in Sanssouci hat er wirklich geschlafen! Dort schläft er, enger umfaßte Luise die Schwester, im — Grab! Nervös bewegte sich Luisens Fuß, er wippte erregt, ohne Halt: ich sitz' auf seinem Thron? Ich? Ich dumme Person? . . Bebänderte Bürger, blasende Postillone, Bauern, Bürger und Soldaten, Prunk über Prunk, das strahlende Garde du Corps mit krachendem Paukenschlag, Berlin! In allen Gassen Triumphbogen und Menschengejuble . . Bösartig klang die fremde, ängstigende Mundart; alle Fenster waren illuminiert! Überall Fackeln, drohend wuchs das finstre Riesenschloß aus dem dunkeln Hintergrund empor! Wie ein Spuk! Ich hab' mich gefürchtet! Ich hab' schon gewußt, warum! Der „Hof", die funkelnde, blitzende Garnison; die ganze Familie vom Fritz! Alle Nachkommen des großen Königs, auf einem Haufen standen sie! Luise seufzte: Noch nicht siebzehn Jahr' war ich! Stück auf Stück fiel die große Hochachtung, schmerzlich war das, ich wollt' so gern alles . . verehren! Die Uneinigkeit, das Gestreite, nicht ein liebes Wort, alles was nicht „berlinisch" war, haben sie an mir ausgelacht, die Geldnot, der Zank hinter dem Glanz! Der Onkel Georg hat schon recht g'habt: Außen hui und innen pfui! „Ach ja! . ." Luise seufzte, sie verstummte. Scheu, von der Seite her,

sah sie zur Schwester. „Komm!“ bat Luise, das Drängen ihres Körpers, daß die Schwester vom Bette aufstehen möge, war wild ängstlich und dringend. „Gehn wir zu den Kindern; die sind alles wert! ..“ Luise schlang den Arm um Ika's Nacken, die sich unwillig erhob. Sie schritten durch die hohe Türe. Knixend erschien die diensthabende Wärterin. Unruhig überflog Luisens Blick die rosig schlafende Jugend in den Betten, die im saalartigen Zimmer in einer Reihe standen. Sorgsam, feierlich leuchteten die stillschimmernden Nachtlichter auf Preußens Zukunft. Voll Rührung und Liebe, beruhigt, tief ausatmend trat Luise zwischen die Bettchen ihrer Kinder, sie beugte sich zu jedem, sie deckte sie mit leiser, sorgsamer Hand zu und ab; Ferdinandchen, der Jüngste, bekam einen gehauchten Extrakuß aufs Händchen, das er im Schlafe geballt hatte. Dankbar nickte Luise der Kinderfrau zu, die aufgeregt, ob die Königin auch mit ihr zufrieden sei, wie angebunden, unentwegt knixend, an ihrer Seite war. „Passen Sie mir nur gut auf meine Schätze auf!“ Erschreckend, voll Bangigkeit, daß die Kinder erwachten, fuhr Luisens Kopf lauschend herum: Geschrei .. hallte von der Straße? Pfiffe? Derb lärmten .. stürmisch krakehlende Rufe durch die dicht verhangenen Fenster empor, in die Ruhe des Kinderzimmers! Klirrend rauschten, dem Stadtinnern zu, in einem fernen Tumult, zerschmetterte Fensterscheiben zur Erde, zusammenzuckend bewegte sich der Kronprinz, ängstlich griff Ika nach Luisens Arm: „Was ist das? ..“ Sie lauschten. Bestürzt. Ergeben,

gleichgültig und in Sicherheit stand die Kinderwärterin, ihre Augen erwarteten der Königin Urteil über die Ruhestörung. Die Straßen wurden wieder still, wie früher; der Kronprinz schlief weiter. „Komm!" sagte Luise. „Wir müssen wissen, was das war! Passen Sie mir nur gut auf! Komm, Jka, ich will fragen, was los ist!" Im Schlafzimmer zog Luise das Glockenband. Lautlos trat die Kammerfrau ein. „Schadow," sagte Luise, „ach bitte, seien Sie doch so gut, nachzusehen, ob mein Mann noch auf ist!"

„Seine Majestät ist, Eurer Majestät ergebenst vermeldet, noch im Arbeitskabinett. Der Herr Kabinettsrat von Lombard ging soeben erst weg."

Luise wandte sich zur Schwester. „Da mach' ich noch einen Sprung zu ihm hinunter! Wartest du auf mich, Jka? Ich bleib' nicht lang aus!"

„Ich geh' schlafen; das ist das Beste, was man tun kann."

„Ach, Schadow! Bitte! Seien Sie doch so gut, begleiten Sie meine Schwester über den Gang! Ich komm' dann morgen früh gleich zu dir, Jka'chen! Gute Nacht, Schwesterlein!"

„Bonne nuit."

Luise raffte ihr „griechisches" Nachtgewand, auf den Zehenspitzen, wohlig beprickelt, schritt sie zum Türlein der Privattreppe. Lächelnd huschte Luise über den dicken Teppich nieder, sie klinkte leise auf und spähte; das Herz schlug im Halse, Friedrich Wilhelm hielt in seiner Zimmerwanderung inne: Er war . . schlecht auf-

gelegt! „Darf ich noch ein bissel zu dir kommen?" fragte Luise verlegen, ihr Blick war unsicher; sie stand unschlüssig, als hätte sie sich zu weit vorgewagt, enttäuscht. „Stör' ich dich am End'?" Friedrich Wilhelms verschlossenes Antlitz zuckte: „Du fragst, Luise?" sagte er vorwurfsvoll. Sein umflorter Blick, der nicht ins Freie fand, erhellte sich, Luise trat in das puritanisch nüchtern eingerichtete Zimmer ihres Gatten ein. „Es war — Lärm? Hast' ihn nicht g'hört?"

Verstimmt schob sich Friedrich Wilhelms Unterlippe im hohen und schmalen Kopfe vor. „Weckte er dich?" fragte er. „Verzeihe! Befürchtete es!"

„Oh, ich hab' noch gar nicht g'schlafen g'habt! Was war's denn? . ." Schneller als es seine Art war, als hätte er schon lange auf sie gewartet, befreite Friedrich Wilhelm einen Sessel von dem daraufliegenden Aktenstoß. „Setze dich!" Luise setzte sich, betroffen über die ernste, fast feierliche Art ihres Mannes; wägend sah Luise die sorgenvolle Figur Friedrich Wilhelms an. Er ging, die Hände auf dem Rücken seines einfachen, pedantisch genau nach dem Dienstreglement gearbeiteten Uniformrockes, mit nachdenkenden Schritten und gesenktem Kopf auf und ab. Er kränkt sich.. über 'was?! Friedrich Wilhelms frühernstes Profil, das entfernt und verblaßt an des großen Ahnen charakteristische gerade Gesichtslinie erinnerte, zeigte einen einwärts gerichteten, verbissenen Zug, den Zug, den es stets annahm, wenn die Welt nicht in den Geleisen laufen wollte, die er als die „Richtigen" ansah. Friedrich

Wilhelm hielt: „Was ist denn passiert?" fragte Luise, sie rückte voll Unruhe im Sessel. „Waren wieder deine Offizier' betrunken?" Sie erhob sich halb. „Soll ich dich streicheln, Fritz?"

Friedrich Wilhelms Kopf verneinte unwillig. „Ist Politisches! Schaumschlägerei!" Ekelerfüllt hob er die Hand. „Habe es satt, bis da oben! Kommt immer wieder etwas Neues! . ." — „Eure Majestät," meldete der alte Timm bei ängstlichem Blick zur Königin. „Der Herr Generaladjutant von Köckritz sind zurück!" — „Soll warten!" Friedrich Wilhelm riß den Kopf herum: Wieder hallte .. Lärm . . auf der Straße? Voll nervöser Spannung horchte der König. Er atmete auf: Es waren nur Wagenräder! „Oder? .. Halt!" Friedrich Wilhelm schwankte, er ging ins Nebenzimmer. Luise hörte Köckritzens fettige, langweilige Stimme sprechen; sie gähnte. Schuldbewußt bändigten ihre Finger die Lippen. „Ich bin eben müde!" sagte Luise rechthaberisch vor sich hin. Friedrich Wilhelm kam zurück; sorgsam schloß er die Türe. „Ersuchte dich deswegen," sagte er, „die Komödie heute nicht zu besuchen, weil mir gemeldet worden war, daß meine Herren Gensdarmen eine — Demonstration, gegen den Extrabevollmächtigten Napoleons, planten! In meinem Theater! Tut alles, was es mag! Die Demonstration hat stattgefunden! Hat sich sogar, auf der Straße, fortgesetzt!" Friedrich Wilhelms Kopf stieß in die Richtung des verklungenen Lärms. „War das heuer schon die

zweite Glanzleistung meiner übervollblütigen Herren! Haben Haugwitz die Fenster eingeworfen! Sind mit meiner Politik ‚unzufrieden'!" Luise erhob sich. „Ich bin müde," sagte sie, „wenn du nichts dagegen hast, geh' ich schlafen!" Bestürzt sah Friedrich Wilhelm sie an. „Mach' das," sagte Luise, „was unser lieber Alexander tut; das ist das Richtige!.." Sie verstummte: jäh — gehässig? hatte ihres Mannes Blick . . aufgefunkelt? Wie im Spott?! „Gute Nacht!" sagte Friedrich Wilhelm, „schlafe recht wohl!" Ein Frösteln lief über Luisens Schultern; abbittend, vertrauensvoll hingegeben hielt sie ihrem Manne den weichen Mund zum Gutenachtkuß hin; mit trockenen Lippen küßte Friedrich Wilhelm. „Sei morgen pünktlich beim Cour!" sagte er. „Und sei mir liebenswürdig zu General Duroc! — „I werd' scho dem Franzose sei Köpfle verdrehn! . . Du weißt doch, wie ich's mein'? Gelt? .."

„Gewiß! Lege morgen die Geschenkdiamanten von Napoleons Frau an!"

„Gern."

„Gute Nacht."

„Au revoir, mein Schatz!" Noch einmal, unentschlossen blieb Luise in der Türöffnung halten. Aufleuchtend schwenkte Luise ihren Arm hoch, lächelnd winkte sie, mit wippenden Fingern, Abschiedsgrüße. „Adio! Schlaf gut, mein Schatz! Und geh' bald schlafen!"

„Du auch!"

Sinnend, wieder die Hände auf den Rücken gelegt, schritt Friedrich Wilhelm hin und her. Er blieb stehen und warf einen traurigen Blick zur Türe, durch die Luise verschwunden war, sein Antlitz verfinsterte und verschärfte sich, er wollte etwas Heftiges sagen; er bezwang sich, senkte den Kopf, ging zur Vorzimmertüre, öffnete diese und rief: „Köckritz!" Mit tiefer Verbeugung, unsichere, die Situation prüfende Blicke um sich tuend, schob sich Friedrich Wilhelms Vertrauter ins Zimmer. Des Königs Gesicht entwölkte sich. „Timm!" rief Friedrich Wilhelm, „bringe Er jetzt fix die Pfeife für den Herrn Generaladjutanten!"

„Majestät! Aber es .. nein, wirklich, Eure Majestät ist zu gütig! ."

„Wer gerne raucht," sagte Friedrich Wilhelm, er rieb sich die langen Hände, „soll rauchen! Setzen Sie sich!"

„Tausend Mercis, Eure huldvolle Majestät! Tausend ergebene Mercis!" Mit Behagen, in seiner Stimmung bedeutend gefestigt, nahm Köckritz die brennende Pfeife aus des Dieners Hand entgegen; beruhigt blinzelten Kötzritzens Schweinsäuglein unter ihrer Brauenlosigkeit. Der fette Rauchstreifen, der bläulich-geruhsam und ehrerbietig im königlichen Arbeitszimmer schwebte, erhielt einen Knick: „Köckritz," sagte Friedrich Wilhelm, Köckritz erschrak. „Kenne Sie durchaus als treuen Ratgeber und Freund?" — „Sehr ehrenvoll, Eure Majestät!" — „Bleiben Sie sitzen! Sind ein einfacher, besonnener Mann?" — „Zu dienen, Eure Majestät;

ich liebe Preußen und die Menschheit! Und Eure Majestät natürlich . . verehre ich!" — „Muß von Ihrer, mir sehr sympathischen Mäßigung, die die Dinge ohne Geschrei und Brille ansieht, wissen, ob ich recht daran tue, oder ist es Hypochondrie von mir, daß ich mich durch die neuerlichen vorgefallenen, unglaublichen Ungehörigkeiten meiner Herren Offiziere beunruhige? Wird mir, nichtwahr, das Gelärme und das Säbelschleifen auf den Stufen der französischen Botschaft, ist das ja ganz unerhört! im jetzigen Stadium der politischen Situation, arge Diffikulten machen? Muß jetzt wohl einmal dahintersassen? Was soll ich tun, Herr von Köckritz?"

„Innig dankbar," stammelte Köckritz, er erhob sich und verneigte sich einige Male, „innig dankbar, Eure Majestät, für Dero höchstehrende Meinung! Es ist nicht zu leugnen, wenn ich Eure Majestät recht verstehe? daß wieder die schwindelhafte Unruhe im Lande zu grassieren beginnt? Nichtwahr, Eure Majestät? Ist fast wieder so ähnlich, erscheint es mir wenigstens, wie seinerzeit? Als Eure huldvolle Majestät, mit starker und gerechter Hand, das Land aus dem exaltierten Fieberzustand rettete, in dem Eure Majestät es übernahm, durch den unheilvollen Einfluß der neufränkischen Revolutionsphantasien, die alles zerstörerisch nivellieren wollten? Ist leider, halten zu Gnaden, Eure Majestät, Eurer Majestät gnädigster Herr Vater der Zeitmode gegenüber zu nachgiebig

gewesen! Leidet Eure Majestät wieder darunter? Eure Majestät," sagte Köckritz mit Schwung, er sah, daß seine Worte des Königs Empfinden richtig erraten hatten, „die paradoxe Schwindelklique der gesetzlosen Unruhe erhebt ihr verbrecherisches Haupt neu, sie maßt sich an, besser des Landes Wohl zu erkennen, als dessen von Gott eingesetzter Führer, als Eure Majestät, der Herr und König!"

„Richtig!" sagte Friedrich Wilhelm. „Wäre die französische Revolution nicht eine rein französische Angelegenheit, so ließe ich sie durch Herrn von Lombard und Sie prüfen, ob sie neue Überlegungen für mich ins Gesichtsfeld rückt; da sie aber eine rein französische Angelegenheit ist, so ist das revolutionäre Handeln meiner Offiziere zu verurteilen, umsomehr, als es Königliche Offiziere tun! Will mich nicht bis heute vergeblich bemüht haben," sagte Friedrich Wilhelm, mit angstvoll brennenden Augen sah er Köckritz an, „Gott ist mein Zeuge, daß ich es tat (Und ob, Eure Majestät!), die alte preußische Solidität . . habe die Liebe, die Treue zum Thron, die Untertanenehrfurcht, die dereinst Preußen groß und angesehen machte, zurückgeschaffen!" Köckritz nickte. „Ich bin da, um für den Frieden zu sorgen, um der christlichen Brüderlichkeit unter den Menschen zu dienen, um das Erworbene zu erhalten! Friede ist, ist das doch auch Ihre Meinung, das kostbarste Gut jeder Regierung? . . ." Eifrig nickte Köckritz Beifall. „Habe deswegen," fuhr Friedrich Wilhelm fort, ein dünnes

Rot der Befriedigung auf den zuckenden Wangen, „in Preußen ein Regiment der Ordnung und der Sparsamkeit, wie sie Gottes Lehre befiehlt und mein großer Ahne hielt .. (Sehr richtig, Eure huldvolle Majestät!), dessen Erbe mein Vater schlecht verwaltete (Leider, Leider!), elend verwaltete, weil er statt der Bibel zu gehorchen, mystischen Götzendienst trieb (Leider!), wieder eingeführt! Habe in meinen bisherigen acht Regierungsjahren dreiundzwanzig Millionen Schulden getilgt! Ist das nicht leicht gewesen! (Gott und ich weiß das, Majestät!) Tue doch alles Mögliche!?..“ Schmerzlich resigniert, zustimmend zuckte Köckritz die Achseln, er rauchte mit Genuß. „Gott segne Eure Majestät!“ sprach Köckritz zwischen zwei Rauchwolken. „Will doch nur das Beste?“ sprach Friedrich Wilhelm gereizt und wehmütig. „Halte mich doch wirklich von jeder Rechthaberei und Streitigkeit zurück? Nehme drum weder in der inneren noch in der äußeren Politik irgend einen bestimmten Standpunkt ein, will mich bloß durchwinden, will bloß bestehen und niemanden verletzen. Will das wieder gut machen, was meines Herrn Vaters Mätressenwirtschaft am Staatsschatz verdarb! Mein Herr Großonkel, der große König, hat nicht umsonst gesagt: ‚Die Finanz ist der Nerv des Staates!‘ Darnach richte ich mich! Schloß und schließe doch nur darum keine Bündnisse, weder nach rechts noch nach links!? Bündnisse kosten Geld! Habe doch durch meine lukrative Neutralität schon ganz außerordentlich starken Nutzen erzielt? .“

4*

„Das verstehen die jungen Herren nicht, Eure Majestät!"

„Eben! Muß es aber erwähnen! War mein Schachzug brillant, Napoleon den Schwarzen Adlerorden zu seiner Kaiserkrönung zu schicken, hat ihn das sehr gefreut, weiß das sicher! Ist ein großer Monarch da, der erobert, so bringt die Freundschaft zu solchem Manne mehr Nutzen, als jede Koalition, mit ihm und gegen ihn! Koalitionen entwerten, weil man dadurch zu einer festen Freundschaft verpflichtet ist! Stand gerade jetzt," sagte Friedrich Wilhelm erbittert, „in ganz Europa am besten mit Napoleon!" Köckritz nickte und rauchte. „Können mich jetzt, gerade jetzt aber, meine Herren Offiziere, durch ihre gedankenlose Unbedachtsamkeit, in die kriegerischen Händel verstrickt haben! Tue es nicht, auf gar keinen Fall!" stieß Friedrich Wilhelm vor. „Lasse mich nicht in eine Sache hineinzwingen, deren Erfolg nicht sicher steht! Darf und kann mir das nicht erlauben! Wird man geschlagen, so entsteht im Land eine Revanchepartei, die einen neuen Krieg will, siegt man, entsteht die Revanchepartei im anderen Land. Hat doch jeder Mensch das Recht, auf seine Façon selig zu werden? (Gewiß!) Hat jeder recht und unrecht; sind wir alle sündige Menschen! Ist drum Neutralität meine Façon! Sagt der Zar: Napoleon hätte den Luneviller Frieden und den Vertrag von Amiens verletzt? Schön! Hat aber England nicht auch Malta nicht geräumt, weil es auf Italien spekuliert? Hat Alexander nicht

auch widerrechtlich Korfu nicht geräumt, wegen seiner orientalischen Absichten? Sind wir alle nicht weniger egoistisch als Napoleon! Macht übrigens ganz vortreffliche Gesetze, der Napoleon! Habe schon manches von ihm gelernt! Könnte der ehrgeizige Zar auch von ihm lernen! Wäre klüger von ihm! Habe das heute dem Herrn General Duroc, als Beweis meiner andauernden Sympathie für Kaiser Napoleon, mitgeteilt, und jetzt — demonstrieren meine Herren Offiziere, öffentlich, gegen Napoleon!? .. Als dächte ich wie der Zar! Wie das papistische Wien! Gewinnt dadurch, unbedingt, den peniblen Anschein, als wolle ich mich auf die Seite gegen Napoleon schlagen; als hätte ich zwei Zungen!? (Feierlich beschwörend opponierten Köckritzens erhobene Hände.) Haben die anderen zwei Zungen, die anderen, die immer ihren ‚Gerechtigkeitssinn' in die Welt posaunen, und dabei nur an sich denken!"

„Jawohl, jawohl, Majestät! So ist es!"

„England hat Furcht für seinen Handel; der Zar hat Eroberungsgier! Österreich denkt an seine Hausmacht; schieben sie die Schweiz, Holland und mich nur vor!"

„Sehr richtig!"

„Wie soll ich aber Napoleon überzeugen, Köckritz, daß ich nicht gegen ihn bin, nach der heutigen Demonstration? Kann doch nicht eingestehen, daß mir meine Herren Offiziere nicht parieren? .."

„Es wird auch in Paris verstimmen, Majestät,"

schnaufte Köckritz besorgt, mißmutig lehnte er die ausgegangene Pfeife beiseite, „daß, gerade jetzt, der Herr Zar den Spezialgesandten, wegen einer dringlichen persönlichen Zusammenkunft mit Eurer Majestät, hierher gesandt hat! Dieser höchst delikate Auftrag, nämlich, Eurer Majestät zu vermelden, ist dem Herrn General von Duroc nicht unbekannt geblieben! Er weiß auch, er hat gegen mich und Herrn von Lombard in sehr bitterem Tone darüber gesprochen, Majestät, von Herrn von Hardenbergs Antrag, Kaiser Napoleon den . . Krieg zu erklären!"

„Wie?" fragte Friedrich Wilhelm ängstlich, „er weiß, daß Hardenberg für die . . Kriegserklärung war? Wieso ist das . . möglich? Geschah doch das im Staatsrat!? . ."

„Herr Duroc hat es bereits nach Paris berichtet, Majestät!"

„Hm? Ist ja . . fürchterlich!?" Betroffen starrte Friedrich Wilhelm vor sich nieder. „Kann es nicht wissen!" sagte er heftig. „Erzählen Sie mir nicht solche Schaudergeschichten! Ist Unsinn! Machen Sie mich nicht nervöser, als ich schon bin; schlafe ohnehin kaum mehr! Sitzen in meinem Ministerrat keine Spione! Verdächtigen Sie ja Ihre Herren Kameraden?" Köckritz hatte einen Kopf wie ein Truthahn. „Hat das der Duroc," lenkte Friedrich Wilhelm ein, „nur so von ungefähr, als Drohung quasi, gesagt! Sicherlich! Ist mir aber jetzt doch doppelt recht," begütigte Friedrich Wilhelm, „bin Ihnen sehr dank-

bar für den Rat, lieber Köckritz, daß ich dem Zaren schreiben ließ, ich sei krank! Darf ihn jetzt nicht sehen! Habe auch nach Wien berichten lassen, daß ich krank sei! War das recht?" ..

„Das war sehr weise, Eure Majestät!"

„Sind also der Meinung, lieber Köckritz, daß ich politisch, im Inneren und Äußeren, recht gehe?"

„Eure Majestät," sprach Köckritz, er erhob sich, „Ihre Handlungen scheinen mir, ehrerbietigst bemerkt, wie immer, auch im Augenblick, das einzig wahrhaft Väterliche für Ihre hohe und schwere Verantwortung zu sein."

„Scheinen?! .."

„Sind, sind!" verbesserte sich mit Eile Köckritz. „Sind das einzig Richtige, Majestät!"

„Merci, Köckritz." Erleichtert reichte Friedrich Wilhelm dem Generaladjutanten die Hand. „Lassen Sie sich jetzt nicht weiter aufhalten! Fürchte, bedaure, das schon zu lange getan zu haben! Gute Nacht!" — „Majestät," mahnte Köckritz, „das Spektakelstück, das so viel tendenziöse und verführerische Passagen für Demonstrationszwecke enthält, soll morgen wieder im Schauspielhaus gegeben werden! Wäre es nicht, vielleicht, im Wunsche Eurer Majestät gelegen, es Herrn Iffland zu inhibieren?" — „Wie heißt die Schose?" Diensteilig zerrte Köckritz den Theaterzettel aus der Tasche: Köckritz las: „Wallensteins Lager .. von Friedrich von .. Schiller." Fragend sah er den König an.

„Bei welchen Passagen wurde demonstriert?"

„Ich habe es notiert!“ Wieder kramte Köckritz emsig in der Tasche; verlegen schwitzend gestand er dann: „Ich ... halten zu Gnaden, Majestät ... ich .. ich muß das Zettelchen rein — verloren haben? .. Oder, es ist mir im Getümmel geklaut worden!? Es sind aber Passagen von arger Zügellosigkeit der willkürlichen Soldatenfreiheit gegen die Krone darinnen! Das Stück soll auch schon gedruckt sein, Majestät! Soll ich es morgen bei Decker, für Eure Majestät, besorgen lassen?“ — „Nicht nötig! Darf man nie unnötig Geld hinauswerfen!“ Friedrich Wilhelm nahm vom Postament der Kommode die Bibel zur Abendandacht herab. „Der Herr Feldmarschall von Möllendorf soll mir die Affaire von heute Abend untersuchen und mir dann den Bericht darüber einsenden! Werde dann nachdenken, was zu tun ist!“ Möllendorf, wollte Köckritz warnend sagen, ist mit den jungen Herren so ziemlich einer Meinung! Köckritz sagte: „Zu Befehl, Eure Majestät!“

„Au revoir.“ Warm sah Friedrich Wilhelm den General an. „Bin sehr froh, daß ich Sie auf meinem Lebenswege fand!“

„Majestät?“ stieß Köckritz gerührt vor, „ich tue nur meine Pflicht!“

„Bin Ihnen dafür herzlich dankbar! Bonne nuit, lieber Köckritz!“

„Tausend Dank, nochmals, und die beste, angenehmste Nachtruhe, Eure Majestät!“ Friedrich Wilhelm nickte, er setzte sich und schlug die Bibel auf.

„Wenn mich Seine Majestät nochmals brauchen sollte," sagte Köckritz hochfahrend zum Diener, der ihm mit ehrerbietiger Hast im königlichen Vorzimmer den Radmantel in die vorschriftsmäßigen Falten legte, „bin beim Herrenabend des Herrn Grafen von Kalckreuth zu treffen! Hat Er mir die Whistkarten hingeschickt?"

„Sehr wohl! Ergebenstes Kompliment, Eure Exzellenz!"

„Dicker, komm mit!" rief eine geschminkte Dirne aus den Staubwirbeln der Linden, über die Köckritz, wie ein flatternder Ball, steuerte, „Generalchen," lachte eine Geheimratswitwe, „mein Töchterchen ist prima! Kieck sie dir an! Komm!" Equipagen rollten, Flaneure, Elegants und Offiziere lachten und plärrten mit schreienden Weibern; Massen zogen von einem Weinrestaurant mit Negerinnen-Aufwartung in ein anderes, in dem man „griechische Tänzerinnen" für eine Nacht „heiraten" konnte. „Hier sind versteckte Vollspiegel-Zimmerchen für Damen von Welt zu vermieten!" stand über einem Tore. „Eheherren wird der Eintritt versagt! ‚Wer nichts mehr kann, der darf dem anderen nicht neidisch sein, der noch kann!' Ein Ausspruch unseres großen Königs, am 14. Juni 1780. Herein promeniert, das Land braucht Nachwuchs!"

„Ich gebe dir zu, Czartoryski," sagte der junge Zar zu seinem Günstling, mit dem er eiligst in der Kutsche durch Rußlands weite Ebenen Europa zurollte, „der

preußische König ist ein Esel, aber ich muß mich mit ihm einstweilen, zum Wohle Rußlands, vertragen! Du denkst zu polnisch! Ich kann nicht auf einmal gegen alle Krieg führen! Ich brauche das preußische Schlesien als Aufmarschraum! Erziele ich friedlich die Erlaubnis dazu, so spare ich doch nur Kräfte gegen Napoleon und für die Endabrechnung mit Preußen! Sei doch vernünftig! Warum soll sich Preußen nicht einstweilen als mein Freund fühlen? Die Österreicher denken auch, ich gäbe ihnen in Italien für die Zukunft freie Hand! . ." — „Majestät," unterbrach Czartoryski, „Sie sind leichtsinnig! Nie werden Sie sich Konstantinopel und die Dardanellen einverleiben können, wenn Sie jetzt Italien aus dem Spiele Ihrer Betrachtungen lassen!" — „Du bist ein Kind, Czartoryski!" sagte Alexander überlegen lächelnd, er tätschelte des Freundes Hand. „Ich brauch' doch Geld? Ich muß meine Rohprodukte absetzen können! Weswegen schloß ich denn das Bündnis mit England!? Was soll mir denn passieren? Wird Österreich geschlagen, so kann ich doch nur leichter meine Hand auf Cattaro und die Bocche legen!?" Ernst, kopfschüttelnd blickte Czartoryski den siegesgewissen Zaren an. „Ich seh' weiter, als du glaubst!" sagte Alexander hochfahrend, „Adam," begütigte er, „sei nicht traurig! Die Welt ist so schön, wenn man Macht hat! Dein Polen befreie ich auch noch einmal!" — „Den Krieg, den Sie zu schaffen glauben," widersprach ärgerlich Czartoryski, „hat Napoleon gewollt! Er hat Sie

und Österreich planvoll kompromittiert, er hat Ihnen die Kriegserklärung herausgelockt, damit er sich in Paris als der Angegriffene bezeichnen kann! Ich sehe die Situation durchaus nicht so rosig wie Eure Majestät! Wenn Sie jetzt nicht Preußen, voll und ganz, und zwar sofort an Ihre Seite zwingen, so ist Ihre Partie verloren!" — „Preußen muß losgehen, wenn Napoleon über die Weser vorrückt! Er wird, hoffe ich, jetzt schon über der Weser sein!" — „Wie können Sie auf Abmachungen mit Preußen bauen? Sie wissen doch durch unsere Spione, daß das preußische Kabinett noch am gleichen Tage, als es das Defensivabkommen mit Ihnen, erzwungenermaßen, abschloß, dessen Inhalt verräterisch nach Paris berichtete?! Genügt es Ihnen nicht, daß der preußische König offiziell Napoleon wissen ließ, daß er das Vorrücken Ihrer Truppen durch Preußen gegen Frankreich nicht gestatten werde, wenn Napoleon stehen bliebe? Er bat doch Napoleon, deswegen, stehen zu bleiben?! Zudem: Berlin hat ja noch gar nicht Napoleons Bündnis-Angebot abgelehnt?! Es hat es bloß, in seiner üblichen zweizüngigen Art, auf die lange Bank geschoben! Sie müssen in Berlin mit sofortigem Krieg drohen, wenn es sich nicht sogleich, und bedingungslos, anschließt! . ."

Mit den mandelförmigen Augen seines ehrgeizigen Jünglingsgesichtes lächelte Alexander durchs Wagenfenster das armselige Dorf an, zwischen dessen Holzhäusern sie gerade rollten. Ehrfürchtig warfen sich

vor der glänzenden Wagenschar ihres „Väterchens“ die Bewohner aufs Antlitz.

„Ich habe in Berlin viele Eisen im Feuer!“

„Sie denken an die Königin?“

„Sie ist ein herrliches Weib!“ Alexanders Augen sahen starr: sie suchten sich Luisens Bild aus der Erinnerung zusammen.

„Majestät?!“

Alexander fuhr unter Czartoryskis mahnender Berührung zusammen. Ein eisgrauer Pope stand an der Landstraße und hielt ein wundertätiges Madonnenbild hoch erhoben. „Laß mich nur machen! Sieh, wie gern mich mein Volk hat!“ Den Kopf tief neigend, bekreuzigte sich Alexander vor dem Madonnenbild. Ein Kurier sprengte, die reihergeschmückte Pelzmütze vom Kopfe reißend, vor den Wagenschlag; er überreichte eine Meldung! Nervös rissen Alexanders Finger das Schriftstück auf. „Die Engländer,“ stieß Alexander vor, heiße Röte im Antlitz, „die Engländer .. haben Napoleons Flotte .. vernichtet!“ Glückstrahlend, stolz sah Alexander den Freund an. „Adam?! Wer hat recht?“ Der Zar umarmte den Freund, tränennaß jubelte er: „Nun hebt mein Ruhm an. Vorwärts, vorwärts!“ rief Alexander den Bereitern zu. „Ich will das Eisen schmieden, solange es glüht! Nach Berlin!“ Alexander küßte die Siegesnachricht, als wäre sie ein Frauenantlitz. „Jetzt werden Sie Napoleon kennen lernen!“ warnte Czartoryski. Mit Knutengeknall schoß der Wagen vorwärts. „Seit Friedrich dem Großen, Majestät,

saß kein solcher T i g e r auf einem Thron!" Verschwommen lächelte Alexander; er dachte seiner Geliebten in Petersburg, die des „großen" Alexanders „Regentenkunst" verehrte! .. So volle Brüste und so weiche Arme hat das Weib!? .. Sie stellt mich w e i t ü b e r Friedrich den Großen!? „Czartoryski," sprach Alexander bei leuchtenden Augen, wieder umarmte und küßte er den zweifelnden Günstling, der polternde Wagen stieß die Männer Brust an Brust. „Ich will die Welt nach m e i n e m Kopf und m e i n e m Herzen formen!"

In Berlin schlang Rußlands Gesandter, als Illyrier maskiert, den Arm um Luisens hübscheste Hofdame, Lisinka von Tauentzien. „Holdselige," flüsterte er, „was liegt Ihnen an einer Busenschleife? ..." — „Die Königin s i e h t s ja nicht!" spottete von der anderen Seite ein Garde du Corps, als polnischer Jude verkleidet. „In der Grotte, schöne Gräfin, knüpfe ich Ihnen ein n e u e s Strumpfband, aus meiner F e l d schärpe!" — „Ich m u ß ein Souvenir von Ihrem Leibesduft haben!" drängte der Russe. „Ich m u ß!" — „Ihr zerquetscht mich!" Aus dem künstlichen Geäst über dem Trifolium fiel eine Orange auf das Tischchen, das mit Speiseeis, Konfekt, Schaumwein und einem Dutzend anderen Erfrischungen gegen die Hitze des überfüllten Opernhauses, vor ihnen stand. Strachwitz und der Russe tupften dem lachenden Fräulein die Schaumweinspritzer vom Busen. „L a ß t mich!" sagte Lisinka bei überhitzten

Wangen und stark glänzenden Augen; offiziell abwehrend, drängte sie mit dem entblößten Arm, auf dem kokette blaue „Katzenschleifchen" einschnitten, die Ungestümen zur Seite. „Mein Papa .. sieht her!" — „I wo! Die Exzellenz hat mit ihrer Najade zu tun; seien Sie doch keine Sphinx, Lisinkchen!" Erhitzt blickte die Tauentzien aus der Loge in das prunkvolle Fest; gleich schäkernden Bändern schlangen und wanden sich die Kosakenquadrillen mit den Frauen „Tippo-Sahibs" im Lärm von Dutzenden von Regimentsmusiken, im Gleißen von tausend Lichtern, Kerzen, Kronen und Lampen durcheinander. „Lisinkchen! Sie haben Füßchen .. um die Sie jede Pariserin beneiden muß! Napoleon's Dulcinea soll Zwergenfüße haben, aber Sie . . . Ach, wie herrlich! . ." — „Nein! Das gehört sich nicht! Und überhaupt, wenn ihr mich mit dem kreolischen Maultier vergleicht!? Nein!! . . . Ihr seid häßlich!" — „Sämtliche Frauenfüße sind Kürassierfüße gegen Ihre süße Nixenpoesie! Kommen Sie in die Grotte! Ich muß Ihr Kniechen küssen!" — „Nein! Ihr seid unehrlich! Ihr habt gesagt, die Königin sei die schönste Frau zu Pferd! . ." — „Reiten Sie denn jetzt, huldvolle Venus? . ." — „Die Königin!" Jubelnder Fanfarenruf hob sich über den Lärm, jäh riß eine Gasse in das blitzende, farbenbunte Getümmel, das zur Seite wich, dessen gepuderte Köpfe und Köpfchen sich gierig zur Bühne wandten. Die Flammen der Kerzen und Fackeln schwankten. Feierlich, in altdeutschen Kostümen zogen Herolde in den Saal; sie streuten

Lorbeerzweige auf das überlastet schwingende Holzparkett. Feierlich glitt auf der Bühne der sterneübersäte Vorhang, der eine morgenländische Landschaft zeigte, zur Seite, ein allgemeines „Ach" der Bewunderung ertönte: In römischer Zenturionentracht stand des Königs riesiger Bruder, Prinz Heinrich, vor dem „Magier", dem Minister Grafen Haugwitz, der ihm „die indische Königstochter", in einem verraffinierten griechischen Kostüm, vermählte: Luise! „Quelle attitude!" — „Sie sieht aus, als wären dem himmlischen Venustorso Arme und Beine gewachsen!" — „Als lebte er, meinen Sie?" verbesserte der Minister von Voß. „Sie sprachen jetzt so unlogisch, wie die Österreicher!" — „Keine Beleidigung, wenn ich bitten darf!" — „Ach, sehen Sie doch.. der Königin Busen an!" bewunderte ein alter General in Faunstracht, verzückt küßte er, daß ihm der Weinlaubkranz aus dem gepuderten Haar ins Gesicht sank, seine gichtischen Finger, „diese Kniee, diese Alabasterschultern! Scharmant! Exquisit! Ich bin totaliter außer mir!" — „Sie ist engelhaft; ihre Augen sind wie der Mond im Maihimmel!" — „Sie zeichnet sich ihre Brauen mit chinesischer Tusche!" — „Sie hat solche Brauen! Tusche ist doch nicht braun!?" Verdunkelnd qualmte vom Opferaltar Rauch; das Blut zweier Lämmer verrauchte im Duft des eau de Luce. Farbenschillerndes Phantasievolk, Kastagnetten schlagend und Hirtenflöten blasend, tanzte auf die Bühne, Spanier, Türken, Römerinnen, Schwäbinnen, Schwedinnen, Tiroler,

Russen, Gascognerinnen, Polinnen. „Der Schotte, mit den nackten Hochländerknieen ist der englische Botschafter!" — „Der Mönch ist der Wiener Metternich!" — „Er betet wohl für ‚sein' Franzel und dessen schlechte Armee?" — „Hahah! Sehr gut! Köstlich!" Von der Galerie bliesen die Fanfaren und Tuben des Opernorchesters; die Anpreisung und der Verkauf der „Sklavinnen" hub an: Ehrerbietig, von Eunuchen und kettenrasselnden Kriegern aller Art umhegt, verneigten sich die gefangenen Frauen und Mädchen vor Luise. Demütig wurden die Richtersprüche des Sklavinnenhändlers empfangen, dessen Zauberstab feierliche Kreise beschrieb. „Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm; es ist Herr Laforest, Napoleons Vertreter!" — „Ist es wahr, daß kein Weib vor dem Weltherrscher sicher ist?" — „Er gibt der Erde durchaus Einheitskultur!" — „Er soll mit seiner Frau, wie ein Bauer, in einem Bett schlafen?" — „Das sieht dem Proleten ähnlich!" — „Der arme Zar! Das Jüngchen tut mir leid; es ist auf den Bildern so niedlich!" — „Der Königin scheint er nicht leid zu tun! Das Ballett!" Trikotbeine hüpften und wirbelten, zu hohem Hügel häuften sich vor Luise die vergoldeten Palmenzweige der Huldigung, allüberall klangen Glockentöne und Holzflöten. Der Festzug ordnete sich. Würdevoll schritt der Zug, von Räucherfackeln geleitet, über die teppichbelegte venezianische Brücke nieder ins tausendköpfige schillernde Parkett. Zuerst ein Trupp türkischer und kaukasischer Krieger, dann „wie ein Gedicht" Luise,

„erhaben, wie eine Statue", auf dem goldenen Streitwagen stehend, mit ihrem Schwager Heinrich. Springend, singend und jubelnd, mit geschwungenen Weihrauchfäßchen folgte der pritschenschlagende Troß; jauchzend, trillernd, in allen Tonlagen, in mehr Farben schillernd, als sie der Regenbogen besitzt, brillantenüberhäuft, goldbesät, seit Wochen aufs Exakteste für Luisens Fest einexerziert. Im Klatschen von Tausenden von Händen, im verehrungsvollen Emporrecken aller Staffagenarme hielt der Prunkzug pompös den Rundmarsch durch den Theatersaal. Sinnliche Pracht umrauschte Luise, erhob sich, wildbegehrend flossen und schäumten der Jubel und Lärm gegeneinander und zu ihr empor, neu hub in den Ecken der Tanz an, toll und begehrend, rasend und taumelnd. „Der Amor ist die Ika Solms!" — „Der Mars ist der Louis Ferdinand!" — „Ist der wieder schön!" — „Der reinste Achill! Diese Schulterbreite und dabei diese Taille! Diese Schenkelkraft!" — „Na, vergucken Sie sich bloß nicht, Gnädigste!" — „Da, Nostitz! Als Germane! Er hat eine herrliche Brust!" — „Wie deplaziert die dämliche Wilhelm dreinsieht!" — „Ihr Mann ist, scheinbar, überhaupt .. nicht da?" — „Die passen nicht zu uns!" — „Prinz Georg!" — „Wo, wo?" — „Der römische Dichter! Dort!" Wild schrieen die Instrumente. Der Jubel schwoll zum Bersten. In rhythmischem Gleichmaß verschwand im Parkettausgang der Zug. Der ganze Saal tanzte los; Menuett, Gavotte und Quadrille wurden vom Walzer erwürgt, der Saal geriet

in brüllende Ekstase. Tosend hob und senkte sich die Nackengischt- und Schulternbrandung in einer Ecke um einen breitnackigen, mittelgroßen Ritter, dessen kleine, braune Augen bösartig ins Getümmel funkelten. Unwirsch, ohne Helm, wie eine Drohung stand der Ritter im schwarzen Eisenkleid. „Ein Tollhaus ist Preußen! Es selbstmordet sich! Es tanzt auf dem Vulkan!" Falte an Falte war auf der mächtigen Stirnwölbung des Schwergepanzerten, zornig zog seine hakige Eulennase die schwüle Staubluft ein, die geschwängert war vom Dufte des offen begehrenden Menschenfleisches. „Piano, piano, lieber Stein!" beruhigte ein weißhaariger galanter Chevalier aus der Zeit Louis' quatorze. „Was paßt Ihnen denn nicht?" — „Es ist Zynismus, mich hierher zu kommandieren! Muß ich mit eigenen Augen sehen, wie lasterhaft des Landes Geld hinausgeschmissen wird? Regimenter ließen sich von den Kosten des heutigen Festes beschuhen! Der fehlende Infanteriemantel ist wichtiger, als dieser Dreck hier!" — „Welcher Segen, lieber Stein, daß wir Sie zum Finanzminister haben!" — „Sie freuen sich der Verschwendung? Mir drückt die orientierungslose Verseuchung des verweichlichten Jahrhunderts aufs Herz! Ich verstehe den König, und Sie als Minister des Äußeren! von Tag zu Tag weniger! Merkt ihr denn nicht, wohin wir steuern!?" — „Seine Majestät hat die besten Absichten, lieber Stein, seine Reformen ..." — „... brauchen tausend Jahre, bis sie in seinem Tempo durchgeführt sind!

‚Absichten'? Was heißt denn heute: ‚Absichten'? Das Schicksal steht vor der Türe! In dieser Minute sterben Deutsche, und ihr tanzt? Spielt Pharao?!" .. — „Soll ein junger König seiner schönen Frau keine Feste erlauben .. solange er noch Frieden .. hat? Die Königin ist eine prachtvolle Frau, Baron." — „Sie ist oberflächlich, daß es mich ekelt!" Verneinend schüttelte Hardenberg den Kopf. „Ich bin auf der Wacht! Was kommt, muß kommen!" — „Das ist bequem! Ihre Geliebte hat lange Weile, reichsfreiherrliche Gnaden!" stieß Stein vor. „Lassen Sie sich von Ihrer ‚Kultur des Genießens' nicht länger, durch mich abhalten! Ich, ‚schwerfälliger' Esel, habe genug von diesem Babelblech!" Flatternde Papierschlangen, in Luisens Lieblingsfarbe, umschlangen, von der Galerie geschleudert, Steins Eisenpanzer, Stein riß sich den Leib frei. „Ich wollte, der Zar oder Napoleon machten Ernst mit uns!" Rosafarbene Konfetti schneiten auf Steins Haupt, er schritt wie ein Mauerbrecher zum Ausgang. Hardenbergs undurchsichtig konziliantes Lächeln stand erstarrt. Eine zierliche Kolombine tollte vorbei. „Warum so finster, Baronchen?" — „Schöne Maske, ich kenne dich!" — „Ja?" Begeistert fing sie Hardenbergs Hand, „kieck dir das an! Komm mit, Kavalier!" Offiziere von Friedrichs des Großen berühmtestem Garderegiment spielten in der Mitte des Saales, als Bergknappen verkleidet, zum neuesten Modetanze auf. „Des Königs Schwager dirigiert; der Oranien!" — „Das kann er besser, als das Regieren in Holland!" —

5*

„Drum hat ihm ja Napoleon das Amt abgenommen, Schäferchen!" Unter Prinz Radziwills Leitung spielte im Seitentrakt das französische Theater. Herr von Buch und der alte Graf Kalckreuth mischten sich, als Wahrsager verkleidet, in die Menge, sie schufen, „im Sinne des fritzischen Sarkasmus", neue Bonmots: „Warum kann der liebe Herrgott den Napoleon nicht zur Raison bringen?" — „Weil sich der olle Fritz, wenn sich der liebe Gott vom Himmelsthron erhöbe, sofort als Alleinherrscher drauf setzte und den Himmel annektierte!" — „Superb!" — „Was ist größer: die französische Pöbelrevolution oder das preußische Königstum?" — „Das preußische Königstum; denn die Pöbelrevolution gegen den französischen Adel brachte nur den kleinen Napoleon hervor, unsere Majestät aber ist um einen Kopf größer!" — „Wurde drum der Vorgänger Napoleons um seinen Kopf kürzer gemacht?" — „Silence! Wir sind Monarchisten!" Gelächter. Auf Kalckreuths birnenförmigen Kopf rieselten erotische Blüten; die Hofjäger, die in den Zweigen verborgen saßen, schüttelten die Siebe zum Klange ihrer Waldhörner. Ein italienisches Weihelied sangen in der Saalkuppel die „Engelstimmen" der Pagen des königlichen Kirchenchores. Beschwörend, eilig in ein Nonnenhabit geworfen, eine schwarzseidene Halbmaske vor dem gepuderten Antlitz, ergriff Luise Louis Ferdinands Hand; sie ließ sie sofort wieder fahren: „Louis," bat Luise ängstlich, „seien Sie nicht so leichtsinnig!" Luisens erregte Augen schimmerten aus der Halbmaske wie

kostbare Edelsteine, „ich kann hier nicht länger verweilen! Man beobachtet uns schon! Schonen, bezähmen Sie sich! Denken Sie an mich! Der König ist über Ihr Auftreten . . erzürnt!" — „Erzürnt? ‚Bezähmen' soll ich mich?" Über Louis Ferdinands kühner Nase flammten die friderizianischen Blauaugen. „‚Erzürnt' ist der König schon wieder? Und Sie sagen mir das? Sie, Luise, Sie, die Sie berufen wären, Preußen in die Neuzeit zu führen? Sie sprechen das nach? Sie!!? Ich soll still sein, wenn Friedrichs stolze Monarchie zum Gespött wird!? Alles," stieß Louis Ferdinand vor, „verliert die Nation durch diese," des großen Fritzen Neffe biß sich hart auf die zitternde Lippe, „sagen wir: durch diese . . Friedlichkeit . . des Königs!" Der Prinz faßte Luisens Arm, daß sie vor Schmerz und Angst fast zusammenknickte. „Beim Barmherzigen, warum verbündet sich der König nicht endlich mit Österreich und dem Reich, zum rocher de bronce der deutschen Kultur? Sieht er denn nicht, daß die absoluteste Zeit zum Handeln gekommen ist? Ihr seid . . blind; oh, Sie sehen es ja auch nicht, daß jemand verschmachtet, weil Sie feig sind!" Luisens Blick irisierte, als bräche er; mit Gewalt zog sie den Arm aus Louis Ferdinands umpressender Hand.

„Louis!? Ich kann Ihnen, wenn Sie in diesem Tone fortfahren, ich darf Ihnen, Louis, keine Sekunde weiter zuhören! . . Vergessen Sie nicht, Ihre hohe Stellung legt Ihnen Pflichten auf . ." — „Pflich-

ten?" rief Louis Ferdinand mit bitterem Hohnlachen, „Ihr werdet noch einmal mit euren ‚Pflichten' .. fahren," wie im Wahnsinn umkrampfte Friedrich des Großen Neffe sein Römerschwert, „und kein Mensch wird davon Notiz nehmen! Luise!" bat er. „Wenn Ihr Gefühl zu mir jemals echt war, reden Sie nicht diese elenden Phrasen! Wir müssen handeln! Preußen wird einsam und allein fallen, ruhmlos wird es fallen, von allen verachtet .. vernichtet durch die Dummheit und Feigheit derer, die es leiten! .." — „Herr von Köckritz!" stammelte Luise, sie hielt den Kopf starr vorgeneigt, „bitte, reichen Sie mir Ihren Arm; führen Sie mich zu meinem .. Bruder!" Blitzend, verächtlich, von Kopf zu Füßen maß Louis Ferdinand den Generaladjutanten. „Ihre Maske," sagte Louis Ferdinand, „als römischer Eseltreiber, ist famos gewählt! Überhaupt," wild riß Louis Ferdinand an seinem Gürtel herum, als hätte er dadurch die Macht, Luisens gesenkten Blick zu sich zurück zu zwingen, „des Abends Seelenkündung ist glorios!" Drohend starrte Louis Ferdinand zu Luisens reglos abgewendeter Gestalt. „Napoleons Gesandter als Sklavenhändler .. der Europas Nationen .. versteigert? Wundervoll! Es wird Wahrheit werden! A Dieu, Madame!" Angstvoll, verstört hob sich Luisens schmerzlicher Blick, er sah dem Heftigen nach. Lisinka von Tauentzien bemühte sich, im künstlichen Grase mit ihren Kavalieren ein kokettes Schäferinnenidyll zu stellen. „Sagen Sie, Lisinkchen," bat

zum dritten Male Alexanders Gesandter, „hat die Königin wirklich keinen Einfluß auf die Entschließungen ihres Gatten?" Taub und blind schob Louis Ferdinand durch den Saal; er sah nicht die schmachtenden Blicke der Weiblichkeit, er hörte nicht, daß die entthronte Oranien entrüstet hinter ihm „Flegel" dreinrief. „Er ist furieux!" Glatt wich der Kabinettsrat von Lombard zur Seite, er umfing die Gattin des französischen Gesandten: „A l'honneur!" wisperte er. „So eine Wespentaille entwertet meine sämtlichen Poems!" Sie gab ihm einen Klaps ins verlebte Gesicht. „Süßer Badin! Wissen Sie, daß Napoleon Ihre Poems wieder in Paris drucken läßt? Mein Mann hat sie ihm gesandt!" — „Tausend Dank.." Lombards „dauernde Freundin" schwenkte ihn energisch zu sich herum: „Sage ihr nichts," mahnte sie, „bevor dir ihr Mann nicht die Ehrenlegion verschaffte!" — „Trüffeln mit Schweinebraten schmecken fein!" Vielsagend kniff Lombards geschickte Hand die Generalswitwe in den Arm; sie tat einen wohligen Schrei und warf sich dem Kabinettsrat an die Brust: „Schäkerchen!" Dicht aneinandergedrängt, wie ein Leib, degoutiert, daß die Menge die Tatsächlichkeit verhinderte, bohrten sie sich durchs Gewühl: „Sagen Sie doch, Lombardchen," schmeichelte sich die Inhaberin eines „adeligen Amüsiersalons" an den einflußreichen Kabinettsrat „ist wieder etwas los, zwischen der Königin und dem Louis Ferdinand?" — „Wir Männer sind unbeständig!" — „Kann der Louis Ferdinand wirklich für zehn lieben?" Ehe Lombard seinen

beabsichtigten doppeldeutigen Blick tun konnte, hängte sich seine Gefährtin aufgeregt aus: „Was hat der Dicke mit der Königin? . . Der Köckritz! Sieh doch!"

„Liebe Majestät," stotterte Köckritz, verzweifelt über das „Aufsehen", das Luise im Saale schuf; sie stand, den Arm haltsuchend in den seinen gezwängt und zitterte am ganzen Körper, ihre Augen waren wie ausgelöscht. „Erregen Sie sich doch nicht so, Majestät! Seine Königliche Hoheit, der Herr Prinz, ist in letzter Zeit gegen jedermann so, wie toll, er wird wieder mit seinem Bohemien-Genossen vor der Fete gezecht haben!" Langsam schüttelte Luise den Kopf, erschöpft ließ sie die Maske niedergleiten; das Antlitz, das sich Köckritz zeigte, war totenbleich. Schwer besorgt, um seine Ruhe und Stellung, sah Köckritz, daß die Königin, die doch sonst immer so „angenehm kalmierend" im Gleichgewicht war, mit den Tränen rang. „Der Herr Prinz findet," tröstete Köckritz, „wenn er nach Hause kommt, den Befehl, eine Woche Hausarrest zu halten, für die Beteiligung an der letzten Demonstration! Seine Majestät wird ihn jetzt strafversetzen oder — einsperren! Das beste wäre das! . . ." Zitternd, trüb und aufbegehrend, wie gelähmt an allen Gliedern, sah Luise in das Auf und Ab des wiegenden Tanzes. „Raten Sie nicht dazu," bat Luise, „er war Friedrichs des Großen Hoffnung! Ihm fehlt bloß . . die richtige Frau." — „Der Herr Prinz ist überehrgeizig, Majestät! Das ist es! Er will uns in alles hineinsprechen, was Seine Majestät tut; er will sich immer auszeichnen!" —

„Ist das schlecht, Köckritz, wenn ein Mensch nicht umsonst gelebt haben will?" — „Dort ist Eurer Majestät Durchlauchtigster Herr Bruder!" Luise senkte den Kopf. „Nächste Woche, Majestät," sagte Köckritz entlastet, tiefsehnsüchtig, daß die Königin endlich ginge, „ist in Paretz das Erntefest! Wir wollen es heuer doppelt froh feiern, nicht wahr, Majestät? Fern aller Politik und allen Sorgen?" Mechanisch, abweisend quittierte Luise die Verneigungen der Neugierigen, die sich gaffend um sie gesammelt hatten, müde und schleppend schritt sie durch die ehrerbietig aufreißende Gasse auf Georg zu. „Wie schade," sagte Köckritz, „daß Durchlaucht, der Herr Bruder schon scheidet!" — „Ist mein Mann schon lange.. weg?" Besorgt sah Georg die Schwester an. „Ich bin müde; ich möchte nach Haus." — „Dein Mann ging gleich nach der Eröffnungspolonaise! Ist dir etwas?.."

„Komm! Ich will nach Haus!"

„Weißt du's schon?"

„Was?"

„Der Zar ist hierher unterwegs, auch ein Erzherzog kommt aus Wien!" Voll Angst preßten sich Luisens Fingerspitzen auf des Bruders Arm. „Wir sind aber doch gut mit Napoleon? Sag!? Gelt? Wir stehen gut mit Napoleon? . . ." — „In der Stadt ist das Gerücht, daß Napoleon deines Mannes Hoheitsgebiet verletzt hat; er soll Truppen über preußisches Gebiet geführt haben, um den Österreichern in die Flanke zu kommen!" Unstet suchte Luisens Blick in der Richtung, in der Louis Ferdinands hohe Gestalt entschwun-

den war. Pariser Parfüms durchsprühten den Saal, in den Logen fingen die Festgäste zu tafeln und zu zechen an. „Grüß' unser Vadderchen, Georg, und — komm' . . bald . . wieder! . . Erklär' mir, was mein Mann jetzt tun soll."

„Komm! Wir wollen erst mal in den Wagen steigen."

In höchstem Prunke, grün, golden, pelzverbrämt und ordenbehängt schritt des Zaren Gestalt neben Luise, vor Friedrichs des Großen Fenstern zu Sans Souci auf und ab. „Ich fühlte sofort," sagte Alexander schmerzlich-vorwurfsvoll, „daß mein Besuch Ihrem Gatten nicht genehm ist."

„Das ist es nicht, Cousin! . ."

„Es ist so!" Aus Potsdams engen Gassen und steilen Giebeldächern scholl der kriegerische Takt der Pauken, der hallende, martialische Marschtritt der Truppen Friedrich Wilhelms empor, die von der Festparade in die Quartiere zurückkehrten. Friedlich schlief, tief drunten, weithin, in der herbstlich schwachen Sonne die märkische Landschaft, über der der Sonnenschein durch die dünne Luft wie ein Messingschein leuchtete. Scheu, leiser auftretend spähte Alexander durch die verschlossenen Fenster in des alten Fritz' Arbeitszimmer, das voll Staub lag. Motten tanzten über dem verwaisten Schreibtisch, sie irrten kriechend auf den verschlissenen Polstermöbeln herum. Knackend drehte auf dem höhergelegenen Hang die Windmühle ihren Gang: hinauf, hinunter, hinauf. Traurig sah Luise in Alexanders rosigflaumiges, kindlich-beleidigtes Antlitz, das

vor Erregung zuckte. „Lieber," bat Luise. Alexander tat eine jähe Bewegung, als wolle er sich zu ihren Füßen stürzen. „Ich kann Ihre Trauer nicht sehn! . ." — „Luise!? . ." — „Mein lieber Cousin," bat Luise, „vergessen Sie nicht, welch' schwere Jugend mein Mann hatte! Er hat keinen Vater gehabt, der ihn lieb hatte. Sein trostloses Elternhaus ließ ihn nicht ruhig entwickeln! Jeder Mensch braucht eine liebende Hand, soll er mutig im Leben sein. Ich fühle das oft peinlich . . an mir." Alexanders Augen nickten, Luise errötete, sie sprach schnell weiter: „Wir sind alle unserer Abkunft und unserer Erziehung, dem Lebensschicksal, in das wir gestoßen wurden, hörig. Mein Mann sah als Kind viel Häßliches im verfehlten Leben seines Vaters, der durch Friedrichs harte Erziehung maßstablos geworden war; das verschüchterte ihn! Dadurch wurde er mißtrauisch! Dieses Mißtrauen, das sich auch gegen seine eigenen Fähigkeiten richtet, hat sich noch dadurch befestigt, daß Friedrich der Große auch mißtrauisch und argwöhnisch war! Der große König ist meines Mannes Vorbild! Bitte, Alexander, sehen Sie so meines Mannes Zögern! Sie tun ihm unrecht, wenn Sie seinen Willen schelten, eine eigene Meinung zu haben! Gott will ja auch wirklich Frieden!? . . ." — „Sie sind ein Engel!" Mit andrängenden Lippen küßte Alexander Luisens weiche, emporgeraffte Hand. „Denken Sie nicht ähnlich rein von Ihren Regierungspflichten?" fuhr Luise fort, ihre Augen

behauchten sich mit einem Leuchten, das des Zaren Erregung beklemmte, schürte und hoffnungsvoll beglückte. „Schuf nicht das unsere Freundschaft . . die mich so sehr . . beglückt?" Mit schiefgestelltem Kopfe sah Luise den Zaren an, ihre Augen spielten. „Soll diese Freundschaft gleich bei der ersten Belastungsprobe in Brüche gehen?" Alexanders Augen schimmerten feucht, Röte floß in sein Antlitz. „Ich weiß," sagte Luise voll schattenloser Zuversicht, „ich weiß, daß Ihre Freundschaft für uns unverändert ist; Sie sind treu! Sie können ja gar nicht anders sein!" Sie lächelte ihn an: „Hab' ich nicht recht?" — „Beim allmächtigen Gott!" Beteuernd legte Alexander die Hand auf die Brust. „Ich bin Ihr Freund! Was haben wir denn .. Höheres, hienieden" sagte Alexander stockend, wider Willen ergriffen, „als: die Liebe der Besten .. gewinnen zu können?" Dankbar legte sich Luisens Hand auf Alexanders ihr entgegenzuckenden Arm. „Glauben Sie mir, Luise," bat der Zar, „nur meine innige Liebe zu Ihnen .. und zum König, führte mich hierher! Glauben Sie mir das . . teure Freundin?" Luise nickte. „Luise!?" In Alexander war Sturm: Wie die schlanke Göttin Fruchtbarkeit ist dieses Weib! Wie die Gottesmutter, wie die Himmelsbraut selbst ist diese .. herrliche Frau! Bescheiden, klug, ergeben! Sie gibt sich mir hin!? Klar und rein wie der warme, harmonisch-glatte Himmel meines Südrußlands über den blühenden Kirschbäumen, im berauschenden Duft der Wiesen und Wälder, ist diese Frau, ein Weib, ein Urweib, mit einer Marmorstirn, demütig,

stolz sind ihre prachtvollen Schultern! . . Innerlich taumelnd zog Alexander Luisens Hand neuerlich an seine Lippen. Dankbar, glücklich lächelte Luise, ihr Blick wurde sicher und froh. Alexander richtete sich auf; er atmete tief, unter seinen Füßen schwankte der Boden. Alexander sah in die Weite der sorglos lachenden Lande zu Füßen des Plateaus: Rußland war da, sein Land, wie er es haben wollte, groß, mächtig, unterrichtet, sittlich, vorbildlich, der Himmel auf Erden, den er schuf, er, den die Weltgeschichte als den größten aller Monarchen feiern sollte! „Ich danke Ihnen, Luise! Ich danke Ihnen, auf den Knieen meiner Seele!" Drunten im Park, auf dem Dache des Freundschaftstempels, den Friedrich der Große seiner Lieblingsschwester errichtet hatte, über deren Grab jetzt Napoleons Geschütze rollten, saß eine weiße Taube. „Sähe Ihr Gatte die Situation klar!" sagte Alexander beschwörend. „Sähe er sie klar, wie ich, noch heute zöge Preußens ruhmvolles Heer mit Österreich und mir gegen die Heimtücke des scheußlichen Plebejergeschwüres, das uns ans Leben will! Es ist doch nicht so schwer, Cousine, das zu erkennen?! Ihr Gatte ist in Gefahr! Napoleon schlug die Österreicher an der bayrischen Donau; er schlug Deutschland, durch den Durchmarsch durch Ihres Gatten Gebiet! Ihr Gatte trägt die Schuld an Deutschlands Niederlage! Er ist schuld, wenn jetzt der Hort aller Kultur fällt! Nur er! Cousine!? Österreich ist darüber sehr erbittert, und ich, Österreichs

Bundesgenosse, ich habe mein Bündnis beschworen! Mir," sagte Alexander, „mir bleibt nichts anderes übrig, als, es auch zu sein! Entscheidet sich Ihr Mann heute nicht für uns, Cousine, so steht die Todesgefahr des Bruderkampfes vor ihm — und mir!" Luisens lange Wimpern wippten. „Mein Herz blutet, Cousine, über diese Konstellation, aber sie ist da! Bleibt Ihr Gatte Napoleons Freund," verneinend, beruhigend schüttelte Luise den Kopf, „so bin ich vernichtet!" Mit langem Blick sah Luise den Zaren an. „Als Herrscher und als Mensch vernichtet! Dann muß ich dazu beitragen, ›Sie zu . . stürzen, gemäß meinen Verträgen! — ja, Luise, die Rechte der persönlichen Freundschaft sind uns Herrschern beschränkt!" Zittrig spielte das Glockenspiel über Friedrichs des Großen Grab vom Turm der Garnisonskirche durch die Luft:

Üb' immer Treu und Redlichkeit
Bis an dein kühles Grab,
Und weiche keinen Finger breit
Von Gottes Wegen ab.

„Ich muß dann .. beitragen," stieß Alexander vor, „Ihren Gatten zu . . vernichten! Ich will das nicht!" rief Alexander heftig. „Ich kann Sie nicht unglücklich machen! Ich will nicht! Lieber töte ich mich!" Tief drunten im herbstlichen Park, auf dem geschlungenen Wandelgang schritt Hardenberg in eindringlichem Gespräch mit Lord Harrowby, dem englischen Sondergesandten; nachdenklich verschwanden die

Gestalten hinter einem dürrgeregneten Birkenrondell. „England und Österreich verlangen von mir," sprach Alexander, „wenn sich Ihr Gatte unserem Kreuzzuge nicht anschließt, daß ich meine Truppen, feindlich, in Preußen einrücken lasse!" Alexander stand: „Soll ich, soll Deutschland, sollen alle Ihre Verwandten, mit mir, gegen Sie . . kämpfen? Wollen Sie Ihre lieben, schutzlosen Kinder arm und vertrieben, obdachlos werden sehen? Nur deswegen, weil Ihr Gatte nicht jetzt den Entschluß zur Tat findet, dem er auf die Dauer nicht ausweichen kann?" Zwei Handwerksburschen walzten, hinter Friedrichs des Großen Erholungssitz, ihre Knotenstöcke schwingend, die Straße nieder. „Hätte mein Vater seinerzeit," sprach der Zar, „die Bedeutung des blutigen Aufruhrs des besitzlosen französischen Pöbels gegen alles Bestehende, dessen Haupt dieser teuflische Bonaparte geworden ist, erkannt, er wäre noch am . . Leben!" Die Handwerksburschen hatten kein „Attentat" vor, sie marschierten weiter und sangen ein Lutherlied. „Ich kann die Kurzsichtigkeit Ihres Gatten nicht begreifen!" fuhr Alexander, entlastet aufatmend, fort. „Ich kann nicht! Hardenberg, Stein, seine tüchtigsten Diener raten ihm zum Krieg, und er . .? Cousine, sind Sie ihm denn so . . wenig? . ." Erschrocken verbarg sich Luisens verwirrter Blick. „Will Sie Ihr Gatte mit Absicht . . entwürdigen? Will er offiziell machen: ‚Meine Frau, meine herrliche Frau gibt all ihre köstliche Liebe einem Mann, der keine . . Ehre im Leibe trägt?' Verzeihe mir Gott, lieber tötete

ich mich, als daß ich Ihnen wehe tue, aber: Luise! Es muß gesagt sein: Ihr Gatte wird in ganz Europa bereits .. verlacht .. man glaubt, er sei ..." Steil richtete sich Luise auf, ihr Blick verbat sich das Wort. „Wenden Sie das furchtbare Schicksal!" bat Alexander; Friedrich Wilhelm und sein Gefolge erschienen am Ende der Terrasse. „Ich will nicht gegen Sie die Waffen führen, ich kann das Glück Ihrer Ehe nicht wanken sehen! Sie halten mein Leben in Händen, Louise! Kämpfen Sie um Ihr, um mein Glück! Bis Abend ist Zeit! Dann ist es zu spät!" Alexander sah seinen Sieg. „Dort kommt Ihr Gatte!" Luise hob den Blick. Galant schritt der Zar dem König entgegen. „Teurer Freund!" Langsam, verstimmt trat Friedrich Wilhelm heran. „Ich bitte Sie um die Gnade, teurer Freund," sprach Alexander, „daß ich, ehe ich zum eisernen Würfelspiel unserer gottgesegneten Unternehmung, wider die Geißel der Menschheit, ausziehe, an Ihres großen Ahnen Grab beten darf! Ich will mir Kraft holen von dem, der stets für die Rechte der Menschheit den Degen zog Darf ich?" Verschlossen nickte Friedrich Wilhelm; steif trat er an Luisens Linke, er fragte, den Blick am Boden: „Wie gefiel Eurer Majestät die heutige Parade? War alles exakt?" — „Süperb! Völlig des alten preußischen Ruhmes würdig, teurer Freund, völlig!" Zur Vorsicht mahnend, wichen Alexanders Augen dem besorgt fragenden Blicke des wiener Erzherzogs aus. „Ich bin glücklich," sprach Alexander mit Betonung, er lächelte

Czartoryski siegesstolz zu, „der preußischen Heldenarmee weiter in enger Freundschaft verbunden zu sein!" — „Monsieur est servi!" meldete der Oberhofmarschall, er verneigte sich, als wollte er mit dem Kopf in die Erde stoßen, unter der Friedrichs Lieblingspferde moderten; durch die Stille des Herbstes von Sans Souci, aus Friedrichs Prunkschloß, rauschte der schmetternde Probetusch der Tafelmusik. Mit rotem Kopf stand Köckritz „still", er schielte: Die Königin sah .. so verändert sah sie drein? „Mein hoher Kaiserlicher Herr Bruder, Eure Majestät!" sprach Erzherzog Anton an Friedrich Wilhelms Seite, „konnte nicht annehmen, daß es Kaiser Napoleon überhaupt, und dazu noch bisher ungestraft! wagen würde, einen so mächtigen und verehrten Monarchen, wie Eure Majestät, derart, vor aller Welt, zu brüskieren und blutig herauszufordern! Mein Bruder, der Kaiser Deutschlands, verlor die erste Kriegsaffäre von Ulm nur durch die beispiellose Hoheitsverletzung Ihres Gebietes. Die Welt sieht auf Sie! Bedenken Eure Majestät auch bei Ihren Entschließungen, daß mein Bruder Karl siegreich in Italien ficht! . . ." — „Der König von Preußen ist nicht umsonst Friedrichs des Großen Nachfahre!" sagte Alexander, er drängte den Erzherzog zur Seite und winkte ihm ärgerlich ab. „Seine Majestät denkt naturellement wie wir!" Alexander bot Luise den Arm; mit der Linken faßte er Friedrich Wilhelm; die Fürstlichkeiten gingen, zu dritt eingehakt, zu Tisch. Vielsagendes Nicken und Wispern hob sich im Gefolge.

„In Ehrfurcht ersterbend" fragte ein Redakteur Herrn von Massow: „Wird es gestattet sein, eine Festnummer zur gottgesegneten Allianz zu überreichen?"

Das „Volk" stand hinter den sperrenden Wachespalieren. Mit russischen und englischen Agenten durchspickt, sie taten zum Teil auch für Napoleon Dienste. Die Menschenmasse klatschte in die Hände, wenn ein General angefahren kam: „Wir dürfen uns nichts gefallen lassen!" — „Es wäre ein Verbrechen vom König, jetzt einen Krieg anzufangen! Wir wollen lieben! Soll die Proklamierung der Menschenrechte vergeblich gewesen sein?" — „Wir, in Preußen, haben sie noch nicht proklamiert!" — „Wir müssen sie aber proklamieren!" Ein Mann brüllte: „Hoch Napoleon!" Die Bürgerschaft rückte ab. „Wenn das Deutsche Reich zerfällt," sagte ein österreichischer Agent, „ist Preußen verloren! Wien rettete stets Deutschland!" Hinter einer schwarzweißen Fahne kam eine Gruppe anmarschiert: „Wir sind die Polizei Europas! Es lebe das preußische Herz!" — „Jawoll! Wer nicht nach unserer Pfeife tanzt, muß eins auf die Schnauze kriegen!"

„Richtig! . ."

Mit hocherhobenen Stocklaternen standen in der Garnisonkirche zwei Lakaien zur mitternächtigen Stunde vor Friedrichs des Großen Gruft. Das rußende Licht überflammte das Königspaar im Grufteingang. Im

schmucklosen Sargraum, gespenstische Schatten hinter sich, im Bannkreis des heroischen Leichnams berührten Alexanders Lippen Friedrichs Heldendegen, der verstaubt auf dem kleinen Zinnsarg lag. Alexander sank auf die Kniee. Die Hände gefaltet, den Blick im erhellten Raum ekstatisch nach oben gerichtet, küßte der Zar die Kante des farblosen Sargdeckels. Friedrich Wilhelms Augen zuckten. Hokuspokus und Charlatanerie, dachte Friedrich Wilhelm voll Zorn. Luisens Augen waren naß; unsicher fragend blickte Friedrich Wilhelm seine Frau an. Sie zog seinen Arm fester an ihre Brust. Lisinka kniff in der Dunkelheit des Chors Massow in den Arm: „Der Zar steht mit dem Alten Fritz im Rapport! Fühlen Sie den kalten Hauch, der aus dem Geisterreich zu uns herüberweht?" Sie drängte sich an. „Ich fürchte mich! Da! Sie bilden die mystische Kette! Der Zar reicht dem Königspaar die Hand!" Lisinka lag an Massows Brust. „Kommen Sie nur näher, kleiner Fratz," flüsterte Massow, „bei mir geschieht Ihnen nichts! Pressen Sie sich, Lisinkchen, nur feste an mich!" — „Die Königin schluchzt! Sie hat dem König das Wort abgenommen, daß er stets auf dem Wege der Reinheit wandeln wird! Sie hat dabei wie die Leda ohne Schwan ausgesehen! Sie hat verlangt, daß sich der König und der Zar küßten!" — „Der Zar hat sie und den ganzen Hof verrückt gemacht!" wisperte Massow, er schob Lisinkas Glieder von sich, ihm wurde deren Glutwärme peinlich. „Keiner weiß mehr, was er will! Setzen

6*

Sie sich dorthin, Lisinka, vor die Orgel! Sie sind meinem großväterlichen Gebein doch zu . . schwer! Es ist Zeit, daß der Zigeuner abreist!" — „Meine tote Schwester," sprach im Kirchenschiff Alexander, „hat mich soeben gesegnet! Der Geist meiner toten Schwester schwebt um uns!" Noch einmal sah Alexander zu Friedrichs Sarg. „Ihr Ahne wünscht, daß wir uns auf dem Schlachtfeld wiedersehen! Im Kampf gegen den Beelzebub! Friedrichs Geist flüstert: ‚Das Schlachtfeld wird des Bösen Richtstätte sein!‘ Wohlan!" Festen Schrittes, daß unheimlich die Fliesen in der Stille hallten, schritt der Zar zum finstern Kirchen-Portal. Kalt hauchend quoll die Nachtluft in den Dom. Reglos stand Friedrich Wilhelm. „Im Kronrat, Lisinkchen," zischelte Massow, „ist es nachmittag grauenhaft drunter und drüber gegangen! Der Hardenberg hat eine Rede gehalten! . . Der Haugwitz war einfach platt; wir machen mobil!" — „Herrlich! Das ist ja herrlich, Herr von Massow? Muß mein Vater da auch mit?" — „Generale, die im Kriege zu Hause bleiben, gibt es nicht, Lisinkchen!" — „Wie entsetzlich! Warum denn: Krieg?" Warnend legte Massow die Hand auf Lisinkas Lippen: im Kirchenschiff wandten sich der König und Luise zum Gehen. In der Nacht, noch einmal rumpelte Alexanders Wagen fern auf. „Gott segne dich, Fritz!" Wortlos stiegen sie in die wartende Karosse. Luise suchte ihres Mannes Hand; schutzsuchend lehnte sie sich an seine knochige Schulter. Potsdams Häuschen zogen

dunkel an den Wagenfenstern vorbei. Sie schlafen, friedlich gingen sie schlafen und ahnen nicht, was beschlossen wurde! Krieg!? Wie furchtbar das ist! Mit zitternder Seele barg Luise den Kopf an ihres Mannes Mantel. Heißes Mitleid stieg auf: Was geht jetzt im Fritz vor? Sie preßte seine Hand, die Hand war teilnahmslos und ablehnend. Luise betete zum Wagenfenster hinaus: „Lieber, du lieber Gott, verlaß uns nicht!" Der trübe Lichtschein der Wagenlaternen fiel ins Innere, Luise sah, daß ihres Mannes Gesicht Innenqual zeigte. „Fritz!" bat sie, begütigend strich sie über seine Hand. „Ich will jetzt ernst und ordentlich sein! Ich will dir zur Seite stehen!"

„Wird nötig sein."

„Bist du nicht . . froh? . . Es gab ja keinen andern . . Ausweg . . Fritz!? . ." Der Wagen hielt vor dem hellen Schloßportal; das Stimmengeschwirre im Vestibül verstummte. „Habe noch zu arbeiten!" sprach Friedrich Wilhelm. „Gute Nacht!"

Bedrückt nickte sie ihm zu. „Geh' nur!" Die Hofdamen vom Dienst geleiteten die Königin; die Voß beurlaubte sich von Luise. „Sehen Sie bloß zu, Massow," gebot die Voß, „daß die Diener nicht zu viel stehlen! Der Goldservice muß sogleich morgen früh nach Berlin in die Schatzkammer zurück!" — „Ich will allein sein!" sagte Friedrich Wilhelm zu Timm, laut polternd schloß sich des Königs Türe. „Haugwitz," sprach Friedrich Wilhelm, „ich bin in sehr großer Unruhe über die Folgen! . ."

„Warum schloß dann Eure Majestät den Bündnisvertrag ab?"

„Sie reisen zu Kaiser Napoleon und tragen Seiner Majestät, genau und ehrerbietigst, alle die Gründe vor, die mich im Augenblicke zwangen, der Koalition gegen ihn, formell, beizutreten!" Friedrich Wilhelm sah zu Boden. „Setzen Sie Kaiser Napoleon mit aller Deutlichkeit auseinander," sprach Friedrich Wilhelm, als diktiere er, „daß ich mich nur gezwungenermaßen dazu verstand . . eine bewaffnete Vermittlung . . für den Fall zu übernehmen . . daß Frankreich . . tatsächlich . . noch weitere Eroberungen anstreben sollte, Veränderungen . . die dauernd das Kartenbild Europas . . neu . . verändern würden! Hoffe sehr, Napoleon tut das nicht? Erklären Sie Kaiser Napoleon . . nachdrücklichst . . daß meine, nur teilweise Mobilisierung bloß dazu dient, meinem Lande den Frieden zu erhalten, daß sie nicht gegen ihn . . aggressiv . . gerichtet ist!"

„Kaiser Napoleon wird nie einwilligen, Majestät, die Länder zu räumen, die er jetzt besetzt hält!"

„Das wissen Sie nicht — solange Sie nicht den Kaiser sprachen!" Gereizt schob Friedrich Wilhelm den Minister zur Türe. „Ich verlasse mich also auf Sie! Erzielen Sie, was Sie erzielen können!" — „Wo ist denn der Kaiser Napoleon anzutreffen, Majestät?" — „Bei seiner Armee, natürlich!" — „Also in Österreich? Schön! Weiß Eure Majestät, daß Herr von Lombard und Herr von Beyme Eurer Maje-

stät Stellung hoffnungslos ansehen?" — „Vor acht Wochen ist meine Armee auf keinen Fall mobil!" sagte Friedrich Wilhelm, dicht, verzweiflungsvoll drohend stand er vor Haugwitz, der sich nicht durch die Türe schieben ließ, „bis dorthin . . kann viel geschehen! . . Halten Sie sich stets vor, Herr Graf: Der beste, erfolgreichste Krieg mordet Tausende! Friede ist und bleibt mir das höchste Gut!" Haugwitzens welke Augen zuckten. „Ich soll also? . . ." — „Haben Ihre Instruktionen! Kennen meine Gesinnungen! Wie gesagt: Friede steht mir am höchsten! Gehen Sie!" Fluchtartig verschwand in seinem Schlafzimmer Friedrich Wilhelm; spöttisch sah Haugwitz ihm nach. Er resümierte: Lombard hat den Auftrag, zu verheimlichen, daß wir den Russen den Durchzug durch Polen erlaubten? Aha! Lombardchen wird nicht schweigen! Hm? Lucchesini bleibt in Paris? Wir führen also Krieg gegen Napoleon und lassen unseren Gesandten trotzdem in Paris? Er hat Angst, er hat sich fangen lassen, er will heraus! Je sais tout! Arrogant trat Haugwitz auf den Gang, rüstig schritt er zur großen Marmortreppe, an deren Mündung sich eine stürmische Gruppe junger Stabsoffiziere um Louis Ferdinand geschart hatte und eifrig debattierte; sie verstummten, schadenfroh sahen sie Haugwitz an. Höhnisch verneigte sich Haugwitz vor Louis Ferdinand. „Königliche Hoheit, haben Sie vielleicht . . Grüße nach Österreich? Ich reise nämlich dorthin!" — „Was?" rief Nostitz. „Sie sind zur Botschaft an

Napoleon bestimmt?" — „Zu dienen!" — „Wenn ich Befehle zu geben hätte," sprach Louis Ferdinand, „Sie überbrächten sie nicht!" — „Ich dachte halt bloß, Königliche Hoheit, weil Sie die Herren Österreicher so lieben, daß Sie keine Gelegenheit vorübergehen lassen wollten, sie zu grüßen? Also: nicht? Schade! Bon soir!" Bestürzt sahen sich die Offiziere an. „Der Affe führt was im Schild!" — „Wieso schickt der König ihn?" — „Auf Wiedersehen!" rief Louis Ferdinand, „ich reite zu Stein!" Sporenklirrend kam Kalckreuth mit älteren Offizieren die Treppe herauf. Tückisch, mit schiefem Kopfe stehen bleibend, blickte Kalckreuth Louis Ferdinand nach, der mit weiten Sätzen an ihm vorübergesprungen war. „Dem jungen Herrn hat die Blutgier scheinbar völlig den Kopf benommen?" — „Kultur gegen Kultur?" zeterte ein General. „Wir sollen gegen Frankreich kämpfen? Es ist ja Wahnsinn, was der König tut!" — „Was ist denn beschlossen worden?" — „Krieg ist beschlossen, Krieg gegen Frankreich!" — „Was?" schrie Oberst von Massenbach, der Generalstabschef. „Tatsächlich? Krieg gegen Napoleon? Es wird kein Krieg geführt! Ja, gegen die Russen, gegen die Barbaren, gegen die hätten wir schon lange Krieg führen sollen, die Russen sind unser Feind! Einen Krieg gegen Napoleon mach' ich nit mit! Noi! Ischt denn der König toll geworde? ." — „Herr Kamerad! Herr Kamerad! Jeder Handwerker gebraucht doch sein Hausrecht, soll Seine

Majestät nicht Ihr Landrecht auch verteidigen dürfen? Wir sind durch Frankreich entehrend brüskiert! . ." — „Ehre? Ehre ischt ein Hirngespinst! Können Sie Ehre fressen? Die Vernunft des Menschen steht über der ‚Ehre'!" — „Krieg gegen Frankreich?" sprach Kalckreuth kopfschüttelnd, „Krieg gegen das Land, das des großen Königs Familie liebte?" — „Das Frankreich, das Friedrich der Große liebte, ist nicht mehr, Eure Exzellenz!" — „Meinen Sie?" — „Die Kreise in Frankreich, die uns dereinst Vorbild waren, Exzellenz, sind geköpft!" — „Wir sollen mit dem einzigen Ländle, das außer uns noch Kultur im Leib hat, Krieg führe?" schrie Massenbach. „Der König ischt toll! Toll, ja, toll ischt er! Wo ischt denn der Haugwitz hin? I muß ihn spreche!" Wie ein Irrsinniger rannte Massenbach davon. Sie lachten hinter ihm drein: „Ein echter Schwab!" — „Sahen Sie, Exzellenz," fragte ein Oberst den unentwegt kopfschüttelnden Kalckreuth, „daß der Herr Zar heute immer in den Hardenberg eingehakt ging? Wie ein Liebespaar?" — „Er wird den schäbigen Ausländer bestochen haben!" — „Vielleicht auch? . ." Gierig, voll Hast, mit den schadenfrohen Blicken Unreinlichkeit verbreitend, traten sie zusammen: „Sie denken, die zweie lieben sich . . friderizianisch? ." — „Jedenfalls haben unsre Krawallhelden jetzt ihren Wunsch erfüllt!" zürnte Kalckreuth. „Was ist denn das wieder?" — „Sie sind nervös, Exzellenz? Es ist bloß die Wache, die aufzieht!" Taktmäßig, wie ein Uhrwerk marschierte

die Ablösung an Louis Ferdinands scharrendem Rappen vorbei, dessen Zügel der Prinz dem Diener aus den Händen riß. Mit hohem Schwung setzte Louis Ferdinand in den Sattel, er hieb dem bäumenden Gaul die Sporen ein. „Endlich!" jubelte Friedrichs Neffe. „In den Kampf!" Wild sprengte er in die Nacht hinein. Schleichend, wie mißtrauischer Opferrauch, qualmte von den Seen dicker, vermummender Nebel zu Friedrichs des Großen Garten empor. Zusammenschreckend, mit halbem Hören, vernahm Luise Louis Ferdinands Hufschlag, der unter ihren Fenstern vorüberhetzte und starb. Weit vorgebeugt starrte sie ins Kaminfeuer. „Krieg?" flüsterte Luise, „Krieg . . durch mich? Das Entsetzlichste, das der Mensch kennt .. durch mich? Nun stirbt Mann, Vater, Sohn, Bruder und Bräutigam? Mußte es sein? . ." Qualvoll richtete sich Luise auf. „Sie zogen doch durch unser Land?! Hardenberg ist meines Vaters Freund! Er kannte meine tote Mutter! Er hat auch zum Krieg geraten! . ." Suchend, eiskalt an Leib und Seele blickte Luise um sich. „Wenn ich nur jetzt ein aufrichtendes Buch hätt'! Ich möchte mir ein Orakel aufschlagen! Dort sind Bücher!" Luise erhob sich, wie Blei zog es sie zurück, als warne sie etwas. Drohende Schläge tat die Turmuhr über ihr in der Finsternis. Luise las: „Geschichte der preußischen Politik". Mit verblaßten Schriftzügen stand der Name: „Podewils" auf dem Vorsatzblatt; Podewils war der Berg Großvater!? Sie hat mir die Bücher geschickt?

Wie lieb! Podewils war doch .. Friedrich des Großen .. Minister? Hastig zog sich Luise ein Taburett neben die blaßgrüne Lampe, lautlos flatterten über Luise die gemalten Engel auf der gemalten Decke. „Wenn ich nur nicht zu dumm bin?" Dreimal mußte Luise die ersten Sätze lesen, ehe sie sie halbwegs begriff. „Das Land Preußen ist durch den starkwilligen Genius seiner Fürsten, gegen die übrigen europäischen Großstaaten, gleichsam auch gegen den Willen seines armen Volkes, in kürzerer Zeit zur Großmacht geschweißt worden, als jede andere Kontinentalmacht. Es zeigt sich daher im Lande wenig Einheitlichkeit, was Gefahren für die Zukunft bringen kann, wenn der obersten Leitung, die in Preußen, mehr als in jedem anderen Staate, das Herz aller Fähigkeiten ist, einmal die starke Hand fehlen sollte."

Fröstelnd zog Luise den Blick von den verblichenen Druckzeichen ab. Erschrocken und fragend, im Raume schwebend, sah er in sich: In der französischen Fabel siechte der Mensch, weil der Magen den Gliedern den Gehorsam verweigerte? Wenn das Herz stille steht, ist der Mensch tot? .. „Es ist kein Blutdruck mehr im preußischen Körper," hatte auf dem anonymen Flugblatt im Vorjahre gestanden. Damals hab' ich .. gelacht? „Das preußische Volk ist sich noch sehr wenig der Pflichten seiner Großmachtstellung bewußt," las Luise, „es ist wohl willig zum Besten, doch noch ohne große Gedanken; es feilscht gern um Kleinlichkeiten und übersieht dadurch oft das Wichtige, weil es

eben durch seine großen Monarchen gewöhnt ist, daß andere für es denken. Das birgt Gefahren! .. Das preußische Volk hat wendisches Blut in sich, dem die karge Sandlandschaft mit ihrer dünnen Luft Mißtrauen, schwankende Unentschlossenheit und sklavischen Hang am Veralteten schuf." Aus sich spähend, sah Luise langsam auf: Brennt nicht das Licht plötzlich .. heller? Kleinlichkeit, Mißtrauen, Unentschlossenheit, Hang am Alten? „Ach ja!" Luise fuhr sich über die Augen, die Bewegung endete traurig: Friedrich Wilhelms Gesicht, viele Erinnerungen ihrer zwölfjährigen Ehe standen vor ihr. Louis Ferdinands Gesicht. Der Fritz muß sich auch zur Weite des Horizontes aufschwingen, wie ihn .. Alexander hat! Er muß! Ängstlich sah Luise um sich; erregt strich sie sich ihren Scheitel; wie wundervoll hat Alexander von der Macht des Geistes gesprochen? .. Vorgeneigten Kopfes schlug Luise das eine Bein über das andere. Unwillig schüttelte sie den Kopf, zusammengekrümmt las sie weiter: „Das preußische Volk hat sich, zufolge der unfruchtbaren Sand- und Heidelandschaft, seine Habe schwerer als die anderen europäischen Völker erstritten, es neigt dadurch zum Trugschluß, der sehr gefährlich für den Volkscharakter werden kann, daß deswegen alles, was es besitzt und tut, wertvoller ist, als alles andere in der Welt!" Luise senkte das Buch; sagt der Fritz nicht immer: die Straße „Unter den Linden" sei schöner .. als der .. Schwarzwald? Edelfarbige Bilder der reichen

blühenden süddeutschen Landschaften malten sich urplötzlich, niederwerfend vor Luisens Augen, die Berge und Täler, in denen sie aufgewachsen und glücklich gewesen war. Sie gaben qualvolle Sehnsucht! Dort sind herrliche Menschen! Frei, offen, großzügig! Langsam strich Luise über das Papier des alten Buches, als sei es naß geworden.

„Gewiß," sagte Luise an der „intimen Mittagstafel" zu Berlin, „das glaub' ich schon, daß es nicht schnell geht, große Armeen aufmarschieren zu lassen, aber, ich fürchte doch, es dauert zu lange?" Erregt zuckten Luisens geschwungene Brauen. „Wir werden dem Zaren," Köckritzens Augen wurden falsch, „wir werden dem deutschen Kaiser, fürchte ich," sagte Luise, sie empfand voll unwilliger Scham und Ärger, daß ihr das Blut in den Kopf schoß, daß ihr Blick unfrei wurde, „wir werden dem Kaiser nicht rechtzeitig helfen können?! Außerdem," Luisens Mund gewann einen hochmütig ablehnenden Zug, „die Gräfin Moltke hat von ihren Verwandten die Nachricht, daß unsere Armeen im Thüringischen, bei Gera aufmarschieren, wo doch . ." sagte Luise hochatmend, „Napoleon in Böhmen oder Mähren stehen soll?" Friedrich Wilhelm schwieg, fragend sah ihn Köckritz an, der königliche Generaladjutant seufzte, er nahm das Glas hoch und trank. „Ich kann nicht leugnen," sprach Luise, kratzend fuhr das Dessertmesserchen in ihrer Hand auf dem Teller herum, ernst, vorwurfsvoll beistimmend

nickten Frau von Voß und die Moltke, mißtrauisch fixierten sie den König, „ich kann nicht leugnen, ich bin in Unruhe!" Luise hob den Kopf. „Man hört so gar nichts von Haugwitz?!" Fragend, offen antwortheischend blickte sie nun ihren Mann an. „Er muß dein Ultimatum doch schon überreicht haben?"

Jähe Röte stieg Friedrich Wilhelm ins Antlitz. „Majestät!" erwiderte Köckritz, prüfend sah er den König an, ob er in dessem Sinne antworte. „Eure Majestät muß gütigst bedenken, daß die Fahrstraßen in Österreich, besonders in der jetzigen Jahreszeit, schlecht sind!" — „Ist Napoleon so schnell weiter gekommen, so wird dem Herrn Grafen Haugwitz wohl auch das gleiche Tempo möglich sein!? .." — „Majestät," wollte Köckritz neu beginnen. „Lassen Sie!" sagte Friedrich Wilhelm, ungehalten stieß er den goldverzierten Meißnerteller mit dem Stück Ananastorte vor sich zurück. „Lassen Sie, wenn sie es besser als wir verstehen, die Damen regieren und .. strategieren!" Erschrocken, ungläubig, daß er wirklich so gesprochen hätte, sah Luise ihren Mann an; ein Wink der Voß befahl den Dienern, sofort abzutreten! Emsig aßen die Hofdamen, Köckritz schnaufte, die Türe öffnete sich. „Majestät," meldete der Adjutant du jour, „Herr Generalstabschef von Massenbach," sie legten alle, wie auf einen Befehl, die Messer und Gabeln weg, „bittet untertänigst, mit wichtigen Nachrichten von der Armee! um gnädiges, womöglich sofortiges Gehör!" Mit zitternder Hand schob Friedrich Wilhelm die zu-

sammengeknüllte Serviette zur Seite; er erhob sich. „Geht!" Die Handbewegung galt der Voß und den Hofdamen; sie schritten bestürzt davon, Köckritz schloß sich an. Sporenklingend trat Massenbachs dicker Körper ein; er verneigte sich tief. „Eure Majestät," meldete Massenbach, stolz aufgepflanzt stand er nun vor Friedrich Wilhelm, „ich bringe im Namen meines Herrn Höchstkommandierenden Herrn Chefs, des Herrn Fürsten von Hohenlohe, Durchlaucht, üble und gute Zeitung! Die üble, der die gute auf dem Fuße, als Konsequenz der üblen, folgt, ischt die, daß Kaiser Napoleons militärisches Genie die russische und kaiserlich österreichische Armee in Böhmen geradezu vernichterisch geschlagen hat!" Luisens Hand, die das Taschentuch hielt, das sie ohne Grund gezogen hatte, zuckte durch die Luft; Luisens Finger schlossen sich zur Faust. „Die gute Nachricht hingegen ischt die," sprach Massenbach, „daß Graf Haugwitz, schnell gefaßt, das gegenstandslos gewordene Ultimatum unterschlug und, als echt raffinierter Staatsmann, mit Kaiser Napoleon, als hätte Eure Majestät nie etwas andres gewollt, einen Traktat abschloß, der," Massenbachs pausbäckiges Antlitz glänzte, seine Stimme wurde von freudigem Stolze geschwellt, „einen Traktat abschloß, der Eurer Majestät, gegen ganz geringfügige Kompensationen von Eurer Majestät Seite, das ganze englische Kurland Hannover zu dauerndem Besitz gibt! Jawohl! Und, Eure Majestät, der Traktat sieht ein, Sie zu allen Zeiten schützendes Dauerbündnis, zwischen Ihnen und Kaiser Napo-

leon vor!" Massenbach verneigte sich. „Ich gratuliere alleruntertänigst! Eine goldene Zeit bricht für Eure Majestät an, die als Erschter Eurer Majestät ankündigen zu dürfen, ich sehr begeischtert bin! Ich gratuliere vom ganzen Herzen!" Friedrich Wilhelms Gesicht nahm an Spannung zu, die schmalgewordenen Wangen vibrierten. „Eure Majestät," sagte Massenbach, „der Herr Hardenberg hat sich arg 'täuscht! Der Kaiser Napoleon hat Sie gern! Er hat den Graf Haugwitz, absichtlich, erscht nach der Schlacht empfange, um Ihnen das Losgehe-müsse zu erspare! 's wär' anderscht a grausliche Affair' für uns worden! Die Marschdirektione und alle Verpflegungsg'schichte habe miserabel, also geradezu saumäßig schlecht funktioniert!"

Um Luise schwankte alles. Sie starrte ihren Mann an, der bewegungslos, nachdenklich verkniffen am Tisch lehnte, die Beine übereinander geschlagen, die Arme auf der Brust verschränkt, den Blick am Boden. Hinter ihm, auf den Blumen der kunstvoll gedeckten Tafel lagen wie schneebedeckte Gefallene die weggeworfenen Servietten. Vor Luisens Blick hoben und senkten sich die leeren Sessel, die Bilder an den Wänden rotierten mit den Wänden, Luise stand in der Mitte einer riesigen Laterna-magica-Trommel, deren Bilder unklar waren, die rasend wechselten. Eine Türe öffnete sich: zwei Diener traten ein, gekühlte Champagnerflaschen in den behandschuhten Händen. „Kommen Sie in mein Kabinett!" raffte sich zornig Friedrich Wilhelm, mit

rauher, gewürgter Stimme, auf, verstört fuhr sein Blick an Luisens fassungslosem Zittern vorbei, durchs Zimmer, über die Diener, sie stellten die Champagnerflaschen auf den Serviertisch und retirierten. „Gehen Sie voran!" befahl Friedrich Wilhelm. Des Generalstabschefs Miene zeigte Verwunderung und derbe Opposition. „Zu Befehl!" Massenbachs Sporenklingen versank. Luise richtete sich auf, ihr Blick erschrak: ihres Mannes Gesicht war — lethargisch, voll bedrückter Unentschlossenheit. „Haugwitz hat doch damit," sprach Luise kaum vernehmlich, „einen Wortbruch begangen?" Friedrich Wilhelm tat eine verärgert ablehnende Bewegung, Luise schüttelte den Kopf, ihre Stimme gewann an Kraft: „Er hat gegen deinen ausdrücklichen Auftrag .. gehandelt!" Dunklere Röte stieg in Friedrich Wilhelms Antlitz. „Fritz!!? .." Ängstlich, weit vorgeneigt, spähend schüttelte Luise ihres Mannes starren Arm: „Du hast Alexander dein Wort gegeben! .." Reglos, ihr den Blick verweigernd, stand Friedrich Wilhelm, in höchster Fassungslosigkeit, halb bewußtlos stürzte Luise an der abweisenden Gestalt zu Boden, auf den Knieen um Reinheit ringend, außer sich umfing Luise ihren Mann, sie rüttelte ihn: „So sprich doch!?.."

„Stehe auf."

„Fritz?! .."

Zitternd, wie gepeitscht von den rasend gewordenen Pulsen ihres Leibes, geschändet erhob sie sich; verzweiflungsvoll tastete ihr weit aufgerissener Blick in Friedrich Wilhelms hilflosem Gesicht.

„Hast du? . ."

„Kümmere dich gefälligst um deine Sachen! Nimm dir einen Strickstrumpf . . wenn du nicht anders Contenance bewahren kannst!" Luise schrie auf: Ein furchtbarer, heftiger, schwerer und dumpfer Schlag schmetterte von der Straße ins Zimmer empor. Eine hohe Staubwolke quoll gleich einer unheimlichen überirdischen Mahnung langsam, gewaltig wie eine drohende Riesenfaust, die sich aus dem Erdinnern emporreckt, vor den Fenstern dem Himmel zu. Luise wankte; die Gestalt vor Angst halb verdreht, sich an dem Fensterkreuz gerade noch aufrecht haltend, starrte Luise ihren Mann an. Bleich, mit leblosen Beinen trat Friedrich Wilhelm zum Fenster, er spähte nieder. Erregtes Geschrei scholl in der Straße. „Hat der . . Wind," sagte Friedrich Wilhelm heiser, „die Kriegsgöttin . . auf dem Zeughause drüben, herabgestürzt. Ist total . . zerschellt . ." Luise sah, daß die Äste der Linden reglos in die staaberfüllte Luft vor den Fenstern emporragten. Schreckensbleich traten die Voß und die Moltke ein: „Ist Eure Majestät sehr erschrocken?" — „Werde Haugwitz schreiben," sagte Friedrich Wilhelm, „daß ich ein Bündnis, mit Napoleon, auf keinen Fall schließe . werde das ändern!" — „Liebe Majestät! . ." bat die Voß, in wildes, stoßendes Weinen brach Luise aus, steif aufgerichtet, mit trotzigem Gesicht schritt Friedrich Wilhelm aus dem Zimmer. „Setzen Sie sich, Majestät!" — „Die römische Kriegsgöttin," stellte die Moltke fest, „ist nämlich die Göttin, in deren Tempel

Roms Senat verhandelte, ob heimkehrende G e s a n d t e oder F e l d h e r r e n einen öffentlichen Triumph b e a n s p r u c h e n durften!" — „Majestät," beruhigte die Voß, „der Herr Zar ist n i c h t in Gefangenschaft geraten!.." Die Voß stutzte: Schleppenden Ganges schritt Luise an ihr vorbei, aus dem Zimmer. Freudestrahlend trat Köckritz vor die verstörten Hofdamen: „K i n d c h e n!" sagte er, „das ist ja ein g e w a l t i g e r Coup? Das ist ein historischer M o m e n t! Der größte Sieg Preußens, seit Preußen b e s t e h t!" Wohlig, schadenfroh rieb er sich die Hände. „Der Zar ist b l a m i e r t, Österreich g e s c h w ä c h t, wir sind stärker denn je!" Stolz hob Köckritz die Hand. „Sind der König und wir nich h e l l e? Wir r e d e n nich, aber wir — h a n d e l n! Dieser Z a r!" summte Köckritz, „dieser Z a r! Wegen dieser L a p p a l i e, weil der Napoleon über den j a n z s c h m a l e n preußischen Gebietsstreifen zog, einen solchen K r a c h zu machen? Jetzt s i e h t er, was für ein Land wichtiger ist: seine ‚E h r e' oder sein N u t z e n! Der moskowiterische Courmacher hat das Jeschlecht der ollen Fritze u n t e r s c h ä t z t!" Einladend krümmte Köckritz seinen Arm: „Kommen Sie, meine Damen, Massow hat bei sich decken lassen, wir wollen den Tag mit süßem M a l a g a begießen!"

„Gehen Sie zum T e u f e l, Sie alter Dummkopf!"

Gebeugt saß Luise am Fenster. Sie hielt den Kopf auf die Hand gestützt. Trüb, ohne zu sehen sahen

7

Luisens Augen in die tote Schneelandschaft des einsamen Charlottenburger Parks.

„Majestät," mahnte im Hintergrunde des Zimmers die Voß, „Majestät, Sie dürfen sich den Gram nicht ans Herz greifen lassen! Wohin kommen Sie denn? Es wird den französischen Lumpen schon noch irgendwo erwischen! .. Sie zerstören sich ja?!" Verloren blickte Luise ihre Oberhofmeisterin an. „Denken Sie doch an Ihre Kinder! Gestern hat der kleine Willy plötzlich wie verrückt losgeheult: ‚Weil die Mama nicht mehr lustig ist!' Ist das nicht arm, Majestät? Sie müssen sich fassen! Es ist ja gar kein Grund zum Verzweifeln; es ist ja noch nichts entschieden!?" Dankbar streckte Luise der alten Voß die Hand hin. Luisens bleiches, verhärmtes Gesicht verfinsterte sich neu; sie zog die Hand zurück. „Mein Mann hat sein Wort — gebrochen! Daran .. ist nichts zu ändern!" In Abscheu, gequält warf Luise den Kopf hoch. Sie erhob sich. „Lieber tot, als das!" Besorgt sah die Voß ihre Königin an. „Der Herr Zar hat ja auch, halten zu Gnaden, Majestät, völlig den Kopf verloren!" Dunkle Röte färbte Luisens Antlitz. „Dem König blieb ja nichts anderes übrig, nachdem der Herr Zar alles im Stiche gelassen hatte und nach Petersburg floh!" Unsicher hob sich Luisens Blick, scheu. „Fünfzigtausend Tote sind auf dem Felde gelegen," sagte Luise, „zwanzigtausend ertranken in den Teichen!" Voll Grauen fuhr Luisens Hand an die Schläfe. „Voto! hätten Sie es leicht genommen, wenn siebzig-

tausend Menschen durch Sie umgekommen wären?" — „Die Unsrigen .. kehren ja alle .. recht .. gesund zurück!" Die Voß reckte sich. „Wenn Sie so denken, Majestät," sagte sie, „dann müssen Sie sich doch eigentlich drüber freuen, daß der König demobilisiert .. ohne den Ausgang seiner Verhandlungen abzuwarten?! Auf die Art gibt es ja absolut keinen Krieg mehr .. selbst wenn uns Napoleon .. das .. Furchtbarste .. diktiert!" Gepeinigt tat Luise ein paar unentschlossene Schritte, Luisens Finger knickten ein Ästspitzchen vom kettenübersponnenen Christbaum. Schmerzlich zogen sich Luisens Brauen zusammen: Wie besessen erdröhnte vor dem Schlosse ein Trommelwirbel. „Rrraus!" brüllte der Wachkommandant unter den Fenstern; klatschend schlugen Soldatenhände an die Schäfte präsentierender Flinten: Die Wache trat vor einem Mitgliede der königlichen Familie ins Gewehr! Hastig sah sich die Voß im Zimmer um. „Soll ich die Kinder hereinholen? .. Sie freuen sich so darauf, Majestät, die junge Königliche Hoheit zum ersten Male in Uniform zu sehen!" Luise nickte, ernst schritt sie zur Türe. „Kinderchen!" rief Luise, „kommt schnell herein zu eurer armen Mutter!" — „Hat er schon den Orden an?" Liebevoll umfing Luisens Hand des kleinen Willys Bubenkopf. „Dummerjan!" sagte sie, sie neigte sich nieder und küßte die Kinderstirn. „Darf er denn, als Offizier, noch mit uns spielen?" fragte Charlottchen. Den Blick starr zur Türe gerichtet, durch die ihr Mann kommen mußte,

strich Luise über den Kopf der ängstlichen Fragerin. Zum tiefen Hofknix sank die Voß: Die Doppeltüren öffneten sich. „Seine Majestät und die Königliche Hoheit, der Herr Kronprinz!" meldete die Voß. Stolz, purpurübergossen, wie ein militärischer Weihnachtsengel trat Luisens Ältester vor seine Mutter; stramm salutierte der zehnjährige Leutnant. Vorschriftsmäßig war der eigenwillige Bubenkopf in die friderizianische Puderfrisur gezwungen, auf dem blauen Uniformfräckchen funkelte der neue Schwarze Adlerorden, blühweiß war die Hose, pechschwarz umhüllten die Gamaschen die strammstehenden Bubenwaden. „Fritz hat sich im Dome famös benommen!" sagte Friedrich Wilhelm lobend. Mit Augen, in die ihre ganze Seele trat, mit nassen Augen, prüfend, sah Luise in das Gesicht ihres ältesten Kindes. Leidenschaftlich stürzte sie vor ihm auf die Kniee: „Sei immer ehrlich!" stieß Luise vor, mit fahrigem Händedruck, flehend und befehlend preßte sie ihres Kindes Hand: „Versprich mir das!? Du kannst anders nicht .. glücklich sein!" Erschrocken wich das Kind zurück. Nicht verstehend sah es die Mutter an, aus deren Augen unterirdische Leidenschaft brannte. „Gräfin Voß," befahl Friedrich Wilhelm, „nehmen Sie die Kinder sofort hinaus!" Mit stolzer, hochmütiger Bewegung erhob sich Luise. „Unterhaltet euch," sagte sie, schützend schob sie die bestürzt Dreinsehenden zur Türe, „genießt eure Jugendzeit! Nützt sie!" Zusprechend nickte Luise den Kindern zu; bei undurchsichtig förmlichem Antlitz hielt die Voß die Türe ins Nebenzimmer offen. „Zu-

rück!" schrie der Kronprinz, er stieß die kleine Alexandrine zur Seite. „Von heute ab gehe ich .. durch alle Türen .. als Erster!" Hilfeheischend, dem Weinen nahe, sah Alexandrine die Mutter an. „Fritz!" sagte Luise scharf, auf ihren Wangen entzündeten sich rote Flecke. „Komm' her!" Strafend, fest faßte sie des Kronprinzen Hand. „Ich will so etwas nicht noch einmal von dir hören! Merk' dir: Es gibt nur einen Vorrang in der Welt, den, den man sich durch Leistungen erwirbt! Durch Anmaßung hat noch .. kein Mensch etwas Bleibendes .. geleistet." Befriedigt, demonstrativ zustimmend nickte die Voß, sie verschwand mit den Kindern; ernst sah ihnen Luise nach. „Bist noch immer überreizt?" sagte Friedrich Wilhelm. „Wäre Zeit, daß du dich zu beherrschen begönnest!"

Luise wandte sich, ihr Blick leuchtete in ihres Mannes Gesicht, es wandte sich dem Boden zu.

„Kann doch nicht mit dem Kopfe durch die Wand?" sagte Friedrich Wilhelm. Er schritt, den Kopf ärgerlich gesenkt, zum Fenster. Nach einer Weile drehte er sich um und sagte heftig: „Lasse mich, wenigstens heute, am Feste, mit deinen .. Lamentationen zufrieden! Ersuche darum!" schloß er. Luisens Blick änderte sich nicht. „Haugwitz tut ja wirklich alles, um die Bündnisklausel noch streichen zu können! Tust gerade," begehrte Friedrich Wilhelm auf, „als ob ich besiegt wäre!? Gehe vergrößert aus der Affäre hervor!"

„Und Deutschland .. zerfällt! .."

Bösartig trat er vor sie. „Sage mir 'mal: Bist du Königin von Preußen oder von Deutschland?"

„Ich bin deutsch!" sagte Luise einfach. „Ich bin deutsch, wie die armen Menschen, die du so gleichgültig an Napoleon abtrittst! .."

„Trete sie ab für Hannover, das zehnmal wertvoller ist, als die paar Fleckchen, auf dem deine ‚Deutschen' sitzen, die mir nie .. Steuern einbrachten! .. Hat ja alles keinen Sinn!" begegnete Friedrich Wilhelm dem Widerstand, der sich in Luisens Augen neu sammelte. „Sei meinetwegen ‚deutsch' oder ‚darmstädtisch' oder was du magst! aber quäle mich nicht mit deinen exaltierten Dickköpfigkeiten! Hast die Pflicht, vorsichtig und überlegt zu sein! Verlange das! War deine überspannte Äußerung beim gestrigen Cour, gegen den Wiener Gesandten, daß ‚Germanien' zusammenstürzte, mehr als unklug! Eine Fürstin hat jedes Wort zu wägen, das sie spricht! In Darmstadt mag das anders sein, in Preußen ist das so! .."

„Willst du mir verbieten, dem Gesandten unseres Kaisers die Wahrheit zu sagen?"

„‚Unseres Kaisers?' Habe keinen Kaiser über mir! Bin König von Preußen!"

„Und bist du nicht auch deutsch?"

„Deutschland ist eine Schimäre .."

„Fritz!!?"

Luise starrte ihren Mann an.

„Nanu?"

„Sag' das nicht! . ." bat sie zu Tode erschrocken. „Ich liebe Deutschland!" stieß sie vor, mit fliegendem Atem. „Deutschland ist mir das Heiligste, das ich kenne! Deutschland ist meine Seele! Mein Halt, mein Alles ist Deutschland, Fritz? . . Deutschland ist der Menschen Ehrlichkeit . . die Biederkeit, die Reinheit ist Deutschland, es ist das Wollen nach oben, Gottgläubigkeit ist es, unsere innerste Sehnsucht ist Deutschland! Deutschland ist das, was ich . . will! Deutschland ist . . es ist Alles! . . Es ist, was ich bin, und haben muß, um glücklich zu sein! . . Das Schöne in den Augen der Kinder ist doch Deutschland, Fritz, es ist die Treue, die Ehrlichkeit, der Fleiß der stillen Tat, die Anständigkeit, der Ruhepunkt im ziellosen Herumsuchen, Deutschland ist das, was mich gut macht! Die alten, verträumten Schlösser, die Burgen am Rhein, Fritz, die lieben, ehrwürdigen Kirchen, die geschnitzten Altäre und Truhen, die lieben, windschiefen Häuser, die hochgiebeligen Städte, unser Hausrat, die Spinnenwinkel, die moosigen, klappernden Mühlen in den versteckten Waldtälern; die Märchen, die Sagen, Luthers Wort, die Bibel, der Christbaum dort, der Pfefferkuchen, das Fest, dieser Winter da draußen, die Schlittenschellen, die so segnend hereinklingen, dies alles ist Deutschland!? Deutschland ist das, was das Leben zum Märchen macht! Unsre Liebe ist deutsch, Fritz, unser Zusammenhaltenmüssen, unser Aneinandergebundensein! . . Unsere Ehe! Dies alles . . ist doch . . Deutschland? . . Wenn Deutsch-

land stirbt," stammelte Luise, „so sterbe auch ich!" Friedrich Wilhelm streckte die Hand; Luise schluchzte auf: „Du warst doch glücklich in Darmstadt, ich hab' dich doch gern!? .. Wie kannst du so reden? Du hast doch gesagt, daß du erst bei uns sahst, was das Wort, ‚deutsche Familie' heißt!?" Hilflos bettelnd strich Luisens Hand über Friedrich Wilhelms bestürzte Stirn. „Laß' mich dich weiter mögen, Fritz!? Als wir uns das erste Mal sahen, Fritz, als du so lieb schnell verliebt in mich warst, als du mich um den ersten Kuß batest, in der Rosenlaube, und du mir bei Tisch dann den trotzigen Zettel zustecktest, ob ich dich liebe und dir angehören wolle — als ‚brave deutsche Frau' schriebst du! das ist doch alles .. deutsch! Du bist doch auch .. deutsch?" Sie warf sich an seinen Hals und umschlang ihn bettelnd. „Wenn ich zu dir ‚süßer Bub' sagte, wenn dir mein Dialekt gefiel, das alles, alles das, Fritz, ist für mich Deutschland!" Haltsuchend schmiegte sie ihren Kopf an ihn. „Hab' es gern .. mein Deutschland; ich kann ohne es nicht — sein! .. Du kannst auch ohne es .. nicht sein!"

„Komm', setze dich! Komm', liebe Luise, beruhige dich!"

Gehorsam, sehnsüchtig nach Liebe und Schutz, saß sie auf dem Kanapee nieder. Wie ein Kind, dem sich in schwerer Not wieder Licht zeigt. „Es mag ja dumm sein, was ich sage," stammelte Luise, „aber ich fühle es halt so."

Mit gesenktem Kopfe schritt Friedrich Wilhelm im Zimmer hin und her. Nachdenklich und traurig. Er-

bittert nickte er vor sich hin, als sei ihm ein Paradies verschlossen. „Wäre ja fest resolviert gewesen," sagte er mit bewegter Stimme, lebhafter als sonst, „trotz allem, ganz im Inneren, ist das gerade in den letzten Tagen immer fester in mir geworden, meinen Bündnisverpflichtungen gegen Wien nachzukommen!" Er sah Luise an. „Bin auch deutsch, Luise; vielleicht mehr, als die in Wien, hat aber der Zar die Flinte ins Korn geworfen! Bat er Napoleon um Frieden, bevor Haugwitz .. das .. Seine .. tat."

„Hat Alexander wirklich vor dir verhandelt?"

„Ja!"

Jäh beglückt, entlastet lächelte Luise vor sich hin.

„Luise? .." sagte Friedrich Wilhelm. „Was ist dir? Luise?" Verwirrt sah sie auf. „Sprich' weiter!" bat sie, „ich hatte solche Angst .." Wieder faltete Luise die Hände über der Brust, wieder lächelte sie glückselig vor sich hin. „Luise!?" mahnte Friedrich Wilhelm. Tastend blickte er sie an; er stemmte das Kinn gegen sein Jabot. Langsam, als erwachten sie, regten sich Luisens Glieder, sie erhob sich wie eine Nachtwandlerin. „Schrieb mir doch der Zar," sagte Friedrich Wilhelm, „hätte er sich in Napoleon geirrt! Sollte ich allein? .. Luise!? .." schrie er. „Hätte ich den Krieg gegen Napoleon allein führen sollen," fuhr Friedrich Wilhelm heiser, gewaltsam beherrscht fort. „Ist der glücklichste Ausgang für mich! Ist ein Segen, daß Haugwitz so langsam reiste, daß er .. nach der Schlacht ankam!" Verzweifelt, bittend

sah er Luise an; sie trat wie traumbefangen an ihn heran. „Du bist ja gut," sagte sie mit leerer Stimme, „du hast recht!" Krampfhaft schlang sie die Finger ineinander, als wolle sie sich aus ihren Nöten emporstemmen, als wolle sie zurückkehren; sie wollte nicht mehr widersprechen! Ihr Blick belebte sich, sie widersprach neu: „Der Gedanke, Fritz," sagte sie, „daß du .. deutsche Menschen von dir reißen läßt . . daß die jetzt plötzlich französisch werden müssen, durch Gewalt, sie und ihre Kinder, daß wir sie davor nicht schützen können," voll widersprechend schüttelte Luise den Kopf, „daß diese Kinder durch dich gezwungen werden, ihre Muttersprache zu vergessen, anders zu Gott zu beten, als es ihre Eltern, Großväter und alle vor ihnen taten, deren Blut in ihnen fließt? ... das, das, das zu denken, Fritz, das .. das schmerzt mich .. fürchterlich! Ich kann nichts dafür," bat Luise, „mein Widerstreben kommt vielleicht von den Erinnerungen an das, was ich als Kind von den Franzosen sah! Wie wir als Kinder, mit der Großmutter, aus Darmstadt vor den Revolutionsheeren fliehen mußten! Fritz! Ich seh's eben so! Die Franzosen hausen schrecklich, wohin sie kommen! . ."

„Meine Truppen plündern auch, alle Truppen plündern!"

„Vielleicht macht es mich parteiisch, daß meine Familie seit Jahrhunderten dem Reich dient? . ." Nachdenklich schmerzlich zog sich Luisens Stirne in Falten, um Geduld bittend legte Luise ihre Hand auf

Friedrich Wilhelms Arm. „Ich weiß nicht! Ich kann die Franzosen nicht leiden . ."

„Hat, als deinen Herrn Großvater bei Roßbach der Schlag rührte, damals die Reichsarmee mit Frankreich gefochten, gegen Preußen!"

„Ja? Du hast ja recht!" suchend sah sie ihn an. „Es ist schon sonderbar? . . Glaub' mir," stammelte sie, in Angst legte sie wieder den Arm um seinen Hals, „ich hab' nur dein Glück und das Glück unserer Kinder im Auge!" Sie beugte sich nieder, ehe es Friedrich Wilhelm hindern konnte, küßte sie voll auf wallender, haltsuchender Unterwürfigkeit, voll Leidenschaft seine Hand. „Verzeih' mir!"

„Luisel? . ."

Beide Arme schlang Luise um ihn, sie schob ihre Brust eng an die seine. „Du!" sagte sie schalkhaft, dicht an ihn gepreßt. „Ich hab' ja das Wichtigste vergessen!?" Sie lächelte ihn an und lockerte die Arme, ihr Blick ging nach innen: „Über all dem Wirrwarr, in dem wir sind, steht doch . . Gott?! . ." Ergriffen nickte Friedrich Wilhelm. Dankbar. Zustimmend. „Er steht doch immer an unserer Seite? Er läßt nur das geschehen, was er . . will? Gelt?! Was brauchen wir uns da die Köpfle zu zerbrechen? Komm'!" sagt Luise hell; jubelnd, wie ein spielgieriges Kind zog sie, als sei schon zuviel Zeit verloren, vorgebeugt nach rückwärts wandelnd, ihren Mann durchs Zimmer zum Kanapee. „Wir zwei armen Menschenkinders wollen jetzt lustig sein!? Komm', setz' dich zu

mir, da, ganz dicht neben mich, so! damit mir armem Mädel wieder kuschelig wird! . ." Voll erwartender, begehrender Hingabe schmiegte sie sich über seine Schulter an ihn. Zusammengesunken setzte sich Friedrich Wilhelm, vergrübelt, den Blick gradaus. Wortlos.

„Was ist, mein Liebling? . ."

„Hast da vorhin," sagte Friedrich Wilhelm, als koste ihn jedes Wort Mühe, sein Finger schrieb einen Doppelpunkt in die Luft, „etwas sehr Richtiges gesagt! . . ‚Gott weiß, was er tut', hast du gesagt! . . Er will Friede auf Erden . . und allen Menschen ein Wohlgefallen!" Tiefgläubig hob sich Friedrich Wilhelms Blick zu Luisens Augen auf, die voll Rührung auf ihn nieder sahen. „Nicht nur den deutschen Menschen ein Wohlgefallen! Gott will allen Menschen ein Wohlgefallen! . . Steht in der Bibel: ‚Ein zorniger Mann richtet Hader an . . ein Geduldiger aber stillt den Zank!' . ." Friedrich Wilhelms scheu suchende Stimme belebte sich im stillen, reinen Leuchten der Augen seiner Frau, die wie Sterne des klarsten Himmels auf ihn niedersahen. „‚Des Königs Grimm ist der Bote des Todes!'" zitierte Friedrich Wilhelm, „‚ein weiser Mann aber . . wird ihn . . versöhnen! . . Des Menschen Herz erdenkt sich den Weg, der Herr aber gibt, daß er ihn gehe! . . Friede auf Erden und allen Menschen ein . . Wohlgefallen!' Das gibt Napoleon recht! Napoleon will, was Gott will, er will, daß ein Reich sei für die Menschen auf Erden! ‚Ein Geduldiger stillt den Zank!' Ich bin ein ‚Geduldiger'! Laßt mich ein ‚Ge-

duldiger' bleiben! Gewaltsamkeit und Ungeduld schaffen nur Unglück! .. Nur so, Luise," sagte Friedrich Wilhelm, „kann der Friede der Menschen dauernd sein!" Still und innig, voll Demut wiederholte Friedrich Wilhelm: „Friede auf Erden .. und allen Menschen ein Wohlgefallen." Ergriffen nahm Luise ihres Mannes Hand, sie barg sie, mit ihrer Linken enge verschlungen, in ihrem Schoß.

Nach einer Weile drehte Luise den Kopf; spitzbübisch fragend sah sie ihren Mann von der Seite her an. „Du?" sagte sie und stieß ihn sachte mit dem Ellenbogen an; Friedrich Wilhelm zwang seinen gegenstandslosen Blick zur Frage. „Herr Ehegemahl!?" sagte Luise, sie neigte sich vor. Mit vorgebeugtem Leib saß sie, die Hände zwischen den runden Knieen eingeklemmt, den zierlichen Kopf tief gesenkt. Einladend stand der Ausschnitt ihres Kleides von der blühenden Frische des vollen, plastisch gesattelten Frauennackens ab. Luisens aufreizend zartes Profil zeigte schelmische weibliche Erwartung, es zeigte liebeerregende Spannung. Mit angenommener tiefer Stimme, todernst und dumpf, sagte Luise vor sich hin: „Mir krabbelt etwas auf dem Rücken .. ein Riesenvieh! .. Ach!" sie zuckte zusammen, wohlig schob sie die warmen Schultern unter den dünnseidenen Achselspangen hin und her: liebkosend streichelten Friedrich Wilhelms Finger die Einbuchtung des vorgewölbten Nackens, „das tut gut!" Luise schloß die Augen. Mit glücklichem Lächeln streichelte Friedrich Wilhelm. „Du bist ein geschickter Mann!" lobte

Luise. Nach einer wunschlosen Weile ermunterte sie: „Du wirst das Riesenvieh bald haben! . ." Andächtig berührten Friedrich Wilhelms Lippen ihre Schultern; Luise schwenkte sich hin und her. „Das ist nicht erlaubt . . mein Herr!" Verlockend hielten die Schultern neu vor Friedrich Wilhelm. „Das schickt sich nicht! . . ." Luise neigte sich weiter vor . . „Hast du's?" fragte sie bang. „Siehst du's?"

„Noch nicht."

„Ich glaube," sagte Luise wägend, „du mußt die Bestie . . tiefer suchen!" Fröhlich schielte Luise, die Hände auf die Brust gelegt, den Oberkörper noch mehr zu den Knieen geneigt, von der Seite auf. „Hier, ja hier dürfte das ekliche Vieh zu finden sein!" Luisens Schultern gaben Friedrich Wilhelms Händen die Richtung an. Er lächelte; Luise richtete ihren Oberkörper auf. „Gott sei Dank!" sagte sie entlastet, wie nach einem großen Schrecken, „jetzt ist das Vieh weg!" Verliebt lächelte Friedrich Wilhelm. „Das Vieh war wohl recht groß?" — „So!" Friedrich Wilhelm zeigte. „Wie ein Elefant!" — „Du liebes Herrgöttle du! Du!!" Mit dem ganzen Körper, stürmisch warf sich Luise an ihn. „Du lieber, lieber Kerl! Mein süßer . . sü—ßer Bub?! . Duu!? . ." Voll begehrender Leidenschaft, heiß küßte sie ihn. Ihre Blicke sanken ineinander.

„Verzeih!" sagte Friedrich Wilhelm, er wurde unruhig. „Es ist jetzt, glaube ich, Zeit, daß ich mit Fritz nach Monbijou fahre? Und nach Bellevue!" Luise nickte, sie gab ihren Mann frei und erhob sich.

„Wird die alten Ferdinands freuen!" sagte Friedrich, er trat in die Zimmermitte; sorgsam stäubte er sich den Ärmel vom Puder frei, der von der Wickelrollenfrisur darauf gefallen war. „Wird sie unbedingt freuen, den jüngsten Hohenzollern-Offizier zu sehen! Habe an meinem Ehrentag, seinerzeit," schmerzlich vorwurfsvoll sah Friedrich Wilhelm zu den im Fenster sichtbaren beschneiten Baumspitzen, „der Mätresse meines Herrn Vaters .. die Hand küssen müssen! Hätte meine arme Frau Mutter auch gefreut, hätte sie erleben dürfen, daß es auch anders sein kann! Danke das dir, Luise, hast du recht! .."

„Fritz!?"

„Ist so!" Voll unterwürfiger Liebe, dankbar strich Luise ihres Mannes Wange. „Ich werd' dir schon immer eine gute Mutter sein! Hab' nur auch du immer Geduld mit meinen verrückten Speiteufeleien! . Ich bin ei .. Narri! Mich machst du nicht anderscht! Halte mich! Du! Ich würd' lasterhaft .. ohne dich!" Friedrich Wilhelm lächelte. „Gelt? Du läßt mich nicht im Stich?"

„Habe doch nur dich, Luise!" Glücklich lachte Luise auf, bei nassen Augen. Ausgelassen zerrte sie ihren Mann im Kreise herum. „Du!?" rief sie. „Du, Hottefritz? Wir zwei zusammediplomatisierte Eheleut' machen uns ja .. Elogen?"

„Auf Wiedersehen, liebe Luise!"

„Auf Wiedersehen, Schatz! Und nachmittags fahren

wir mit den Kindern aus! Gelt? Schaff' den großen Schlitten an!"

„Wird besorgt!"

Mit elastischem Schritt ging Friedrich Wilhelm davon. Tief und entlastet atmete Luise auf. Die Finger nachdenklich unter dem Kinn verschränkt, sah sie durchs Fenster zum Winterhimmel. Froh ließ sie die Arme sinken, sie schritt zum Weihnachtsbaum; mit versonnener Gründlichkeit, gierig, als habe sie Tage gehungert, schmauste sie das Konfekt und die Bonbons von den Zweigen. „Herrschaft!" sagte Luise nach einer Weile emsigster Tätigkeit, „jetzt hab' i schier den halbe Baum z'sammg'fresse? Schluß!" Sie ließ die Zweige emporschnellen. Schuldbewußt maß sie das schwankende Grün. „Die Kindersch hätten so nicht raufg'reicht! Herunte hängt auch noch g'nug!" Luise wandte sich. „Kinderchens!" rief sie. „Kinderchens, kommt!" Luise öffnete die Türe. „Kommt zu eurem verlassenen Mütterchen! Ich verzähl' euch jetzt die Geschicht' von der Frau Holle!.. Guckt!" sagte Luise, die Nasen ihrer Kinder zum wirbelnden Schnee vor dem Fenster dirigierend, „grad' schüttelt sie wieder ihre Bette vom Himmel! Wartet 's! Ich hol' die Wieg' vom Ferdinandchen! Wir müsse heut' alle beisammen sein!"

Sie sprangen und jubelten.

„Ja, ja, Muttchen!"

„Seid's leise, sonst kommt die Kinderfrau oder die Voß, und die Festivität is aus!"

Im Gänsemarsch, auf den Zehenspitzen, komisch die Arme schwenkend, zogen sie um Ferdinandchens Wiege.

Sorgenvoll saßen zwei preußische Generale vor dem Schanktisch ihres Durchzugsquartiers in Sachsen. „Mit uns in der Faust," knurrte der Ältere, „die wir jetzt endlich wieder einmal mobilisiert waren, bei dieser Stimmung in der Armee, tritt der König Land ab?" Wild schnaufend strich sich der alte Haudegen den mächtigen, eisgrauen Schnauzer, der ihm im scharfgeschnittenen Kavalleristenprofil hing. „Es ist zum Wandhinauflaufen! Wir hätten es alleine gegen das korsische Schwein geschafft!" — „Haugwitz ,unterhandelt' ja noch!" — „Unterhandelt? Wie will er denn etwas durchsetzen, wenn er die Macht der Armee nicht hinter sich hat? Demobilisierung vor dem Friedensschluß heißt: freiwillige Unterordnung unter das Sklavenjoch des Feindes!" — „Haugwitz braucht die Armee nicht, verehrter Herr Kamerad!" Rüchel lächelte. „Au contraire. Sie hätte ihn behindert!" — „Dieser schlappohrige Schuft kriecht in Napoleons Mastdarm!" — „Niemand entriert sublimere Soupers als Graf Haugwitz! Niemand hat bessere Trüffeln als Herr von Lombard!" — „Ich werde aber Seiner Majestät die Übelstände melden!.." — „Lassen Sie das! Es wird schon genug Papier beschrieben, das der König nicht sieht! Unser Freund Köckritz hat Aktenrückstände, die über drei Jahre

8*

alt sind!" — „Ich zieh' der faulen Schildkröte alle zerrissenen Spenzer der Armee über den Wanst!" schrie Blücher. „Damit sie spürt, was sie uns für Sauzeug hat liefern lassen! Meine Depots waren zu zwei Drittel leer gestohlen! . ." — „Dafür hat sich Herr von Lombard ein neues Haus gekauft!" Blücher sprang vom Schemel auf, daß die Fidibuskerzen flackerten. „Ich reite zum König," schrie Blücher; er wich zurück; totenbleich stand Louis Ferdinand in der Türe; sie erschraken vor dem halbwahnwitzigen Gesichtsausdruck des Prinzen: „Wißt ihr's schon? . ."

„Was? . ."

„Napoleon hat Hardenbergs Einwände abgelehnt! Er hat Haugwitz einen neuen Vertrag . . wieder . . diktiert! Einen Vertrag . . der uns . . in jedem Kriege, den er führt, zur bedingungslosen — Heeresfolge an ihn — verpflichtet!"

„Das ist nicht möglich!? . ."

„Haugwitz hat den Vertrag unterschrieben!"

„Was macht der König? . ."

„Der König? . ."

„Er hat eine . . ‚Verwahrung' unter das Schriftstück gesetzt und Napoleons Befehl — ‚genehmigt'!"

„Erstgeborener Sohn des Mars," schrie Rüchel, „letzter Hohenzollernsproß von Ehre, führe uns zum Verzweiflungskampf!" — „Freunde? . ." — „Die Lombardisch-Haugwitzschen Kanaillen erdrosseln den König!" brüllte Blücher. „Wir oder Napoleon!" schrie Rüchel. „Erretten wir Preußen!" Sie umarmten

sich, zornfunkelnd fuhren sie auseinander: dummschmunzelnd trat der dicke Wirt ein. „Wissen die Herrn Exzellenzen schon," fragte schnaufend der Bierbauch, aufgeregt langte der Fette hinter der weißen Schürze ein Zeitungsblatt vor. „Hier in unsrer Zeitung steht es schon schwarz auf weiß gedruckt! Ihr Kenig, meine Herren," sagte der Wirt, er riß einen ehrerbietigen Kratzfuß, „ist ein batenter, ein weitsehender Herr! Gott erhalt' ihn!" Ehrfürchtig lüpfte der Wirt sein speckiges Käppchen. „Er hat den Braten gerochen gehabt und hat nur zum — Schein gegen den Napoljum mitgemacht! Ja .. wohl! Er kriegt jetzt .. dafür aber auch .. zur Belohnung .. ein schön' Stück Land vom Napoljum geschenkt! .. Da her!" befahl der Wirt dem Hausknecht, der mit einem Bild, das er verkehrt an sich gedrückt hielt, durch die Türe gestolpert kam. „Über den Ehrenplatz!" Schnaufend klomm der Wirt zwischen Blücher und Rüchel, der Verblüfften Schultern als Stütze verwendend, auf die Bank, er nahm feierlich den Hammer in die Hand und zielte auf den Nagelkopf zwischen den Fingern seiner Linken. „Hätt' sich nur unser Kurfürst ein Beispiel an Ihrem schlauen Herrn Kenig genommen!" vorwurfsvoll seufzte der Wirt, „ich bin sicher, er hätte, hätt' er sich auch vorher mit dem Napoljum verabredet gehabt, wie Ihr Kenig, jetzt auch ein schön Stück Land geschenkt gekriegt!" Der Nagel saß, der Wirt drehte das Bild. „Hinaus!" schrie Blücher, „hinaus mit dem Schuft!" Zerfetzt flatterte Napoleons Kon-

terfei inmitten der Glasscherben zu Boden. „Ich erschlag' dich, quasselt dein Hochverrat noch ein Wort!" brüllte Blücher. Wie ein gelähmter Frosch, nach dem eine Riesenhand schlägt, geduckt stand der Dicke auf der Bank, er glotzte entsetzt. „Aber, aber?" sagte der Wirt. „Hinaus, Judas!" Blücher riß ihn von der Bank herab und stieß ihn zur Türe. „Großmächtiger?.." Blücher hieb den Quiekenden hinter die Ohren, Blüchers Fußtritt traf den brüllend Fliehenden nicht mehr. Zornfunkelnd, außer sich, zerrte sich Blücher den Radmantel um die Schultern. „Ich reite nach Berlin!" — „Warten Sie!" sagte Rüchel; er wandte sich zu Louis Ferdinand: „Heute nachmittag lief eine Königliche Strafordre für Sie ein, Königliche Hoheit! Sie kommen, wegen Ihrer ‚hochverräterischen' Gesinnung, die Sie als ‚Patriotismus' ausgeben, nach Magdeburg, in Strafgarnison!" Aschfahl war Louis Ferdinands Gesicht. „Prinz!" schrie Rüchel, beschwörend streckte er die Arme. „Ducken Sie nicht! Provozieren Sie den Krieg! Die ganze Armee steht hinter Ihnen!" — „Wollt ihr mir helfen?" — „Ja, Prinz! Beim allmächtigen Gott: ja!" — „Ich muß aber zuvor erst den König sprechen," sagte Blücher, „ich muß auch wissen, was Stein sagt!"

„Stein denkt wie wir!"

„Gewiß! Aber er ist gegen Unüberlegtheiten, Herr Kamerad!"

„Armes Preußen! Charakterloses Geschlecht! Verbirg dein Antlitz, entehrtes Jahrhundert!"

Wie von Sinnen, mit geblendeten Augen las Luise die „Botschaft“ ihres königlichen Onkels an sein Parlament in London: ‚Das verächtliche Verfahren .. der kriecherischen .. preußischen Räuberregierung .. ist in den Jahrbüchern der schimpflichsten .. Regierungsepochen und verdorbensten Kabinette aller Zeiten Europas .. ohne Beispiel! Nicht genug, daß das preußische Kabinett .. seinem Freund .. schurkisch das beschworene .. Bündnis brach, es hat auch noch die Schamlosigkeit besessen, wohl als Lohn seiner Verräterei! feige und bar jedes Ehrgefühls, von Napoleon mein Königliches Eigentum zu erbetteln ..‘ Mit hängenden Schultern saß Luise. Raschelnd nahm ihr die Voß das Londoner Amtsblatt weg: „‚Preußen, das einst so geachtete Land des großen Königs,‘“ las laut und zornbebend die Voß, „‚wird durch sein ehrlos perfides Vorgehen in der Zukunft allein den Schaden zu tragen haben! Die Verachtung ganz Europas, auch Kaiser Napoleons, hat es bereits jetzt als erste Frucht seines schmachvollen Vorgehens auf sich geladen!‘ Es ist eine Schande geworden,“ sagte wutschnaubend die Voß, „eine Preußin zu sein! Man wird jetzt sagen: Falsch wie ein Preuße! ..“ Das Zeitungsblatt verschwand in der Tasche der Oberhofmeisterein.

„Majestät,“ meldete Herr von Massow, „est servie.“

Luise erhob sich; den Blick starr vor sich tragend, ihn schwer vor sich einherschiebend, ging sie zur „zweiten Frühstückstafel“. „Majestät,“ informierte Herr von

Massow, zeremoniell schritt er, sich in den Hüften wiegend, zwei Schritte zurück zur Linken. „Es speisen, auf Befehl Seiner Majestät des Herrn Königs, heute Herr General von Rüchel, Herr Baron vom Stein und der Herr Graf von Haugwitz mit Eurer Majestät." Luise strich sich mit der Hand, langsam, als sei ihr übel, über die Augen; vor der Türe des Empfangszimmers trat Friedrich Wilhelm an Luisens Seite. Diener in friederizianischer Gala öffneten die Doppeltüren, in tiefen Verbeugungsstellungen hielten die Herren des königlichen Gefolges; zum ehrerbietigen Hofknix und Handkuß sank Luisens Hofstaat. Köckritz stand neben Haugwitz, dann war eine große Leere über dem Parkett. „Erfreut, die Herren zu sehen!" sagte Friedrich Wilhelm, alles blieb unbeweglich, tief geneigt, Friedrich Wilhelm bot Luise den Arm, er ließ sie voraus in den Speisesaal treten, lautlos ehrfürchtig folgten die Gäste und der Hofstaat vom Dienst. Haugwitz ging auf Rüchel zu und bot diesem die Hand, Rüchel sah ihn nicht an, er schwenkte; sporenklirrend, mit festem Tritt und hocherhobenen Hauptes ging er zur Gräfin Moltke, die sich neben der Gräfin Voß an der Schmalseite der Tafel niederließ, Rüchel setzte sich neben die Moltke. Betroffen nahm Haugwitz, einsam und verlassen, auf dem Ehrenplatz, auf der Langseite gegenüber dem königlichen Paare, Platz; die Suppe wurde serviert, die Sessel zur Rechten und zur Linken Haugwitzens blieben leer. „Majestät," meldete Friedrich Wilhelms Hofmarschall, „Exzellenz vom Stein hat abgesagt, weil seine Frau Gemahlin

erkrankt ist!" — „Sind sehr viel krank, die Steins!" Rasch wurde Steins Gedeck und der Sessel weggenommen; Friedrich Wilhelm blickte zu Rüchel hinüber, der demonstrativ laut zur Gräfin Moltke sagte: „Den Minister Pitt in London rührte der Schlag nach Empfang der Meldung aus Böhmen! Ich verstehe das! In Berlin hat wohl niemand durch unsere Schmach der Schlagfluß erreicht?" — „Was soll das bedeuten?" fragte Friedrich Wilhelm. „General von Rüchel! Setzen Sie sich doch auf den Ihnen zustehenden Platz! Neben Haugwitz!" Rüchel erhob sich, verneigte sich tief und setzte sich wieder neben der Moltke nieder. Friedrich Wilhelms Wangen röteten sich: „Köckritz," befahl Friedrich Wilhelm, „neben Haugwitz setzen!" Eilig gehorchte Köckritz. Niemand sprach, niemand aß. Als der Braten serviert wurde, sagte Friedrich Wilhelm zu Haugwitz, der beleidigt auf seinen Teller starrte. „Freue mich, daß der Frieden, durch Sie, so ehrenvoll erhalten blieb!" Verschlossen senkte Haugwitz den Kopf. „Gott sei Dank!" sagte Köckritz eilig. „Gott sei Dank, Eure Majestät, daß es so kam!"

„Weiß Eure Majestät schon," wandte sich die Moltke zu Luise, „daß Kaiser Napoleon unser ehemaliges Cleve und die Grafschaft Mark seinem Schwager Murat geschenkt hat? Er macht dadurch den Franzosen zu einem deutschen Herzog!" Mit nervöser Geste bat Luise den Oberhofmarschall ihres Mannes, daß er schnell weiter servieren lasse. „Der Murat ist schon deutscher Reichsfürst!" sagte Rüchel. „Werde jetzt in Magde-

burg Manövers abnehmen," sprach Friedrich Wilhelm zu Köckritz hinüber, als säße er mit ihm und Haugwitz allein zu Tisch, „will sehen, wie sich die neuen Uniformen machen." — „Ich glaube, entzückend, Majestät?" — „Ist von Schweden Nachricht da?" — „Der König von Schweden ist leider noch immer nicht gewillt, Eure Majestät," antwortete Haugwitz, „das Luxemburgische zu räumen." — „Ist ein Don Quixote! Ist da oben, im Hirn, nie ganz richtig gewesen! Wird auch noch vernünftig werden!" — „Zwölf neue Herzogtümer hat Napoleon bisher in Italien gemacht!" sprach Rüchel. „Die Fürsten von Württemberg und Bayern erhalten von ihm die Königswürde! Er verteilt uns, als wären wir Schachbrettfiguren! Das österreichische Tirol wird an Bayern angeschlossen, Süddeutschland macht Karriere!" Friedrich Wilhelm erhob sich, alles stand betroffen, Friedrich Wilhelm nahm Haugwitzens Arm und verschwand, ohne ein Wort der Verabschiedung, mit Haugwitz. Alle sahen zu Boden, Luise raffte sich auf: „Herr General," sagte sie zu Rüchel, „au revoir!" Mit langsamer, scheuer Bewegung reichte sie Rüchel die Hand. „Eure Majestät sehen nicht mehr so wohl aus, wie früher? Es sind eben nicht mehr die Zeiten, in denen ein Patriot gut aussehen kann? Nicht wahr, Majestät?" Luise nickte, sie schritt starr, bei hängenden Armen, in ihre Zimmer; im Blätterhause servierten die Diener den Mokka vor leeren Tischen. „Es muß etwas geschehn!" sagte verzweifelt Luise zur Voß. „Es geht so nicht

weiter! Solche Szenen sind grauenhaft! Gewiß, ich habe auch viel gegen Haugwitz, aber so, wie Rüchel ihn behandelt, darf sich der König nicht behandeln lassen! . . Meinen Sie," sagte Luise, „daß mir vielleicht Hardenberg raten könnte, wie diesen Stimmungen zu begegnen ist? Es kann doch nicht so bleiben?" — „Es wird wohl das Beste sein," sagte die Voß, „daß Sie sich jetzt um die Politik bekümmern, wenn es die . . Herren . . nicht zusammenbringen! Vor allem, Majestät, müssen Sie mit Stein sprechen! Er hat mir vor einigen Tagen eine Denkschrift gegeben, die grauenhafte Zustände bei uns aufdeckt! Ich habe gestern die ganze Nacht nach der Lektüre nicht zu schlafen vermocht! Mir brummt noch heute der Kopf davon! Darf ich Stein sagen, daß Sie ihn sprechen wollen? . ."

Abwehrend streckte Luise die Hand; unentschlossen ließ sie sie sinken. „Herr vom Stein ist mit . . Louis Ferdinand . . befreundet?! . . Ich kenne ja auch Herrn vom Stein fast nicht? . ."

„Stein wird von allen Ernsthaften, besonders auch vom Herrn Zaren, aufs Außerordentlichste geschätzt, Eure Majestät! Eurer Majestät Herr Onkel, der Herr König von England, bemüht sich seit langem, Herrn vom Stein in seine Dienste zu ziehen. Der Herr Zar hat ihm in Potsdam sein Portefeuille des Inneren angeboten! Wir verlieren ihn, Majestät, wenn Sie ihn nicht halten! . ."

„Ich will ihn ja gern empfangen! Das heißt," verbesserte sich Luise, „natürlich nur, wenn mich sein

memoire .. anspricht!" Zögernd streckte Luise die Hand. „Geben Sie mir die Schrift .. gelegentlich .. herauf."

„Ich hole sie sofort!"

„Ihr Gatte verwechselte stets Plattheit mit Gelassenheit," sagte Stein, „Köckritz ist geradezu das Symbol der anmaßlichen Beschränktheit, die hierzulande herrscht! Diese .. aufreizende.. preußische.. Arroganz," mit wilder Leidenschaft unterstrich Steins gestreckter Zeigefinger die Bedeutung der Worte, „die gemischt ist aus Blickenge, selbstgefälliger Unbildung und bösartiger Gegnerschaft zu jedem positiven Denken und Tun, die naive Roheit dieser verfluchten Borniertheit, die alles Preußische in den Himmel hebt und alles andre niedertretend negiert, die, die ist allein schuld, daß wir im Unglück sind! .."

„Da Herr von Köckritz, Herr Baron," unterbrach Luise, „auf eigenes Ersuchen, wegen der dauernden und maßlosen Angriffe der Herren Generale von Rüchel und von Blücher, zurücktritt, ist dieses Thema erledigt!" Ein bösartiges Auflachen Steins zerbrach die Geschlossenheit der Ablehnung. „Das Köckritzsche wird," rief Stein, „den König ja trotzdem weiter beraten! Es gibt hundert preußische Köckritze!" Steins Handseite fuhr wie ein köpfender Hieb durch die Luft. „Ehe nicht die ganze stumpfsinnige Kolonie um Ihren Gatten der Teufel holt, ist nichts zu wollen! Preußen kann mit der Kabinettsregiererei Ihres Gatten

nicht leben!" Mutlos sanken Luise die Hände. „Herr Baron," sagte Luise bittend, herausfordernd fragend funkelte Stein sie an. „Sie sagten doch selbst," sprach Luise kleinlaut, „daß es Friedrich der Große war, der das System der Kabinettsräte schuf? Warum," in neuem Widerstand hob Luise den Blick dem Minister entgegen, „warum und wieso soll dann diese Einrichtung jetzt plötzlich nichts mehr taugen?"

Voll sarkastischem Interesse sah Stein Luise an; sie begann unter der aufreizenden Starrheit dieses Blickes zu zittern. „Friedrichs des Großen Testament, verehrte Majestät," sagte Stein spöttisch, „enthält den Satz: ‚Meine Nachfolger sollen mich, mein Schicksal und die dadurch gehobenen Erfahrungen nie vergessen, doch," beschwörend hob sich Steins Stimme, „sie sollen alles vergessen, was mit dem Fortschreiten der Zeit, von mir und meinem Werke — nichtig wird! Die Zeiten haben sich eben geändert, verehrte Majestät! .. Übrigens hat Friedrich der Große," sagte Stein hochfahrend, „der ein Genie war," Luise zuckte zusammen, „während Ihr Gatte in gar keiner Weise ein Genie ist," in aufbäumender Angst, wie sich die Jungfrau gegen den Mann stellt, der ihr die Ruhe der bequemen Reinheit raubt, sah Luise Stein an, „dieses einwandfreie Genie Friedrich der Große," wiederholte Stein, „hat, weil er eben ein Genie war, seine Kabinettsräte als Hilfsschreiber verwendet, dieweilen Ihr Gatte sie, aus Bequemlichkeit, souverän regieren läßt!"

„Herr . . Baron?"

„Ihr Gatte regiert wie ein miselsüchtiger Aktuar!"

„Herr Baron! Ich bitte Sie!"

„Es genügt nicht, daß ein König Amtsstunden absitzt! Ein Land regiert sich nicht dadurch, daß ein Fürst feilen, speichelleckerischen Kreaturen Gehalte zahlt! . . Nie dürfen wir Minister," sagte Stein erbittert, „die wir die Notwendigkeiten des Landes auf Grund unseres Studiums und unserer Anschauung der Einzelressorts kennen, dem König referieren, wir sind beauftragt, unsere Vorschläge den königlichen — Privatsekretären vorzulegen, das sind, außer in den militärischen Angelegenheiten, die bisher Herr Köckritz beschlief, die Herren Beyme und Lombard; zwei Männer von bestechender Unfähigkeit und Schurkerei! Diese Herren, Majestät, entscheiden über das Wohl und Wehe des Ihrem Gatten anvertrauten Landes! Es gibt sehr wichtige Angelegenheiten Preußens, Majestät, Angelegenheiten, die richtig entschieden, die jetzige Katastrophe verhindert hätten! die nie zur Entscheidung gelangten! Für diese Verbrechen am Staat ist allein das System Ihres Gatten verantwortlich! Er scheut sich, das mutig und offen zuzugeben, was jeder vernünftige Mensch weiß und zugibt, daß ein Mensch, der nicht ein göttliches Universalgenie ist, heutzutage in einem großen Staate nicht mehr alles selbst verstehen kann! Ihr Gatte meint, sich dessen schämen zu müssen, was allgemein menschlich ist, er meint, sein Nichtverstehen sei ein Manko, seinerseits, das er

vor der Öffentlichkeit bemänteln müßte! Dem verdanken die Kabinettsräte ihre sinnlose Macht! Das Gottesgnadentum wird gewahrt; der König entscheidet offiziell, allein, ohne ein Ministerium; inoffiziell aber besorgen drei selbstische, maßstablose und verantwortungslose Hilfslakaien, angeblich nur Gehilfen der königlichen Müheverwaltung, in Fakto aber die Regenten Preußens, die Geschäfte des Landes! Das Gottesgnadentum, Majestät, wäre gewiß die beste Regierungsform, wenn es stets das Genie der Zeit ausübte, da dies aber nicht garantiert ist und für Ihren Gatten schon gar nicht zutrifft, so ist die Regierungsart Ihres Gatten ein schmachvoller Betrug, der jetzt dabei ist, sich furchtbar zu rächen! .."

„Herr vom Stein! Sie beleidigen den König! .."

„Die Weltgeschichte, verehrte Majestät, kennt keine ‚Beleidigungen'! Sie anerkennt nur den als Herrscher, der seinen Thron erwirbt!" Alle Farbe schwand aus Luisens Antlitz. „Der Kluge baut vor, Majestät," sagte Stein, „er fürchtet nicht die Schlagworte der Zeit, die nichts andres bedeuten, als daß Gott, durch den Willen der Masse, eingreifen muß, wenn deren Führer wider sein Gebot fehlen, wenn sie nur an sich denken!" Luise wollte widersprechen, kein Wort formte sich in ihrem Munde vor Steins hartzwingendem Augenpaar. Sie stand starr, aus der letzten Ruhe, aus jeder Sicherheit gerissen, haltlos. „So hat noch niemand zu mir gesprochen," stammelte Luise. In höchster Erregung faltete sie die Hände: „Es kann

doch nicht . . wahr sein?! . . Es wäre ja . . fürchterlich!?" Mit qualvoller Angst starrte Luisens vorgestellter Kopf Stein an; ihr fielen Alexanders Worte wider ihren Mann ein. „Der König ist gut. . ." hauchte Luise, „ich will, ich darf mich nicht," begehrte sie auf, „in seine Dinge mischen!"

„Wer kann Ihnen verbieten, das zu tun, wozu Sie Ihre Stellung und Ihr Gewissen verpflichten?!" Wie einkerkernd hielt Steins kantige Gestalt zwischen der Königin und dem Fenster, das ins Freie führte. Zwingend, unerbittlich brannte Steins Blick in die bang widerstrebenden Frauenaugen. „Die Zukunft Deutschlands hängt von Ihnen ab!" sprach Stein, Luisens Antlitz erschrak neu. „Die Weltgeschichte verlangt anderes von Ihnen, als sie bis heute von Ihnen sah!" Luisens und Steins Blicke rangen miteinander. „Wollen Sie sich dieser Auszeichnung, dieses Glückes nicht wert zeigen?" Luisens Blick sank, ihr Kopf drehte sich; wie eine Verurteilte, lautlos, als habe sie die Irdischkeit verloren, schritt Luise über den Teppich zu ihrem graziösen Schreibtisch. Wie mit einer hartstählernen Pinzette hielt Steins Blick Luisens Gestalt umfaßt. Luise stand gebeugt, der Gegenwart ausgeschaltet, als bete sie. Langsam hob Luise den Kopf; sie sagte tonlos, traurig und verschüchtert, über Steins Handschrift ins Nichts sinnend: „Sie schreiben, daß Herr von Lombard vom Kaiser Napoleon ein Geschenk von sechstausend Napoleons . . erhielt!" Die Tränen stiegen ihr in die Augen. „Weiß das . . mein . . Mann?" —

„Wenn er es erfuhr, hat er sich höchstens darüber ‚gekränkt'!" Zaghaft, neu „verletzt", blätterte Luise. „Sie nennen Herrn von Lombard einen," las sie stokkend, „roué .. der französischen Kolonie .. dessen einzige Gabe eine gute Handschrift .. und glattes Französisch sei?" Kummervoll drehte wieder Luise ihr Gesicht Stein zu; es hatte alles „Pikante" verloren, es war zu seinen seelischen Grundlinien zurückgekehrt. „Ich fürchte, Herr Baron," sagte Luise, „die Ihnen eigene scharfe Charakterisierungsweise wird dem König .. mißfallen? Mein Mann liebt die Achtung der Form sehr; zudem ist er Herrn von Lombard .. gewogen!? .."

„Desto wichtiger dann, daß er den undeutschen Lumpen zu durchschauen lernt!"

„Ja." Nachdenklich senkte sich Luisens Blick neuerlich auf Steins grobschlächtige Handschrift; Stein sah, daß der Königin schlaff hängender rechter Arm zitterte; es wetterleuchtete in Steins Augen. „Es wird Ihre Sache.. vielleicht .. hemmen, nach meiner Meinung, Herr Reichsfreiherr," sprach Luise schleppend, sie starrte aufs Papier, um Steins unerbittlichen Augen nicht mehr begegnen zu müssen, „daß Sie alle .. auch Graf Haugwitz und Herrn von Beyme .. so .. heftig .. angreifen? .. Der König wittert hinter so etwas leicht — Voreingenommenheit!" Ernst hob sich Luisens Antlitz Steins hartem Gesicht mit den „revolutionären" Augen zu. „Sie sagen .. Furchtbares! .."

„Die Wahrheit ist nur dem furchtbar, Majestät, der sie nicht sehen will! Wollen Sie die Wahrheit

nicht sehen? . ." Ruhig, wenn auch tiefschmerzlich hielt das Frauenantlitz vor Stein, gefaßt, gewissensrein. „Friedrichs des Großen überlegene Freigeistigkeit und großartig geniale Sündhaftigkeit," sprach Stein, seine Stimme hatte jetzt ihre dunkle Unterfärbung des Aufbegehrens verloren, sie klang klar, „waren sein Besitz und Recht! Man ahmte ihn nach! Jedes Genie, Majestät, schafft zum Positiven, das es für die Nachwelt schuf, durch die anmaßliche Dummheit seiner minderwertigen Nachtreter und ‚Verehrer', die dessen furchtbarster Feind sind, indem sie es zu kopieren wagen, Schuld und Unglück! In diesem ‚friderizianischen' Unglück stehen wir. Was in Berlin heute den Ton angibt, hat nichts als eine große Schnauze, ein anmaßliches hohles Hirn, statt eines deutschen Herzens! Hochadel und bürgerliches Parvenütum teilen sich in die brutalste Reaktion, zu der Ihr Gatte, durch seine Regierungslethargie, die obrigkeitliche Stütze gibt! Ihr Gatte sah und sieht nur das als ‚Herrschertugend' an, was, sichtbar in den letzten Greisenjahren des großen Königs, Friedrichs Zollentrichtung an die Irdischkeit war! Ihr Gatte nahm vom Anfange seiner Regierung an nur das als Vorbild, was er vom großen König verstand! Er verließ sich auf des großen Toten Ruhm und Handeln, wie sich ein Faulpelz auf das Geld seines Vaters verläßt! Man witzelt, ist anmaßend, meditiert und gibt aus! Der Mensch ist da," rief Stein wegweisend, aufrufend hob sich seine Hand, „um selbst zu denken, um immer wieder

in seiner Zeit seine eigenen Anschauungen tätig zu erwerben! Friedrich der Große wird, Majestät, von mir deswegen ‚groß' genannt, weil er voll seine Pflichten in seiner Zeit erfüllte! Heute darf uns von ihm nur mehr das Unvergängliche seines Tuns lebendig sein! Das Vorbild seiner unmenschlich treuen Pflichterfüllung, für die Menschheit, gegen sich selbst und gegen sein persönliches Glück!" Vorgeneigt, wie ein besorgter Vater, trat Stein an Luise heran, schüttelnd faßte er ihren zurückschreckenden Arm am Ellenbogen; voll bittender und befehlender Eindringlichkeit sprach Stein: „Es gibt nur ein einziges Mittel, das uns noch retten kann! Das Volk muß wieder in seiner Gesamtheit zu einer großen moralischen Kraft zusammengeschlossen werden! Wie sie dereinst für das preußische Volk Friedrichs des Großen vorbildliche Persönlichkeit war! Da heute," Stein ließ Luisens Arm fahren und trat hochaufgerichtet einen Schritt zurück, „eine solche Persönlichkeit an der Spitze des Reiches fehlt, so muß das Volk selbst, durch eine aus ihm quellende große Idee, auf die Bühne der Öffentlichkeit gerufen werden! Friedrichs Größe war die Größe seiner Ideen, Majestät! Wenn die Regierung eines Landes keine Ideen mehr hat, muß sie zu neuen Ideen aus dem Volke gezwungen werden! Ihr Gatte hat vergessen," sprach Stein, „daß die Hohenzollern aus Schwaben stammen, daß Gott sie nach Brandenburg sandte, um Preußen als Kristallisationszentrum für Deutschland hochzubringen! Majestät!"

9*

Steins Stimme war weich, voll zitternder Bewegung. „Das Land, das zum Drehpunkt der deutschen Zukunft bestimmt ist, von dem Deutschlands Existenz für alle Zukunft abhängt, das im niederen Adel und in der Masse der Besitzlosen ein braves und treues Volk bewohnt, ist führerlos! Es ist recht- und daher wirkungslos! Sein Herrschergeschlecht hat sich in einem der größten Genies aller Zeiten verausgabt! Die Hohenzollern können ihrer Sendung nur mehr nachkommen, wenn Sie ihnen dazu helfen!" Luisens Gesichtszüge zuckten. „Sie haben die Kraft und die Fähigkeit dazu," sprach Stein. „Sie haben die Kraft, die Idee des deutschen Vaterlandes über die Bequemlichkeit zu stellen! Tuen Sie es! Seien Sie die Erste, die mit Geist den schwachen Regenten aufstrafft und mit neuer Kraft füllt! Geben Sie Ihr deutsches Empfinden, Ihr Temperament dazu her! Setzen Sie Ihre persönliche Reinheit in die Tat für die Allgemeinheit um! Seien Sie die Königin, wie Friedrich der König war!"

Stein's Blick zeigte Angst. Hohl klang von der Straße der Lärm einer Maskerade herauf.

„Wollen Sie?"

Luise nickte.

Entlastet atmete Stein auf.

„Ich will es .. gern .. versuchen," sagte Luise, totenblaß, der Worte kaum mächtig, „ich will es gewiß .. gern .. versuchen, ob ich Ihre .. hohe .. Meinung — wert bin, aber," verzweifelt, in rück-

haltloser Offenheit blitzten Luisens Augen den Minister an, „ich bin sie nicht wert, ich bin schlecht!" Zwingend schüttelte Stein den Kopf. „Ich weiß jetzt, daß Sie wertvoll sind!" sagte er. „Wenn Sie wollen! Sie müssen bloß wollen! Spielen Sie nicht länger die Königin, seien Sie es! Befreien Sie sich von den Sie entehrenden, niederziehenden Schlacken der Untätigkeit, von der Unmoral, die auch Sie bereits, durch Ihre Umgebung umklammert! Denken Sie an Ihre Frau Schwester Solms! Wehren Sie sich gegen Ihren Mann und gegen Ihre Umgebung! Finden Sie zu sich zurück! Es ist die aller allerhöchste Zeit dazu!" Luise nickte, tränennaß und dankbar; tastend suchte ihre Hand Steins harte Faust. „Ich danke Ihnen," stammelte Luise. „Ich will Ihre Schrift gern meinem Mann geben, aber," flehte Luise voll jäher Angst auf, „ich bitte Sie: mildern Sie etwas, nur ein wenig! den Ton; mir zuliebe!"

„Nein!"

„Herr vom Stein?! .."

„Nein!!"

„Sehen Sie mir jederzeit, meine Herren, mit größter Alertheit und pünktlichst auf die Disziplin des gemeinen Mannes!" sagte Friedrich Wilhelm zu General von Tauentzien, im Kreise der „stillstehenden" Stabsoffiziere auf dem magdeburger Exerzierfeld. „Die Mannschaft muß jederzeit, genauestens, und wenn es nötig ist, wie es auch mein großer Herr Großonkel

übte, mit Strafen an das Reglement gebunden werden! Meine Armee muß das willfährige Instrument meiner Politik bleiben, wie sie das Instrument des großen Königs war! Es ist Ihre Aufgabe, Exzellenz, mit Ihren Herren Kameraden darüber zu wachen, daß mir die Armee nicht zum Schaden des Landes selbstherrlich wird! Denken Sie immer daran, wie eisern mein großer Ahnherr die Disziplin seiner Truppen zu erhalten wußte! .. Von morgen ab wird also für Paraden die neue Equipierung durchaus getragen! Mit den Litzen! Sie sieht, finde ich, um vieles adretter aus, sie wird unbedingt zur Erhaltung der Kontenance beitragen! Bedecken Sie sich, meine Herren!" Rauschend wehten, über den steifbezopften Köpfen, die Generalsfedern im Wind, vom Rande des Exerzierfeldes klang Brüllen herüber, Soldaten wurden durch Spießruten gejagt. Friedrich Wilhelms Blick erschrak: wie ein Fastnachtsscherz stand der Oberst York vom Jägerbataillon! Ein Federbusch von der Länge fast eines Meters, von Baumstärke, flatterte auf Yorcks Dreispitz. „Herr Oberst? Wissen Sie denn nicht," sagte Friedrich Wilhelm perplex, in klagendem Tone, „daß ich die Dimensionen des Federschmucks meiner Herren Offiziere genauestens, durch Kabinettsordre, vorschrieb?! Sieht ja fast aus, als wollten Sie mich .. zum Besten halten?"

„Ich dachte bloß, Majestät," sprach Yorck, „da die Gockelfedern jetzt, infolge der Demobilisierung, so wohlfeil geworden sind, es machte sich auch das ‚adretter'?"

Schmerzvoll zuckte Friedrich Wilhelms Gesicht. Todesstille. Yorcks faltiges Antlitz inmitten der soignierten Generalsantlitze war trotzig und aufbegehrend. „Hatte Ihnen," sprach Friedrich Wilhelm vorwurfsvoll bewegt, „für Ihr heutiges exzellentes Manövrieren den pour le mérite außertourlich zugedacht; hätte das nicht von Ihnen erwartet!" Yorck riß den grotesken Federbusch vom Dreispitz. „Ich hätte den Schlachtorden nie für ein Friedensmanöver angelegt, Majestät! Ist meine Infanterietaktik geprüft?"

„Herr von Köckritz und der Herr Graf von Schmettau sprachen sich leider dagegen aus!" sagte Friedrich Wilhelm verlegen. „Mir dünkt allerdings die Schrift ja .. gut ..." Unentschlossen und sorgenvoll sah Friedrich Wilhelm zu den reglosen Linealen der fernstehenden blauen Soldatenfronten; stärker klang der Lärm des Spießrutenlaufens über die Ebene des Exerzierplatzes. „Werde noch einmal darüber nachdenken." Yorck schritt vor sein Bataillon: „Meine messiers Unteroffiziere schmeißen sofort," befahl er, „ihre Prügelstöcke auf einen Haufen zusammen! Hierher! Das Mannschaftsprügeln ist eine Schweinerei!" — „Es ist aber doch .. Königliche Vorschrift; es war doch immer so, Herr Obrist!?" — „Gehorcht! Wenn es Seiner Majestät nicht paßt, was ich tue, kann Sie mich ja kassieren! Das Bataillon rückt ein! Links um! Marsch!" Stumm, betroffen sahen Friedrich Wilhelm und sein Kreis der eigenwillig davonziehenden Truppe Yorcks nach. „Sie marschiert nicht taktfest,"

kritisierte Oberst von Massenbach, „da, sehe Sie nur, am linke Flügel ischt grad' wieder einer aus'm Schritt gerate!" — „Der Oberst von Yorck gehört zu den Renitenten, Majestät!" warnte Graf Kalckreuth. „Majestät, statuieren Sie ein Exempel!" — „Der Herr Oberst von Yorck hat Sie heute gefangen, Exzellenz!" sagte Friedrich Wilhelm. „Ist schon ein tüchtiger Offizier!" Wutblaß umkrampfte Kalckreuth den Degengriff, schadenfroh lächelten Kalkreuths Gegner; aufgebracht und drohend nickten sich die andern zu: „Wissen Sie schon, Scharnhorst?" sagte Kleist demonstrativ zu einer stillen, eckigen Gestalt, die ernst und nachdenklich in den Sand vor sich niederstarrte, „daß General Augereau zu Paris einen Toast auf den zukünftigen Sieg über uns ausgebracht hat?" — „Teufel?" des Königs Schwager, der Oranien fuhr auf, bekümmert wandte sich Friedrich Wilhelm der Festung zu, „das ist deutlich!"

„Schweden droht uns ja auch schon mit Krieg!"

„Wir kriegen neue Litzen!" sagte Louis Ferdinand laut in der königlichen Suite, Friedrich Wilhelm zuckte zusammen. „Und von morgen ab haben wir doch auch sechsundsiebzig Schritte in der Minute zu machen, statt der bisherigen .. fünfundsiebzig! Es kann uns nichts geschehen! Preußen bleibt an der Tete!"

Die Königin „zeigte sich zu Pferd" im Tiergarten: Von allen Seiten liefen die Berliner herbei. Mit kurzem Gertenschlag, daß die lange pelzbesetzte Schleppe

des englischen Reitkleides aufgeschreckt flatterte, trieb Luise ihr Pferd zu jäh-schnellem Trab an. Luise bog, bei kurzem Gruß, der bisherigen Reitrichtung entgegen, den Kopf starr erhoben in eine menschenleere Allee ab. „Wohin? Was ist denn auf einmal los? . .“ flüsterte die neue Hofdame dem Fräulein von Tauentzien zu, das neben ihr als „zweite Begleitung“ ritt. „Seit der König weg ist,“ lispelte Lisinka, „reitet sie täglich zur Berg!“ — „Wer ist denn das?“ — „Eine Freundin des Stein! Silence!“ Luise hatte neuerlich die Richtung gewechselt, in kurzem Galopp ritt Luise der Villenzeile am Rande des Tiergartens zu. Stolz darauf, daß ihre Prophezeiung eintraf, blickte Lisinka die junge Hofdame an. „Es geht etwas vor! . .“

Luise hielt. Ehe der hastig abspringende und herbeieilende Oberlakai ihr behilflich sein konnte, glitt sie vom Sattel. „Sie warten hier auf mich!“ sagte sie. „Ihr Kamerad begleitet die beiden Damen nach Hause — er hat dann dienstfrei! Au revoir, mes dames!“ Demütig zog ein hustender alter Mann, der den staubigen Gehsteig fegte, die Mütze vom Greisenschädel. Luise nickte dem Alten zu. „Der arge Staub macht Euch wohl husten?“

„I wo, Majestät,“ sagte der Alte erschrocken, „es muß ja stauben, wenn es so lange nicht regnet?“

„Wenn die Straßen kanalisiert wären,“ sagte Luise, aufgeregt sah sie, daß schon wieder Gaffer von allen Seiten herangelaufen kamen, „so könntet Ihr zu Eurer Arbeit sprengen!“ Der Alte wollte opponieren.

„Glaubt nur nicht," sagte Luise, gottlob, asylbietend eilte Frau von Berg die Parterretreppe nieder, einladend öffnete sie die schmiedeeiserne Vorgartentüre, „daß bei uns in Berlin alles vortrefflich ist! Hui! Es muß noch viel geändert werden! Wer alles gut heißt, bleibt stehen!" Tief verneigte sich Frau von Berg. „Wie schön, daß Eure Majestät auch heute noch zu mir kommt!"

„Vivat die Königin!" scholl es auf der Straße.

Mit einer Tablette voller Weingläser rannte in der Halle Frau von Bergs Zimmermädchen vor Luise davon. Enttäuscht blieb Luise halten. „Sie haben Gesellschaft? Ich komme Ihnen ungelegen?" — „Aber Majestät!" sagte die Berg vorwurfsvoll, sie öffnete die Türe in den Salon. „Wie können Sie nur so etwas sagen, Majestät? Es ist bloß mein allabendlicher Kreis!" Sie traten ein; Frau von Berg sah zur friderizianischen Porzellanuhr. „Er kommt erst nach acht!" In herzlicher Sympathie streckte die Berg die Hände. „Will Eure Majestät nicht ablegen?" Unentschlossen stand Luise. Sie hatte die Schleppe des Reitkleides über den Arm geschlagen und blickte verwirrt zum Fenster: zwei Herren und eine Dame in protziger Kleidung standen auf dem Dache einer Modekutsche, die sie erklettert hatten, um hereinzusehen; sie knixten servil und lächelten in strahlender Untertanenergebenheit durch die Scheiben. Frau von Berg schob schützend einen Paravent vor. „Machen Sie es sich bequem, Majestät!" Luise atmete auf, ihr Kopf mit

der mausgrauen Zylinderhutform verneinte sich ein inneres Bedenken. Luise legte die Reitgerte auf den Tisch, hastig setzte sich Luise, nervös befangen, mit einer trotzigen, jungenhaft aufbegehrenden Bewegung schlug sie das eine Bein über das andre; Frau von Berg zog sich einen ihrer schweren geschnitzten Erbstühle heran, sie saß vor Luise nieder und blickte abwartend die junge Königin mit verehrender Liebe an. Nach einer Weile, in der Luisens Blick abgeirrt war: die aufdringlichen Gafferoisagen standen noch immer schreckend vor ihm, fragte die Berg in mütterlichem Tone:

„Worin soll denn die alte Berg helfen?"

Luisens Blick belebte sich, aufgeregt befeuchtete sie ihre Lippen; sie hob den Kopf, die Stirn und die zusammengezogenen Augenbrauen zeigten andre Gedanken, als sie sie aussprach: „Wer kommt heute abend?"

„Massenbach," betroffen und voll Unsicherheit fragten Luisens Augen. „Er sieht seinen Irrtum ein," erklärte die Berg, „er sucht Anschluß an unsere Patriotenpartei; es wäre ein Fehler gewesen, Majestät, ihn auszuschließen! Sonst kommen noch, Majestät, der Oberst von Scharnhorst, Humboldt, Louis Ferdinand, Stein," Luise machte mit der Hand eine Bewegung. „Was steht zu Diensten, Majestät?"

„Nichts. Wer kommt noch? . ."

„Der Geschichtsforscher Müller und noch einige unberühmtere Militärs und Literaten."

„So? Was machen Sie eigentlich an so einem Abend, mit Ihren Gästen?"

„Herr von Humboldt wird uns heute ein Manuskript vorlesen."

„Ach ja!"

Luise seufzte schmerzlich und trotzig. Nachdenklich sah sie auf den Teppich nieder. „Das muß schon schön sein," sagte sie, sehnsüchtig aufbegehrend, „das bildet einen!" Mit einem Ruck hob Luise den Kopf. „Ich muß Sie etwas fragen, liebe Frau von Berg!" Luise errötete, „etwas . . das mir gerade . . viel . . durch den Kopf geht! Aber Sie dürfen mich nicht auslachen, wenn ich dumm frage!? . ."

„Aber Majestät!? . ."

„Kann sich ein Volk selbst regieren? Ich meine: ohne König?"

„Ohne . . Fürst?" sagte Frau von Berg, ihre klugen Züge veränderten sich nicht; sie verheimlichten den Schrecken, den sie über diese Frage empfand. „Das kommt darauf an, Majestät! Die Franzosen haben, ehe Napoleon kam, das Gegenteil bewiesen . ."

„Eigentlich, nicht wahr," sagte Luise, „sollte doch immer nur derjenige König sein, der dazu die meisten Fähigkeiten in sich vereinigt? So denke ich es mir wenigstens!? . ."

„Wie wollen Sie denn das praktisch erreichen, Majestät? Wer soll denn über das Maß und die Richtung der Fähigkeiten zum Herrscherberuf zu Gericht sitzen und entscheiden, wer zum König am befähig-

testen sei? Und wer sollte den Gewählten bei der Menge durchsetzen? Sie ist doch so voll von Parteiinteressen, voll von den verschiedenartigsten Meinungen über die Person, die Rechte und Pflichten des Königs, über die beste Regierungsform!? Das wird stets so sein! Die Menge wird nie eine einheitliche Meinung haben! Es gäbe keine Einigung, Majestät!" mahnte die Berg. Sie schüttelte den Kopf. „Nein, nein; so wie es ist, Majestät, so ist es schon gut!"

„Der König ist aber doch nur .. durch den — Zufall seiner Geburt König? .."

„Wir werden alle durch den ‚Zufall', der Gottes Wille ist, Majestät, auf unsere Plätze gestellt!"

„Schon! Ja, das ist möglich. Aber um richtig und ganz gerecht regieren zu können," sagte Luise atemlos, sie bewegte den aufgerichteten Leib im Sitzen, als beenge sie das Reitkleid, „müßte doch eigentlich jeder König alles .. verstehen? Das ist aber doch .. heutzutage, nicht wahr .. nicht möglich? Die Fähigkeit dazu hätte doch nur ein .. Universalgenie? .. Jeder andre Mensch muß daneben greifen?! .. Das ist aber doch schrecklich? .. Um so mehr," sagte Luise, heftig drehte sie den Kopf, als schmerze sie jetzt der Hals, „wird das immer der Fall sein, wenn es nicht in der Charakterveranlagung des Königs gelegen ist, sich viel unter wertvolle Menschen zu mischen, wenn er sie nicht an sich binden kann. Wenn er zu dem ihm Angeborenen nichts dazu zu lernen vermag? Nicht? Ich meine," setzte Luise rasch hinzu, sofort wieder stockend, „es gibt doch auch ..

Könige .. die — menschenscheu .. sind!? . ." Luise schwieg, ihr Blick sank zu Boden. „Es ist unter solchen Umständen, eine sehr große Last und Qual," Luise fixierte die springenden Windspiele auf dem Teppich, der die Ansicht der Terrasse von Sanssouci zeigte, „eine große Last und Qual für den König und — für die Umgebung und das Volk, daß er für die ganze Zeit seines Lebens, unter solchen Umständen, König sein muß!?" Unsicher fragend hob Luise den tastenden Blick. „Nicht wahr? . ."

„Niemand hienieden, Majestät," sprach aufrichtend die Berg, „ist ein Gott! Auch der große König hat Fehler gemacht und Ungerechtigkeiten begangen!" Schwach hoffend leuchtete es in Luisens zergrübeltem Blick. „Aber:" sagte die Berg, „der große König führte alles, auch das falsch Angefangene, mit eherner Konsequenz, bis zum Letzten durch!" In Luisens Blick starb das Helle, „dadurch machte er alles richtig, was er tat! Es gibt, liebe Majestät, für jeden Menschen nur eine Richtigkeit im Sein: das, was er durchzusetzen vermag, ist richtig!"

„Ja, das ist's! Ja! . ." rief Luise; eilig zügelte sie sich. „Aber Friedrich der Große war doch ein Alleinherrscher? Diese Regierungsart geht heute nicht mehr! Die Zeiten," schloß Luise gequält, „haben sich zu sehr . . geändert!?"

„Drum stehen jetzt auch, Majestät, jedem Monarchen seine Staatsmänner und Beamten viel mehr beratend zur Seite, als früher! Hatte früher der Monarch

allein die Verantwortung für alles, was geschah so teilt er sie jetzt mit seinen Beamten . ."

„Wenn aber diese Beamten nichts wert sind?" Erschrocken schwieg Luise, sie sah bestürzt die Berg an. „Wie soll," rief Luise, „mein Mann, bei seiner Art, die richtigen Männer als Berater finden? Wenn die Meinungen über die Fähigkeiten nichts Feststehendes sind? Und mein Mann hat noch weniger Eignung als andre, die Menschen zu durchschauen!? Wenn man erst auf das Resultat warten muß, um zu sehen, ob etwas richtig angefaßt wurde, so ist es doch zu spät? Dann ist ja das Unglück schon geschehn!? Und was heißt denn . . ‚Beamte'? Mein Mann wählt sich doch immer nur diejenigen zur Mitarbeit, die ihm zu Gesicht stehen? Dadurch ist's doch wieder so, als regiere er allein? . . Es ist also wirklich nur ein . . Zufall, wenn die Gesetze richtig gemacht werden?" Ernst widersprach die Berg. „Doch!" begehrte Luise auf. „Der Minister Cobenzl in Wien zum Beispiel, hatte, sagt die Voß, des Kaisers vollstes Vertrauen und sehen Sie, jetzt hat er ihn trotzdem — entlassen? Herr Talleyrand soll Napoleons bester Minister sein und soll sich doch in Wien von den kaiserlichen Unterhändlern haben bestechen lassen, awohl! damit er Napoleon eine geringere Kriegsentschädigungsforderung vorschlug! Der Zar," sagte Luise aufgeregt, „hat auch zu seinem Oberbefehlshaber, zu Kutusow das festeste Vertrauen gehabt, Alexander hat mir das selbst gesagt! und jetzt erzäht man, Kutusow

sei an der Niederlage in Böhmen schuld, weil er zu sehr Hofmann gewesen sei; er habe niemals Alexander und nur deswegen hätte ihn Alexander geliebt, wissen Sie? widersprochen? Er soll den unglücklichen Angriff Alexanders verschuldet haben? Ist das richtig? Gestern hat die Radziwill gesagt, er hätte das Unglück verhindern können, wenn er auf die Gefahr hin, in Ungnade zu fallen, dagegen gesprochen hätte?" Luise machte eine heftige, schmerzlich wegwerfende Fingerbewegung. „Die Menschen sind alle egoistisch und fehlerhaft!"

„Nicht alle, Majestät!"

„Doch, doch!" sagte Luise, sie beugte sich voll Entsetzen, daß sie recht haben könne, um möglichst überzeugenden Widerstand flehend, zur Berg vor. „Sie sind alle schlecht!"

„Nein, Majestät." Die Berg lächelte. „Sie glauben das ja selbst nicht, was Sie sagen!"

„Will Stein nicht auch etwas für sich?"

„Stein?" Frau von Berg schüttelte den Kopf, „für Stein lege ich die Hand ins Feuer, Majestät!"

„Wirklich?" sagte Luise lebhaft, mit freudig zitternder Stimme.

„Stein, Majestät, ist die reinste seelische Kraft, die ich in meinem ganzen Leben kennen lernte! Er hat bloß den einen Fehler, daß er ein wenig grob werden kann, wenn er in andern nicht das gleiche Streben zur Reinheit zu finden glaubt, das er als Richtschnur seines Lebens trägt." Teilnehmend faßte die Berg der

Königin Hand. „Er hat eingesehen, daß er wieder einmal zu heftig war!“ Luise zog ihre Hand aus der Freundin Hand.

„Man kann nur Gutes wirken,“ sagte Luise, „wenn man sich nicht verstellt! Wenn man keine Kompromisse schließt!“ Luisens Augen wurden naß. „Mir sind die grob Aufrichtigen schon die Liebsten; es tut nichts, daß es weh' tut! Sie meinen also?“ sagte Luise hoffnungsvoll gespannt, sie neigte sich im Sessel vor und legte die Arme in den langen schwedischen Handschuhen, um die Erregung zu bändigen und zu verbergen, auf die Platte des Rundtischchens, das zwischen ihnen stand, „daß ein König, der solche Staatsmänner, wie zum Beispiel Herrn vom Stein zur Seite hätte, gut regieren könnte?“

„Ja, Majestät, ja, das meine ich! Was Stein sagt, das ist wahr, wie das Wort im Evangelium! Im Grunde ist ja das ‚richtige‘ Regieren, Majestät, sehr einfach; so einfach, wie es das Leben, klar gesehen, auch ist! Goethe sagte einmal zu mir, das Leben sei ‚läppisch einfach‘!“ . .

„Sagen Sie das nicht! . .“

„Es ist aber so, Majestät!“

„Oh nein, wenn man nicht . . vorsichtig ist, rennt man sich überall die Nase an; das Leben ist garnicht . . einfach! Ich hab' das schon recht ordentlich an mir erfahren!“

„Ein Staat,“ sagte die Berg, „ist, Majestät, eben eine schwerfällige Maschine! Niemals funktionieren

in einer komplizierten Maschine alle Räder und Schrauben gleich gut; in jedem Staate gibt es Hemmungen und Krisen; der Staat besteht eben aus — Menschen, Majestät!"

„Ja, schon!" sagte Luise lebhaft, „aber wenn Herr von Goethe recht hat; und das bezweifle ich natürlich nicht!" setzte Luise eilig hinzu, „das wäre ja albern und großschnauzig von mir! dann müßte doch der Staat am leichtesten zu regieren sein und der glücklichste sein, dessen Menschen das Leben am .. vernünftigsten ansähen, die also am .. gebildetsten sind!? Man wird doch nur durch Bildung vernünftig? Warum sind die Menschen bei uns so eingebildet?" Besorgt sah Luise die Berg an. „Sie denken bei uns immer!? Sie meinen, sie wüßten schon alles?! .."

„Es ist das Edelste, Majestät, daß der Mensch die Welt mit seinem Denken umfassen und verstehen will! Das preußische Hirn treibt das bloß noch zu sehr ins Extrem, weil ihm einstweilen noch die Ergänzung des Gefühles mangelt! Das wird sich geben, Majestät, wenn das preußische Blut mehr mit südlichem Blute gemischt wird. Eines lernt vom andern! Wir sehen das doch auch täglich an uns selbst?" Luise nickte, sie senkte bedrückt den Kopf. Nachdenklich und unwillig stach Luisens Fußspitze gegen das Windspiel im Teppich; sie sagte sorgenvoll: „Das ist schon wahr .." Voll herzlicher Liebe legte wieder Frau von Berg die Hand auf Luisens Handrücken. „Das Fühlen wird in Preußen einziehen," sagte die Berg bestimmt, „es wird einziehen, wenn

Sie dem Volke weiter solch' ein herrliches Vorbild an Gattinnentreue geben, wie bisher." Luise schrak zusammen. „Glauben Sie mir," sagte Luise, bei feuchtglänzenden Augen, in der Hast ihrer Rede mit der Zunge leicht stolpernd, „der König hat es nicht leicht!"

„Das weiß ich doch, Majestät!? ."

„Die Menschen müssen also, wie die .. Pferde, durch Blutmischungen .. höher gezüchtet werden? Hat drum der alte Fritz die französischen und salzburger Emigranten in Preußen angesiedelt? .. Pfui Teufel!"

„Was denn?" fragte die Berg; besorgt sah sie Luisens tieferregte Gestalt. „Ich kenn' mich noch in etwas nicht aus!" sagte Luise; verlegen hob sie den Blick. „Sie haben es leicht," sprach Luise vorwurfsvoll, „Sie haben immer das Glück gehabt, mit den Großen unserer Zeit als Mensch sprechen zu dürfen!" Finster zog Luise die feingeschwungenen Brauen zusammen. „Ich .. bin dumm, ich hab' immer nur Hofpuppen um mich gehabt! Ich war ja so dumm," stieß Luise vor, „als der Schiller im Vorjahr hier war! Ich könnt' mich dafür heut' noch prügeln, daß ich so dumm war! Was hätt' ich nicht damals alles in den paar Stunden von ihm lernen können!? Und ich hab' mit ihm lauter gleichgültiges Zeugs geredet! Am End' war ich froh, daß er wieder wegfuhr! Weil er mir auf die .. Nerven fiel! Er war eben so ganz anders als die andern! . ." Traurig lächelte Luise die Berg an. „Mach' ich heut' wieder einen recht verrückten Eindruck? .. Aber," setzte Luise mit

10*

verhaltener Leidenschaftlichkeit hinzu, „ich muß mich aussprechen!" Sie rang die Finger ineinander. „Ich habe ja nie eine Mutter gehabt!" Innig bat Luise: „Bitte, liebe Frau von Berg, kommen Sie doch recht oft zu mir!" Wie ein Kind faltete Luise die Hände. „Bitte! Ich bin ja so garnicht zur Königin geboren!" Aufgeregt sprang Luise vom Sessel in die Höhe. „Jetzt muß ich aber nach Hause! Ich hab' schon zu viel aus der Schule geplaudert!" Langsam erhob sich Frau von Berg. „Müssen Sie wirklich schon weg, Majestät?" Heftig, unentschlossen und zornig bog Luise die Reitgerte in ihren Händen zu einem Halbkreis zusammen; Luise nickte, sie zuckte verächtlich die Achseln. „Ich bin zum Abendessen .. nach Pankow .. geladen! Die haben dort wieder irgend so ein .. Fest! Ach! Die Oberflächlichkeit um mich ist ohne Ende!" Einen pfeifenden Lufthieb tat Luise mit der Gerte. „Mir ist nicht zu helfen!"

„Die Prinzeß Wilhelm ist aber doch eine wunderbare Frau, Majestät? .."

„Morgen wieder," sagte Luise, sie bog das elastische Holz der Reitgerte noch heftiger als früher zu einem Kreis zusammen, starr sah Luise vor sich hin, sie hob den Reitgertenkreis nachdenklich-trüb zum Mund, als wolle sie hineinbeißen. „Morgen wieder," sagte Luise, „ist Ball in Schönhausen! .." Luise ließ die Gerte sinken. „Liebe Berg," sagte Luise blutübergossen, den bedrückten Blick voll in der Berg teilnehmende Augen hinein aufschlagend. „Darf ich Sie um etwas bitten? ..

Darf ich Sie ‚du' nennen? Aber Sie müssen auch immer ‚du' zu mir sagen," stieß Luise vor, „sonst gilt's nicht!"

„Majestät, aber Majestät!" sagte die Berg gerührt, „das geht doch nicht." Sie sind doch die .. Königin!? . Wie würde denn das der König aufnehmen?"

„Das geht ihn nichts an!" Verwirrt, erschrocken schlang Luise den Arm um der Berg Schultern. „Darf ich?" fragte sie schüchtern, bei hoffend aufleuchtenden Augen.

Die Berg lächelte, sehnsuchtsübervoll gab Luise der alten Dame zwei herzhafte, kindlich-feste Küsse auf den Mund, dann drehte sie sich hastig zur Türe. „Der Geschichtsschreiber von Müller kommt also auch?" fragte Luise lässig. „Das ist doch der Schweizer, der hier ist, um Friedrichs des Großen Geschichte zu schreiben?" — „Gewiß, Majestät," Luise raffte die Schleppe hoch. „Ich muß nach Haus, sonst fang' ich zu heulen an!" Ratlos sah Luise die Berg an; sie wich der mütterlich streichelnden Hand aus. „Traust du auch dem Hardenberg? .."

„Unbedingt."

„Gelt, der Lombard ist ein Schwein? Trotzdem er ein .. Emigrant ist, den Friedrich der Große ansiedelte." Luise hielt die Hand auf den Türstock. „Der Haugwitz hat mich auch schon angelogen! Geh', schick' mir bald wieder Bücher! Gelt? Friedrichs des Großen oeuvres sind herrlich! Aber es gilt nicht mehr

alles für heute, was er sagt!" warnte Luise bei erhobenem Finger. „Man muß alles transponieren! Grüß dich Gott, liebe Mama Berg! Danke schön! Adieu! Adieu! Und sei vergnügt! Danke schön!" Zurückwinkend lief Luise durch die Zimmer, die Treppe hinab, die Berg kam nicht nach. „Auf Wiedersehen!" Noch einmal grüßten Luisens Finger von der Straße zurück. Luise sah, daß der Gehsteig jetzt mit Wasser bespritzt war: Oh, es geht schon; wenn man nur will! Unköniglich schnell klomm Luise auf ihr Pferd. „Auf Wiedersehen! Auf Wiedersehen!"

Mit hängendem Kopf, langsam, ging die Berg zurück. Müde saß sie in einem ihrer Lehnstühle nieder. Nach einer Weile sagte sie vor sich hin: „Ach ja; das ist schon so! . ."

„Was ‚ist' denn schon so?"

Die Berg sah auf. „Habe ich mit mir gesprochen?"

„Jawoll! Und gründlich! Was wollte denn die Luise?"

„Sie ist ein wundervoller Mensch! Ein ganz wundervoller Mensch!"

„War's gut, daß ich ins Nebenzimmer ging?"

„Sie hat's nicht leicht! . ."

„Das weiß ich!" sagte Louis Ferdinands Schwester. „Hätt' der Louis Ferdinand sie bekommen, so brauchte er jetzt sein Genie nicht unter die Füße zu saufen, und sie wäre . . froh."

„So etwas soll man nicht sagen, Königliche Hoheit, Nicht einmal denken!"

„Die Fromm kriegt schon wieder ein Kind von ihm! Und seine Liaison mit der Kriegsrätin ist auch schon wieder offenkundig! Ach Gott! Und Schulden hat er jetzt, liebe Berg, Schulden, der Stein ist ganz verzweifelt darüber! Wäre doch seiner Begabung nur irgendein Feld bereitet; er leistete das Größte, glauben Sie mir! Aber so!? Er zerstört sich mit Absicht! Ich habe jetzt schon oft Angst um seinen Verstand! Mein Bruder wäre der richtige König gewesen . ."

„Wir wollen musizieren, bis die Herren kommen."

„Ich bin schon still."

„Lassen Sie mich doch endlich mit Ihren ewigen ‚Königlichen Verpflichtungen' aus!" zürnte Luise die Voß an. „Ich bin ein Mensch und will bloß ein Mensch sein! Was bin ich denn? Erst müßte ich Kinder kriegen . ."

„Majestät! Um Gottes willen!? . ."

„Und jetzt bin ich ein Hofaufputz!"

„Majestät! Ich flehe Sie an, Majestät, besinnen Sie sich! . ."

„So sagen Sie mir doch," rief Luise außer sich, „wozu lebe ich denn eigentlich? Schauen Sie sich doch mein Leben an? Ja," sagte Luise, voll Ekel, „für meinen Mann . . da bin ich auch noch . . da! . ." Die Voß erschrak, daß sie fast umfiel. „Es ist ja zum Auswachsen!" Luisens Lippen kräuselten sich. „Man muß bei diesem Leben auf schlechte Gedanken

kommen!! Jeder Mensch hat den Teufel in sich, und wenn man immer nur gut gefüttert wird und nichts tut, nichts tun darf, gar nichts, sein ganzes Leben lang, dann .. dann, ja dann," abwehrend, verwirrt fuhr sich Luise über die Stirn, „dann kriegt es eben .. die .. Oberhand. .. Ich bin doch auch nur ein .. Mensch!? Ewig diese steifen Konzerte, Tafeln über Tafeln, diese Gespräche, Geschwätz über Geschwätz, Theater, Gesellschaften, Putz, Empfänge, Schaustellungen, Klatsch, Etikette, das ist kein .. Leben! Nichts für den Geist, nichts für das Herz, nichts, das mich festigt! .. Da muß der Mensch .. auf schlechte Gedanken .. kommen! Ich seh' ja nur Verstellung? Alle Lügen muß ich anhören, mit keinem vernünftigen Menschen darf ich reden! Nie darf ich das tun, was ich tun möchte; ich muß dumm bleiben, das scheint die Pflicht einer Königin bei euch zu sein!? Die Berg, die Berg, die darf auch nicht mehr zu mir kommen! Ich darf jetzt nur alle vierzehn Tage für sie zu Hause sein! Ist das erhört? Das ist Sklaverei! Wieso, mit welchem Rechte kann man das von mir verlangen? Ich muß blind zu allem ‚ja' sagen, und ich werde doch auch einmal für alles mitverantwortlich gemacht werden, was jetzt geschieht?! Ich weiß ja nicht einmal, was geschieht!?" Luise hob die Arme. „Ich versteh' das Volk nicht, und euch alle nicht! Ihr tut, als wär' ich ein .. Prunkstück, das ihr euch zum Spaß im .. Käfig haltet?!" Luise neigte sich vor; zweifelnd legte sie die Hand an die gesenkte Stirn. „Ich

versteh' das nicht!" sagte sie gequält. „Ihr tut mit mir, als wär' ich ein . . Paradiesvogel . . den ihr euch . . in einen goldenen Vogelbauer gesetzt habt, nur damit ihr hochachtungsvoll vor ihm herumtanzen könnt!?" Drohend sah Luise die schreckgelähmte Voß an. „Das wird sich rächen!" rief Luise. „Das muß sich rächen! Ihr rennt in euer Unglück! Ich mach' das nimmer mit! Nein! Ich bin mir zu gut dazu! . . Es kann nichts so falsch, so ungerecht, so borniert sein, was ich tue — offiziell ist es gut!" Bestürzt schüttelte Luise den Kopf. „Die Eselsbande denkt nicht dran, daß wir so ihr Unglück werden müssen! Wie soll denn der richtig regieren, der nichts weiß, den man nicht auf seine Fehler aufmerksam macht!? Ihr seid schuld, daß der König so ist! Ihr, mit eurem brutalen Abschließwahnsinn! Man hätt' aus mir was machen können und was bin ich geworden!? Eine Mätresse bin ich geworden . ."

„Majestät?!"

„Eine Mätresse, in Gold, ein Prügelknabe in Seide und Faulheit bin ich . . durch euch! Die Königin von Frankreich war nicht schuldig, als man ihr den Kopf abschlug, ihr, der Adel, die Bürger, die ihr vor uns kriecht, ihr, nur ihr seid schuld! Was hab' ich als Kind nicht alles gewollt . . Ich, ach . ." die Voß wischte sich die Augen. „Sieht denn das das Volk nicht ein? Voto? Sagen Sie? Es geht doch um seine Haut?" Warnend hob die Voß, sie schien um Jahrzehnte gealtert, die Hand, Luise verstummte,

schnell wechselte sie den Gesichtsausdruck, sie trat, sich Ruhe erschluckend, das Taschentuch vor dem Mund, dem nun lautlos die Hitze ihrer Seele entquoll, zur Seite: Die Türklinke ging nieder, Friedrich Wilhelm trat ein:

„Des Herrn Zaren Bruder will sich von dir empfehlen! Er reist schon heute, da es — Verhältnisse, die geänderten Verhältnisse so gebieten."

Widerborstig, scheu sah Luise ihren Mann an, die Voß öffnete mit schützendem Armschwung die Türe in das Empfangszimmer. Schnell, als ginge es in die Freiheit, trat Luise in den „grünen Salon": Ein häßlicher, junger Mongole, in prunkvoller russischer Generalsuniform, verneigte sich vor ihr. „Grüßen Sie mir meinen lieben Alexander," sagte Luise herzlich, tapfer kämpfte sie den Widerwillen gegen des Zaren Bruder in sich nieder, „warm", mit Ablehnung auf der Haut, reichte sie dem Prinzen, der tückisch und spöttisch dreinsah, die Hand. „Sagen Sie Alexander, ich glaubte in unveränderter Kraft an ihn und an seine Redlichkeit gegen mich! .."

„Wir glauben an Ihres Kaiserlichen Herrn Bruders Freundschaft für Preußen und Europa!" sprach Friedrich Wilhelm zurechtweisend. Betreten, mit opponierendem Blick trat Luise zur Seite. „Ich nehme, teurer Prinz," sprach Friedrich Wilhelm, „die russischen Korps aus Böhmen, die erst später heimtransportiert werden sollen, herzlich gerne und dankbar in meinem Lande auf! Sagen Sie das, bitte, mit meinen respektvollen Grüßen

meinem Freunde, dem Herrn Zaren! Die Mannschaft wird von mir wie meine eigenen Leute gehalten werden!" Ungelenk verneigte sich der russische Prinz. „Vermelden Sie Alexander," sagte Luise, bittend lächelte sie Konstantins von Blatternarben zerrissenes Antlitz an, „daß ihm unverändert unsere ganze Liebe gehört!"

„Gestatten Sie, Prinz," sprach Friedrich Wilhelm, abschließend trat er zwischen Konstantin und Luise, „daß ich Sie jetzt begleite!"

„Die Frau Königin weiß schon, daß sich Preußen in die Patsche gesetzt hat?"

„Bitte!"

Drängend öffnete Friedrich Wilhelm die Türe ins Vorzimmer. Goldstrotzende Uniformen warteten auf die Fürstlichkeiten. Bestürzt hatte Luise den Kopf zur Voß gedreht. Die stand tiefernst, mit verschlossenem Gesicht. Luise stürzte auf sie zu: „Was ist geschehen? So sagen Sie's mir doch!? .. Es geht etwas vor!? Kommen Sie in mein Zimmer! .. Erzählen Sie! Was ist geschehen?" Steif, wie ein Racheengel saß die Voß. „Sprechen Sie! ."

„Napoleon hat in der Vorwoche eine Note geschickt, daß wir Hannover sofort, ohne jede weitere Weigerung, in Besitz nehmen müssen, er erklärt uns sonst den Krieg! Napoleon verweigert jede weitere Unterhandlung! Wir kriegen jetzt Krieg mit England! Schwedisch-Pommern müssen wir besetzen, damit uns Schweden den Krieg erklärt Erregen Sie sich nicht, Majestät," sprach die Voß, „Napoleon ist im Recht! Haugwitzens

Vertrag verpflichtet uns, alle Feinde Napoleons als unsere Feinde anzusehen!" Die Voß hielt inne: Hochrufe hallten von der Straße. Prinz Konstantin bestieg die Staatskarosse. Bitter lächelte Luise. „Das muß so sein!" sprach die Voß. „Persönliche Gefühle stehen unter dem Staatswohl!"

„Ist Lüge ein Staatswohl?!"

„Majestät," sagte ungeduldig die Voß, „ich lebe jetzt achtzig Jahre, ich diene bereits dem vierten Königlichen Hofstaate in Preußen! Ich kenne mich wahrlich in Regierungsdingen aus! Ich weiß, was das Wohl eines Staates verlangt!" Verneinend schüttelte Luise den Kopf. „So?" sprach die Voß; sie setzte sich steil auf. „Ich heiratete meinen Mann auf Befehl des großen Königs! Warum? Damit mich des Königs Bruder, der Prinz Wilhelm, den Friedrich der Große wegen der Prager Bataille entthronte und dadurch seelisch umbrachte, vergessen sollte!" Luise wich vor der Voß Augen zurück. „Der König war im Recht!" sprach die Voß. „Er handelte aus Staatsgründen! Ja, das, was die Klatschmäuler herumtragen, ist wahr! Ich liebte des Königs armen Bruder, er hat mich nicht weniger geliebt! Der große König wär trotzdem im Recht: ein Prinz darf nicht unter seinem Stande heiraten, soll nicht der Glaube des Volkes an die unantastbare Autorität der Herrscherfamilie schwinden." — „Nein! Das ist Wahnsinn!" rief Luise, sie schwieg: der Voß Augen hatten sich mit Tränen gefüllt. „Dazu . . hatte," sagte Luise stockend, „doch

auch der große König kein .. Recht!? Wenn wir nur dadurch Regenten sind, daß wir menschliches Glück zerstören, dann .. dann .." — „Was dann? Soll Preußen zu einem Trümmerhaufen zusammenfallen? Werden die Menschen glücklicher sein, wenn sie, statt ihres jetzigen Lebens, Not, Hunger und Armut als .. Lohn der ‚Gerechtigkeit' haben? Keiner kann, wie er mag, Majestät, jeder wird geschoben, und wenn er in der Nähe des Thrones oder gar darauf sitzt, dann erst recht! Sie ändern das Leben nicht! Der große König hatte durchaus recht!"

„Recht .. haben allein Liebe und Ehrlichkeit!"

„So? Sie sind gewiß sehr ehrlich, Majestät, Sie wollen rührend gerecht und aufrichtig sein, aber: .. will Eure Majestät jetzt immer nur das tun und dem König gegenüber aussprechen, was Sie ganz innerlich, so im Geheimen, wünschen und denken?" Luisens Blick verlor jede Sicherheit. „Da will Eure Majestät also," sprach die Voß, „jetzt immer als Frau alles das dem König sagen, was Sie sich über ihn denken und was Sie innerlich für .. andere .. empfinden?" Luisens Blick sank zu Boden. „Sie wollten also den König, Ihren Mann, Ihre Kinder, Ihre ganze Familie und das preußische Volk, das zu Ihnen aufsieht," Luise zuckte zusammen, „aus Egoismus — Ihre Ehrlichkeit ist nämlich Egoismus! — unglücklich machen?" Frisch und unbekümmert klangen Trommeln und Pfeifen von den Linden herauf. Haltlos hob Luise den Kopf, aufs

Letzte bestürzt, unfrei tastete ihr Blick in der Voß strengen Augen. „Was soll der König tun?" sagte Luise tonlos. „Den Haugwitz und den Lombard soll er zum Teufel jagen! Dem Stein und dem Hardenberg soll er endlich folgen, nicht ewig ‚Gewissensbisse' soll er kriegen, schon bevor er etwas tut! Der König muß endlich einsehen, Majestät, daß jedes Handeln irgend einer Partei wehe tut. Handelt man aber nicht, dann tut man allen wehe! Leben und Glück für sich schaffen, heißt hienieden, das Glück anderer vernichten! Das Leben ist keine süße Sahne!" Die Voß zeigte zur Türe. „Ihr Mann hat sich wieder nicht entschließen können! Der Affenprinz war da, um ein Geheimbündnis gegen Napoleon abzuschließen? . ."

Erschrocken fuhr Luisens Hand durch die Luft.

„Mein Mann darf keinen neuen Wortbruch begehen!" sagte Luise heftig. „Wir sind doch jetzt mit Napoleon im Bündnis?" Schwärmerisch leuchteten Luisens Augen. „Nie würde Alexander in eine solche Falschheit willigen!"

„Er hat doch eingewilligt?! Der Prinz war doch deswegen da! Geben Sie etwas, Majestät, auf Stein und Hardenberg?" Luise nickte. „Die denken wie ich!"

Starr saß Luise.

„Ja aber? Dann, wenn es wirklich so ist? . ." Luise sprang vom Kanapee auf, sie rannte zum Sekretär. „Was sucht Eure Majestät?" Hochatmend, Steins Denkschrift an die Brust gepreßt, lief Luise zur Türe. „Ich geb' meinem Mann Steins Memoire!"

Die Voß brachte den Divan und die Polster in Ordnung; sorgenvoll seufzend hob die Oberhofmeisterin Luisens Taschentuch vom Boden auf, mürrisch schob sie den chinesischen Paravent, den Luise im Davonlaufen schief gestoßen hatte, in Ordnung, sie murrte vor sich hin: „Das Kind ist nicht für dieses Leben geschaffen."

„Mußt du mich — stören?" fragte Friedrich Wilhelm, er saß vor seinem Schreibtisch und hatte ins Tintenfaß gestiert. „Ich habe stark . . zu tun!"

„Soll ich . . später kommen?"

„Nein. Nein!" rief Friedrich Wilhelm ungehalten, wie in Angst, „bleibe da! Komme her!" Luise trat näher, ihr zaghaft gewordener Blick schielte zu einem zerrissenen Schriftstück, das zu oberst im Papierkorb lag; es war an den Zaren gerichtet; sie riß den Kopf auf. „Fritz!" rief sie in Angst. „Verbünd' dich mit Alexander! Man kann's nicht allen Menschen recht machen, denk' an dich! . ."

„Was, wieso? ." Betroffen verstand Friedrich Wilhelm, seine Faust hieb das Schreiben in den Papierkorb. „Bekümmere dich um deine Sachen!" Er streckte die Hand. „Komme her! Setze dich zu mir! . . Nicht auf den Sessel! Hierher, auf meinen Schoß! Ich bin nicht böse, ich tu dir nichts!" Luise zögerte; sie war totenbleich. „Bitte, bitte!" sagte Friedrich Wilhelm beleidigt, „lasse es bleiben, wenn du es nicht willst! Ich bin gewöhnt, von allen . . verachtet zu werden, weil ich mich für euch sorge!"

„Ich sitz' aber gern bei dir," sagte Luise kleinlaut; sie gehorchte. Er umschlang sie: Wie ein Spielzeug behandelt er mich! dachte Luise voll Entsetzen, er nimmt mich nicht ernst? Ihre Gestalt zuckte: „Was für Strümpfchens hat denn heute mein Kleines an?" fragte Friedrich Wilhelm. „Fritz! Bitte!?.." — „Kiek eener?.. Wie schön du bist!" sagte Friedrich Wilhelm gerührt, in Qual schob sie sich auf ihres Mannes Schoß; der Kniekuß schmerzte. „Und jetzt wollen wir vernünftig sein, gelt?" flehte sie; bittend stand sie vor ihm.

„Bitte sehr!"

Weich, abbittend glitt ihre Hand, demütig-liebevoll in Friedrich Wilhelms sprödes Haar. „Ich hab' dich sehr lieb!" stammelte Luise. Friedrich Wilhelm lehnte den Kopf an Luisens Schulter, er schloß die Augen. „Lieber," sagte Luise, sie streichelte mit unsicheren Fingern. „Sei mir nicht bös! .." Stärker preßten sich Friedrich Wilhelms Kopf und Hand an Luisens Schulter. Der Druck bat um Schweigen. „Ich hab' eine Heimlichkeit .. lass' mich sie von der Seele tun!" — „Werde den Haugwitz schon auf.. Urlaub schicken!" Luise tat einen Ruck, sie neigte sich vor und sah ihren Mann froh fragend an. Ärgerlich schob Friedrich Wilhelm sie zur Seite; er erhob sich. „Hast du solches Interesse an den politischen Schnurrpfeifereien? Ist dir der Stumpfsinn wichtiger, als ich?" Den Kopf voll Blut, ging Friedrich Wilhelm im Zimmer auf und nieder. „Gleich," sagte er, „kann ich den Haugwitz

nicht auf Urlaub schicken .. aber .. in ein paar Wochen!' Unsicher sah er Luise an. Sie streckte ihm dankbar, helfend die Hand hin. „Werde auch einmal mit Hardenberg sprechen," Friedrich Wilhelms Miene litt. „Muß ihn aber heimlich sprechen .. Willst ihn du .. bei dir empfangen? .."

„Natürlich!"

„Hm."

„Herr vom Stein," stotterte Luise, „hat mir," Friedrich Wilhelms Antlitz verfinsterte sich in mißtrauischem Auflauschen, „sozusagen, vielleicht drücke ich es falsch aus, er hat mir so .. Notizen .. wie eine Denkschrift, die Voß sagt so, hat er bei ihr liegen lassen .. die sehr interessant sein soll. Willst du sie sehen?"

„Brauche keine Belehrungen!"

„Sie soll über vieles .. Aufschluß geben? ."

„Mische mich nicht in die Kaffeegespräche meiner Untertanen!" Friedrich Wilhelm trat vor seinen Schreibtisch, er starrte darauf nieder.

„Bist du mir böse?"

„Nein; will aber jetzt meine Ruhe haben!"

Luise senkte den Kopf.

„Auf Wiedersehen, Fritz."

„Mhm." ..

„Nun, Majestät?"

„Sagen Sie Herrn vom Stein," sprach Luise zur Voß, ihr Blick irrte am Boden, „in meiner Eigenschaft, als des Königs Frau, kann ich die Denkschrift dem König nicht überreichen! .. Aber," durch Luisens trotzige Kopf-

bewegung erfuhr die Voß alles weitere, „die Denkschrift muß, auf jeden Fall, überreicht werden! Stein soll sie mit den Unterschriften aller versehen lassen, die wie er und wir denken, und dann, dann .. muß sie .. dem .. König überreicht werden! .. Bald!"

Dicht hatte die Voß die zarten Stores zugezogen, die Lampen waren entzündet. Lautlos, mit einem stolzen Blick auf „ihre" Königin ließ die Voß Herrn von Hardenberg eintreten.

„Guten Abend, Herr Baron! Ich möchte Sie schnell noch," sagte Luise unsicher, „ehe mein Mann kommt, um etwas bitten! Bitte, nehmen Sie Platz!" Hardenberg neigte den klugvornehmen Kopf; er setzte sich Luise gegenüber. „Ich habe schon," sagte Luise verlegen, „durch die Bibliothek der Frau von Berg, einiges von dem vielen nachzuholen versucht, was mir zur Bildung fehlt. Ich habe jetzt das Wichtigste in meinem Hirnkasten zusammengestellt, was mir zum Verständnis dessen fehlte, was jetzt mit uns und um uns geschieht." Mit abwartenden Augen nickte Hardenberg. „Aber mir ist noch manches, sehr vieles unklar!" sagte Luise. „Darf ich Sie um einiges davon fragen? .."

„Ich wüßte nicht, Majestät, wem mein schwaches Ich freudiger Auskunft gäbe."

„Also!" Atemlos nickte Luise dem ehemaligen Minister

Dank zu, sie sah zur Voß und richtete sich auf. „Soviel ich in Erfahrung bringen konnte, hat Friedrich der Große, nachdem er den siebenjährigen Krieg seinerzeit gewonnen hat, sein Land dann in Ordnung gebracht und sich mit Rußland vertragen? Ebenso mit Frankreich und England?" Hardenberg nickte. „Gegen Österreich hat er," sprach Luise, „in seinen letzten Lebensjahren noch einmal mobil gemacht? Das war doch damals, als dieses, unter Kaiser Josephs Einfluß, der den großen König nachahmen wollte, Bayern für sich zu gewinnen trachtete?" Hardenberg nickte. „Er tat dies," fuhr Luise fort, „nicht wahr, um den Einfluß im Reich nicht nach Österreichs Seite hin zurückgravitieren zu lassen, um Bayern und die andern deutschen Staaten, soweit sie nicht schon zu Österreich gehörten, an sich zu binden? Das hat er dann, knapp vor seinem Tode, im ‚Fürstenbund', in eine staatliche Form geleitet?"

„Sehr richtig, Eure Majestät."

„Die Kaiserin Maria Theresia ist aber," fuhr Luise sicherer fort, „nicht wahr, aus Angst.. vor einem neuen Krieg mit Friedrich dem Großen, ihrem Sohn in den Arm gefallen? Sie hat sich, über dessen Kopf weg, mit dem großen König vertragen?" Luise rückte auf dem Sessel. „Das war aber doch eigentlich ein . Fehler von ihr? ." — „Vom Standpunkte des deutschen Kaisertums aus, ja, Majestät, und: unter der Voraussetzung, daß Wien den Krieg gewonnen hätte!" — „Also, schön!" sagte Luise, „Sie sollen damals an den

11*

Verhandlungen teilgenommen haben, Herr Baron? Ist das wahr?" — „Gewiß, Eure Majestät!" — „Das ist fein," rief Luise, sie lächelte Hardenberg eine Abbitte zu. „Dann hätte aber doch," sagte Luise erschrocken, „Preußen, wenn sein größter Monarch schon einmal die Führung im Reiche so konsequent gewollt hat, an dieser Politik festhalten sollen? Nicht?" — „Gewiß!" — „Also .. das war der eine Fehler," sagte Luise bei gefurchter Stirn, zustimmend gab Hardenberg den Blick der Voß zurück, der ihn zur Bewunderung aufforderte, „der andre war," sprach Luise, „wenigstens nach meiner Meinung, daß wir damals, als sich die inzwischen ausgebrochene französische Revolution, um ihre Macht zu halten, mit erobernden Heeren über Deutschland und Europa ergoß, damals, als Alexanders Vater, mit England und Österreich siegreich gegen Frankreich focht und Napoleon noch, als General, in Ägypten, also ganz fern vom Schusse war, uns nicht zum gemeinsamen Krieg mit den Andern gegen Frankreich aufrafften?" Hardenberg nickte. „Dann wäre damals," sagte Luise, „all das schon erreicht gewesen, was wir jetzt so sehnsüchtig wollen? Hätten wir damals mitgemacht und gegen Frankreich gesiegt, so wäre Napoleon nie Kaiser geworden? .. Wie herrlich wäre das gewesen! .. Damals war ja die völlig gleiche Situation wie im Vorjahr? Bloß um vieles leichter war sie, denn damals war ja die antifranzösische Koalition siegreich? Warum haben wir damals nicht mitgemacht?" Auf-

geregt strich sich Luise die schwerarbeitende Schläfe. „Schlugen wir uns wirklich nur deswegen auf Frankreichs Seite, weil wir fürchteten, daß sonst Bayern doch noch an Österreich kommen könnte? Es war uns also schon damals die preußische Frage wichtiger, als die deutsche?" — „Jawohl, Majestät, leider! Bloß . ." — „Ich weiß schon!" rief Luise, im Sessel aufwippend, „bitte, lassen Sie mich reden!" Sie zappelte mit den Fingern, um ihr Wissen, das sie sehr glücklich machte, ohne Einschränkung an den Mann zu bringen. „Man klammerte sich an die Politik, die schon Friedrich der Große, als nicht mehr zeitgemäß, im Alter verlassen hatte, und vergaß darüber die weitgehendere Politik, die deutsche, die die andre automatisch erfüllt hätte?" Luisens Augen blitzten. „Ist's so?" Ehe Hardenberg antworten konnte, rief Luise: „Damals hat aber doch Haugwitz zum Anschluß an Deutschland und Rußland geraten? . . Warum denkt er jetzt anders?" Luise setzte sich in Ordnung. „Jetzt bin ich aber schtill!" entschuldigte sich Luise. „Bitte, reden jetzt Sie, Herr Baron! Jetzt halt' ich den Schnabel!"

„Ich bin freudig überrascht, Eure Majestät . ."

„Ach lassen Sie! Warum hat man damals Haugwitz nicht gefolgt?"

„Der Krieg Preußens, Majestät, an Seite der Koalition gegen Frankreich, war damals, wie im Vorjahre, bereits fest beschlossen! Doch Dero hoher Herr Gemahl, der Herr König, entschloß sich, leider, auch

damals, im letzten Augenblicke wieder anders! Seine Majestät befürchtete, durch ein zertrümmertes Frankreich, Gefahren, Machtzuwächse an Österreich und Rußland und dadurch, wenn er nicht Gleiches für sich erreichte, was sich Seiner Majestät Kleinmut nicht zugetraute, eine Schwächung Preußens. In diesem Gedanken wurde damals Seine Majestät durch die Herren von Beyme und Herrn von Köckritz, wie auch jetzt, bestärkt!"

„Ja, ja, die zwei! . ."

„Die Gelegenheit war verpaßt, Majestät! Napoleon kehrte aus Ägypten zurück, machte sich zum Konsul und die deutschen Mächte fielen nun, zwangnotwendig, einzeln und isoliert in seine Hände. Der linke Rhein und alles andere ging Deutschland verloren." Hardenberg sah bläuliche Flecke seelischer Abspannung unter Luisens Augen erscheinen. „Die Schuld lag," sprach Hardenberg, „nicht allein an unserer Regierung, auch der Herr Zar war schuld daran!" Luisens Augen zuckten. „Der junge Zar hatte, als er nach seines Vaters Ermordung Kaiser geworden war, sofort mit Napoleon Frieden geschlossen!" — „Das war aber doch erst . . nach unserem . . Versagen?" — „Richtig! Aber die Situation wäre auch anders nicht zu retten gewesen! Der junge Herr Zar wollte durchaus, und er mußte es wohl auch, um die, mit Recht gegenüber dem Herrschertum in Rußland arg gefährdete öffentliche Meinung für sich zu gewinnen, in allem das Gegenteil

teil dessen tun, was sein Vater, der ein Unglück für Rußland war, getan hatte!" Fragend sah Luise die Voß an: „Ein Unglück war Alexanders Vater? Er hat doch gegen Frankreich gekämpft? .. In dem Geschichtswerk, das ich las," sagte Luise, „steht, daß Kaiser Paul ein ehrenwerter Charakter gewesen sei?."

„Geschichtswerke lügen immer, Majestät! Sie sind, entweder bewußt, aus politischen Gründen, gefärbt, oder, sie sind einseitig, ohne daß sie es sein wollen! Das Material, aus dem ein Geschichtswerk aufgebaut ist, ist ja nur Stückwerk! Kein Mensch versteht zur Völligkeit des Anderen Handlungen! Es wäre dies selbst dann, zufolge der menschlichen Unzulänglichkeit unmöglich, wenn man die Tatsachen aller Handlungen vor sich aufgedeckt sähe! Ich bitte Eure Majestät, immer, bei der Erlesung historischer, überlieferter Vorgänge zu bedenken, daß, zum Beispiel, die Regierungsakte Friedrichs des Großen, also etwas scheinbar sehr Konkretes, das Wichtigste zum Verständnis des Heute, sogar uns Staatsmännern heute noch immer verschlossen und vorenthalten sind!"

„Ja, aber? Warum denn?" sagte Luise ungestüm, „die Menschheit lernte doch dadurch?" Hardenberg nickte, dann schüttelte er resigniert das Haupt. „Warum macht man das nicht .. bekannt?" sagte Luise. „Ich habe mich schon oft darüber gewundert, daß die Menschen so wenig von dem verstehen, was der große König tat und wollte! Das ist also der Grund? ..

Gott," sagte Luise, sich schwer bändigend, „ich bin ja auch nicht anders gewesen! Man lebt und lebt und freut sich, in seiner blinden Dummheit, oberflächlich seines sogenannten Lebens, man findet jeden kleinen Kram wichtig, dieser bildet unser Leben, und das, was über dem allen steht, die Kämpfe und Verhältnisse der Völker und Nationen untereinander und zueinander, das, wovon die Menschheit abhängig ist, wovon doch das Glück und Unglück eines jeden abhängt, das, was unsere großen Männer im Guten und Schlechten taten, was uns allein aufklären und erhellen könnte, alles Aufrichtende und Wichtige, was viel tiefer in eines jeden Menschen Dasein greift, als man ahnt, das," sagte Luise heiß erregt, „das nennt man abtuerisch und leer ‚Politik' und ‚Diplomatie' und kümmert sich nicht drum, weil man uns von Kindesbeinen an weisgemacht hat, man könnte es nicht ‚verstehen'! Jeder versteht Politik, wenn man ihn nur zum Verständnis anhält! .. Wie kommen die Diplomaten dazu," rief Luise aufgebracht, „alle andern Menschen zu bevormunden, als seien sie Zauberer, denen wir auf Gnade und Ungnade ausgeliefert sein müssen? Man erlaubt ja niemand," sagte Luise heftig, „sich um die Politik zu bekümmern! Mein Mann, zum Beispiel .." Luise fuhr sich an die Stirn. „Es ist Wahnsinn!" sagte Luise. „Wer gibt denn den Diplomaten das Recht, das alles vor uns versteckt zu halten, was uns alle angeht? Es könnte so un-

endlich viel Unglück und Kummer verhütet werden! Es wiederholt sich ja alles. Schon in den Schulen," sagte Luise, „müßte man, jeder Erzieher müßte die Kinder schon aufklären, damit sie Verständnis bekämen! .. Man wäre dann viel gerechter, dann regierte sich der Staat gewissermaßen von selbst? Dann brauchte man ja gar keinen König?" Hardenberg stutzte, „dann .. ist das falsch? Hab' ich Unsinn geschwatzt?" — „Ganz im Gegenteil, Majestät! Aber, Majestät: jeder Mensch denkt an sich, er will immer nur das Seine! . . Jeder Lehrer, jeder Erzieher erzöge zu seinen Anschauungen! So leicht, wie Eure Majestät sich das denkt, ist es nicht! Die Menschen finden immer nur das als vorhanden, was sie sehen wollen! Wäre, Majestät, die Politik ein zugegebenes Fach der Menschenbildung, es würde doch immer nur das darüber gelehrt, was die jeweilige Regierung für ihre Zwecke lehren lassen will, was sie braucht oder zu brauchen meint und wünscht! Es gibt keine Richtigkeit im Menschenleben, Politik ist praktisch angewendete Seelenkunde, was ‚wissen' wir von unseren Seelen? Es ist nirgends ‚Wahrheit', und in der Geschichte der Fürsten und Völker ist die Wahrheit am wenigsten! Hat ein Herrscher den Erfolg für sich, wird er gelobt! Falliert er, und hätte er tausendfach recht gehabt, so fällt das Urteil zu seinen Ungunsten! Majestät: Es täte der Menge nicht gut, zeigte und sagte man ihr, daß es nichts Festes in allem Irdischen gibt, daß es keine ‚Richtigkeit' gibt!

Die Menge will nicht wissen, was wahr ist, sie wehrt sich unbewußt, aus sehr richtigem Instinkt dagegen, durch ihre Gleichgültigkeit und ihre Parteilichkeit, sie muß sich einbilden dürfen, es gäbe unfehlbar Richtiges! Sie geriete anders in Verzweiflung und zerstörte sich und alles und strebte nicht mehr! Majestät, die Menge muß unmündig sein, sie darf, wenigstens einstweilen, solange sie dazu noch nicht reif ist, nicht darauf kommen, daß es in nichts des menschlichen Zusammenlebens, in nichts im Verfügen über ihr Schicksal irgendwelche ‚Sicherheiten' gibt! Vielleicht bringt die Zeit .. die Reife, diese Erkenntnis ertragen zu können, ohne in bestialische Tierheit oder in Lethargie der Verzweiflung zu fallen, ich glaube es nicht! Der Wille zur Wahrheit, Verfügungen erreichen hier keine Besserung! In diesem Falle, Majestät, wie in so vielen anderen Fällen, ist die menschliche Unvollkommenheit ein Segen! Gerade wer die Menschen liebt wie Sie, Majestät, der darf, um ihrer selbst willen, nicht wünschen, daß sie klar sieht, ehe sie voll reif dazu ist."

„Ja, aber? ."

Betroffen sah Luise zu Boden, nervös und ratlos, widersprechend spielten ihre Finger miteinander.

„Im Falle, Eurer Majestät, theoretisch völlig richtiger Wunsch, das Volk, von Staatswegen, politisch rückhaltlos aufzuklären, erfüllt würde, so würde Graf Haugwitz zum Beispiel jetzt gerade das Gegenteil dessen öffentlich lehren lassen müssen, was

er vor sieben Jahren hätte lehren lassen! Er würde das Gegenteil dessen zu lehren verfügen, was heute, Eurer Majestät und auch mir, richtig erscheint! Wir sind alle sterblich und fehlerbehaftet, Majestät, und, auch bei besten Absichten, in unserem Tun unsicher! Was in der Politik heute falsch ist, kann morgen richtig sein, und umgekehrt! Die Politik ist nichts Starres, sie ist in ihren Mitteln ein Notbehelf von heute auf morgen! Es gibt keine absolute Wahrheit und ‚Richtigkeit'! Auch das, was Sie von des Herrn Zaren Vater lasen, und die Gnade hatten, vorhin so richtig zu erwähnen," voll Mißtrauen sah Luise den Staatsmann an, „ist richtig und falsch! Ursprünglich war der Vorgänger des jetzigen Herrn Zaren gewiß ein Mann von lebhaftem Gefühl für Recht und Ehre, aber: er hatte unter furchtbarem Drucke bis in sein vierzigstes Jahr tatenlos leben müssen, er hatte durch den Anblick der Günstlinge seiner Mutter, durch mächtige Kabalen, durch den Anblick des bis aufs letzte verderbten russischen Hofes, dadurch, daß man ihm jahrelang nach dem Leben getrachtet hatte, um ihm die Thronfolge zu nehmen, die Menschheit verachten und hassen gelernt; er war dadurch, und durch Verhetzungen aller Art, bitter und ungerecht geworden, der Überzeugung, daß er sein Volk, das er in dessen schlechtesten Trieben am Hofe hatte kennen gelernt, nur mit rücksichtslosester Strenge regieren könnte! Er wurde von seiner selbstischen Umgebung auf dieser Anschauung absichtlich weiter ge-

leitet, so daß er, als er schließlich Regent wurde, in einen Zustand tyrannischer Tollheit verfiel, derart, daß schließlich seine Ermordung eine wahrhaft gute Tat genannt werden mußte."

Mit trockenen, zitternden Lippen saß Luise. „Das ist ja entsetzlich," sagte sie nach einer Weile. „Was sind wir? . ."

Hardenbergs Kopf neigte sich vor, als verstünde er nicht. „Wie, Majestät?"

Luisens Hand schrieb eine hilflose Geste in die Luft, „daß, daß," sagte Luise, „daß . . das so ist?! . . Daß wir wie blinde . . hilflose Kinder . . in einer unergründlichen Finsternis leben müssen, daß, daß . . ein . . guter Mensch so werden kann, daß ein . . Mord an ihm zur . . guten Tat . . wird? . ." Mit schaudernden, tiefdunkeln Augen sah Luise den Freund ihrer toten Mutter an. „Dann sind wir ja . . wirklich . . rettungslos verdammt? . . Dann kann man ja niemanden verantwortlich machen, wenn er fehlt? Dann ist ja alles Glück der Völker, die Menschheit, dann muß alles . . vom Zufall, vom Hantieren der unheimlichen Bestialitäten in uns, vom Irrsinn eines fehlgeleiteten Menschen oder von der Schurkerei einiger abhängig bleiben? . . Das ist ja . . entsetzlich? Dann kann man ja nicht . . helfen? . ."

„Erregen Sie sich nicht, Majestät! Das Leben ist eine Tragödie, gewiß, wir ändern das nicht, aber wir haben gerade deswegen, Majestät, die Pflicht, in unserem Betätigungskreise, der wenigstens halbwegs

übersehbar ist, das Mögliche zu tun!" Verzweifelt hing Luisens verstörter Blick an Hardenbergs Mienen. „Dem Wohle jedes Staates und dem Menschheitsteil, den er vertritt, also der Menschheit dient nur die Autorität der Gewalt!" sprach Hardenberg. „Gewiß: diese Gewalt soll möglichst gerecht sein, aber: es ist besser, zu harte Gewalt hält die Ordnung aufrecht, als daß Schwäche sie zerstört, mag diese Schwäche noch so edle und menschliche Sehnsuchtsgründe haben, mag sie aus schönsten Motiven, um gerecht zu sein im Sinne der christlichen Lehre, sich herleiten! Majestät," sprach Hardenberg, „das, was jetzt in Preußen zu tun ist, ist das, daß Seine Majestät der König, aus den eben gekennzeichneten Gründen hervorgehend, die kriegerische Stimmung der Armee erhält, ohne sie zur Offensichtlichkeit kommen zu lassen! Es ist ja gewiß begreiflich, ja es ist völlig begreiflich bei der hohen Sinnesart Seiner Majestät," schmerzlich lächelte Luise, „daß jetzt Seine Majestät, Ihr hoher Herr Gemahl, möglichst rasch und gründlich, wenn dies auch nötig ist!" unterstrich Hardenberg, „sich von dem Odium reinigen will, daß er das hannoversche Land, worauf er keinerlei Anspruch hatte, aus der Hand eines Mannes, wenn auch gezwungenermaßen, in Besitz genommen hat, der auch keinerlei Recht darauf hatte, aber, schelten Sie mich nicht, Majestät, ich hätte nichts gegen die Angliederung Hannovers gehabt, wenn wir die Kraft gehabt hätten, es zu halten! Napoleon meinte, die Gewalt zu haben, daß er es uns schenken konnte,

wir .. dürfen es aber nicht behalten, weil wir nicht die Kraft haben, es zu verteidigen! Wenn ich in meinen Veröffentlichungen von der Moral spreche, die gegen die Einverleibung spricht, so ist das Taktik, wie sie auch England übt, um dadurch seinen festländischen Besitz zurückzubekommen, die Sache steht so: Napoleon ist gegenwärtig zu mächtig geworden, um etwas gegen ihn, allein, durchführen zu können, wir müssen also den richtigen Augenblick abpassen, dann aber," sagte Hardenberg, seine Jünglingsgestalt mit dem Altershaar und den feinen Linien der Erfahrung richtete sich energisch auf, „dann aber müssen wir, ohne rechts oder links zu schauen, gegen Napoleon handeln!"

„Wie soll man denn richtig handeln," stieß Luise vor, „wenn alles unmoralisch ist, wenn doch nichts richtig ist? .."

„Wenn sich ein Zustand, Majestät, so sichtbarlich und eindeutig für den Nachteil eines Landes in die Erscheinung setzt, wie jetzt unsre Knebelung und Erwürgung, dann ist das ‚richtige' Handeln leicht! Es heißt: Gegenwehr, Selbstschutz, Gewalt gegen Gewalt! Wer der Stärkere ist, siegt und hat recht! Es gibt eine Gewalt der Waffen und eine Gewalt der inneren Überzeugungen! Wir müssen sorgen, daß unsere Waffengewalt der inneren Gewalt, dem seelischen Gefühl, daß wir selbständig bleiben wollen, konform wird!" Scheu, mit Abscheu und Grausen, sah Luise Hardenberg an. „Meinen Sie denn," fragte

sie unsicher, „daß der Zar noch einmal zu einem Bündnis mit uns zu haben sein wird?" — „Wie ich den Herrn Zaren kenne, ja! Sein Ehrgeiz wird ihn, hat er den Schock von Austerlitz überwunden, stets dazu geneigt halten! Der Zar liebt, zufolge seiner Unreife, jedes Novum! Ich baue meinen Plan und meine Hoffnungen auf seine Schwärmerei und Eitelkeit. Er wird immer mit uns gehen, wenn er sich Vorteile davon verspricht . ." Die Voß winkte ab, Hardenberg schwieg.

„Mein Mann," sagte Luise, verwirrt und sehr traurig „ist an den so trostlos gewordenen Zuständen unschuldig! Er hätte sich sicherlich früher aufgerafft . . und den Dingen auf den Grund gesehen, hätte ihn sein Geschäftsträger in Paris nicht so falsch informiert!"

„Frau von Lucchesini amüsierte sich zu gut in Paris! Sie wußte, daß ich ihren Gatten bei anderen Berichten sofort abberufen hätte! Ich habe Seine Majestät, Majestät, seit langem gewarnt, Herrn von Lucchesinis Berichten zu vertrauen! . . Hierdurch sieht Eure Majestät, daß das Wohl und Wehe eines Landes, zu allem anderen, auch von den, zum großen Teile unkontrollierbaren Auskünften der auswärtigen Geschäftsträger abhängt! Friedrich der Große," . . Luise wehrte ab. „Was befehlen, Majestät?"

„Man darf sich nicht an die Aussprüche des großen Königs anklammern! Sie galten nur für ihre Zeit und schaffen heute Unglück! . ."

„Der Ausspruch Friedrichs des Großen, Majestät, der die Menschen ränkevoll, dumm, egoistisch, kurz-

sichtig und verantwortungslos nannte, hat ewige Gültigkeit!" Hardenberg neigte sich im Sessel vor. „Seien Sie nicht traurig, Majestät," bat er, „das Leben ist für jeden denkenden Menschen ein Dunkel voller Pein und voll von Widersprüchen! Man muß auf die großen Beispiele der Standhaftigkeit und des Mutes in der Geschichte zurücksehen und Vertrauen auf die Vorsehung haben! Das ist unsere Rettung! Es ist keinem Menschen besser gegangen als uns! Man kann und darf daher, Majestät, keinem Menschen, dem die Vorsehung gewisse Gaben verweigerte, die wir als positiv nötig für ihn ansähen, deswegen Vorwürfe machen, weil sie ihm fehlen! Hierin liegt eben der Wille der Vorsehung! Ein Fürst, der fehlte, hätte wohl für den Augenblick die Situation seines Staates verbessern können, für die Dauer gibt es keine Versicherung und keine Unglücksverhütung! Das Schnurren der Schicksalsuhr ist mächtiger als jede menschliche Berechnung! Dadurch sinkt mancher Vorwurf auf ein geringes zusammen, den man gegen einen . . Fürsten macht, Majestät! Dadurch steigt die Hoffnung, daß auch Kaiser Napoleon nicht in den Himmel wächst! Gewiß: man muß die irdische Unvollkommenheit auf das unbesiegliche Minimum einschränken, daran arbeiten wir ja jetzt! Das zu tun, ist uns gegeben, daran können wir arbeiten, um so leichter, als uns jetzt der erlittene Schade klug machte. Jedes Kind, jeder Mensch, jeder Staat wird nur durch Scha-

den klug!" Dankbar und verzerrt lächelte Luise Hardenberg an. „Mein Mann ist sehr unglücklich," sagte sie, „er hat vor einigen Tagen geäußert, er . ." Luise zögerte, zum ersten Male zögerte Luise aus „Diplomatie": Durfte sie sagen, daß Haugwitz vor der Entlassung stand? „Herr von Lucchesini," sprach Hardenberg leichthin, als merke er nichts, „ist ein Zerstreuer, eine Art geistiger Hofnarr des großen Königs gewesen, als dieser, zufolge seiner scharfen Erkenntnisse in die letzten Dinge, vor seinem Tode ganz einsam geworden war! Dieser Mann stieg nach des großen Königs Tod zu wichtigen Staatsämtern auf, weil man dachte, er müsse besonders viel von des verblichenen Königs Anschauungen persönlich erfahren haben und könne dies nun nutzbringend anwenden! Ein menschlich durchaus begreiflicher, aber leider schwerwiegender Irrtum! . ." Hardenberg stockte, er hob den Kopf, er stand vom Sessel auf, ängstlich blickte Luise Hardenberg an, dann sprang sie, scheu die Voß und die Türe ansehend, ebenfalls in die Höhe, Frau von Voß verschwand. „Schreiben Sie mir Bücher auf!" hauchte Luise, „Geschichten . . großer Menschen! . ." Lautlos trat Friedrich Wilhelm ein.

Tief verneigte sich Hardenberg. Luise ging, unschlüssig mit der feinen Hand, deren Finger starr gespreizt waren, den Rand eines Mahagonisessels, der ihr im Wege stand, überstreichend, in den Hintergrund; Friedrich Wilhelms angespanntes Gesicht zuckte vor Aufregung.

„Ist der Herr Baron ungesehen zu dir gelangt?" Heftig riß Luise den Kopf ihrem Mann zu. „Niemand!" sagte sie überstürzt. „Exzellenz wurde von niemandem gesehen!" Hatten die Worte zu „aufgeregt" geklungen? Luise schluckte; eilig befeuchtete sie sich die Lippen. „Hier ist," Friedrich Wilhelm zog, Hardenberg zugewandt, aus der Brusttasche seines bis zum Halse zugeknöpften Uniformrockes ein Stück gefalteten Papiers, „die Kopie des Handschreibens, mit dem ich gestern, in tiefster Heimlichkeit, die Durchlaucht von Braunschweig nach Petersburg sandte, um meine bisherige und zukünftige Haltung dort aufzuklären und darzustellen!"

„Kennt Herr von Lombard das Handschreiben Eurer Majestät?"

„Selbstverständlich! Hat es doch entworfen!?" Angstvoll hob Luise den Finger zum Mund; sie sah Hardenberg flehend an, dessen Mienen und Haltung plötzlich steif ablehnend geworden waren. Hardenbergs Blick stach gelblich auf; nachdenklich-verschlossen steckte Hardenberg die Kopie zu sich. „Mein Handschreiben," fuhr Friedrich Wilhelm barsch fort, „wird Ihnen die Richtlinien zeigen, die ich jetzt in meiner auswärtigen Politik geführt sehen will! Es wird Ihre Aufgabe sein, in vollster Heimlichkeit, die Fäden mit Petersburg anzuspinnen und dichter zu spinnen! Sie können das, als derzeitiger Privatmann, am unauffälligsten betreiben!" Wird er jetzt wieder nicht Minister? dachte Luise. „Hoffe," sprach Friedrich Wilhelm, „sind der

richtige Mann zu so etwas? .. Natürlich findet der Gedankenaustausch unverbindlich für mich, ohne jedes Wissen meines gegenwärtigen Ministeriums, statt! Ist das Wichtigste, daß Sie den Zaren verhindern, das Friedensdokument, das von seinen Unterhändlern mit Napoleon vereinbart worden sein soll, zu sanktionieren! Halten Sie mir den Zaren zurück, daß er mir nicht die Türkei angreift! Müßte ja sonst, zufolge des famösen Vertrages mit Napoleon, gegen den Zaren marschieren! Kommen Sie jetzt hinunter zu mir, damit wir alles Nötige in den Details in Ruhe, entre nous besprechen!" Friedrich Wilhelm wandte sich zu Luise. „Herr von Hardenberg übernachtet bei mir; er verläßt morgen früh, sobald die Tore geöffnet sind, wieder Berlin."

„Auf Wiedersehen, Herr Baron," sagte Luise. „Gute Nacht, Fritz!"

Mit großen, ängstlichen Augen sah Luise zur Türe, durch die die beiden Männer, mit gesenkten Köpfen, wie zwei Verschwörer verschwanden. Die Unterhändler Alexanders, die in Paris den russischen Frieden vereinbart haben, der nicht unterzeichnet werden soll, werden einfach aufgeopfert? Luisens Finger lag an ihrem Mund. Wie ist das? „Majestät," tröstete die Voß, „wir tun nichts anderes als die andern!"

„Ja, aber .. dann?.." sagte Luise entrüstet, sie stockte. „Nein!" sagte sie. „Nein! Ihr habt nicht recht!"

„Was? .. Wer, Majestät?"

12*

„Nichts! Ich will alles tun," sagte Luise leidenschaftlich, die Hände gefaltet, „alles will ich tun, damit wenigstens möglichst wenig Unglück auf dieser schrecklichen Erde ist!"

„Der Hardenberg, Majestät," beruhigte die Voß, „ist ein koketter Quasselfritz! Es macht ihm stets Freude, alles recht düster zu malen. Er kommt sich dabei wie ein Goldmacher vor! Mir ist der Stein am kleinen Finger lieber! Hören Sie auf den!"

„Gute Nacht."

Betreten tat die Voß ihren Knix.

Luise saß vor ihrem Schreibtisch. Verträumt blickte sie durchs Fenster. Voreilige, leichtsinnige Frühlingswolken trieben am farblosen Himmel. Nachdenklich, mit Trotz biß Luise in die Silberfassung des Federstieles. Luise warf die Lippen auf und drehte den Kopf; wägend sah sie auf das goldumrandete Briefpapier mit dem eingepreßten Monogramm nieder. Sie zuckte die Achseln: Wenn alles schlecht ist? .. Wie soll es denn besser werden, wenn keiner damit anfängt, aufrichtig zu sein? .. Ich schreib' halt .. wie mir's um's Herz ist! Ja, aber? Schreib' ich dem Alexander: „Sie sind jetzt mein einziger Schutz und Halt", so ist das .. doch .. vielleicht .. zu .. warm? Das verletzt den Fritz sicher! Ich hab' aber den Alexander .. gern! Gern? .. Ach Gott, gern, ja und — nein! Ich weiß nicht! Und wenn's auch

ganz wahr wär': Die Wahrheit darf man ja nicht sagen! Wenn ich aber, grübelte Luise, nur um Hilfe, für Preußen bitte . . das verletzt wieder den Alexander; er will ja immer . . ‚persönliche' Briefe?! Wenn ohnehin alles in der Luft hängt, wenn jeder nur an sich denkt!? Ich will auch meine Freude haben! . . Hm? . . Der Hardenberg hat schon recht, ein bissel eitel ist der Alexander, aber so eitel, wie der Hardenberg meint, das ist er nicht! Ohh nein! . . Ich kenn' ihn! Wenn ich ihm aber nicht herzlich schreibe, meditierte Luise, dann glaubt der Alexander wieder, ich schriebe ihm nur, weil ich politisch was . . von ihm . . will? . . Ich hab' ihn aber doch wirklich gern?! Menschlich gern! Anders . . nicht! . . Das ist gar nicht so einfach . . zu trennen! . . Er mag ja . . Fehler haben, gewiß, die hat jeder! aber er hat wenigstens ein Temperament! Die hier?! Das hat er! . . Wie er einen nur ansieht!? Seine Hoffnungen und Pläne springen auch gleich turmhoch verrückt wie bei mir! . . Wie reizend er vom Lesen gesprochen hat!? . . Ordentlich heiß ist's mir dabei geworden! Ach ja! . . Seither lese ich eigentlich erst gern!? . . Luise legte den Kiel weg, sie faltete auf dem Tisch die Hände, sinnend legte Luise die Lippen an die Fingerspitzen. Er hat recht, die Menschen sind gut! Die Voß und der Hardenberg sind viel zu pessimistisch! Die Menschen sind ja bloß zu bedrückt! Sie können bloß ihr Gutsein nicht . . zeigen! . . Das ist's! Hm? Dann darf ich aber doch . . auch nicht tun, was ich

mag? .. Ich stimm' dem Alexander ganz bei: Bildung, Theater, Kunst und Kultur holen das Gute aus dem Menschen heraus! Gewiß! Ganz feuchte Augen hat der Alexanderle gehabt, als er mir davon erzählte, wie er Tag und Nacht über das Glück seiner Russen nachdenkt. Eine Universität nach der andern gründet er.. und Kinderheimstätten!. Luise sah zur Türe. Das muß der Fritz auch tun! Ich werd' ihm das vorschlagen! Ich werd' aber nicht sagen, daß ich's vom Alexanderchen hab' .. sonst ist gleich wieder Feuer im Dach! Er ist eifersüchtig! Eigentlich ist das .. nett von ihm! Ich werd' halt tun, als ob's mir eingefallen wär'! Lebhaft raschelte sich Luise im Sessel zurecht: Ich werd' die Berg fragen, ob der alte Fritz drüber nichts Schriftliches hinterlassen hat; in dem ist ja alles gewesen .. Warum hat eigentlich Berlin keine Universität? In Wien und in Prag, sagt der Alexander, seien schon lang' welche! Und in Jena, ich hab' dort selbst Studenten gesehn. Auch in Leipzig! Das müssen wir nachholen! Luise tat eine Armbewegung, als unterschriebe sie den Stiftungsbrief einer Universität für Berlin. Der Humboldt muß den Fritz treten! Der war doch in Amerika, bei den Indianern und Schwarzen, und .. überall in der Welt! Der hat Maßstäbe, der soll dem Fritz bei einem Empfang, so von ungefähr, ins Gewissen reden! Ich helf' dann nach! Wir müssen eine Universität kriegen! Wir müssen uns bilden! Luise zog den Damenkalender auf das Jahr 1806 vor sich. Ich will's mir notieren, daß

man ihn einladet! Hm . . Die Freimaurer, mit ihren Logen, die sind doch eigentlich schon so etwas, wie eine Art . . Menschentum-Universität? Die Freimaurer mag aber der Fritz nicht! Friedrich der Große war aber doch . . Freimaurer?! . . Macht er ihm doch nicht alles . . nach? Ach, du lieber Gott! Luise seufzte, ihre Stirn lag in Falten. Wenn die Menschen nur nicht so rechthaberisch wären! Es ist doch ganz wurscht, wie die Dinge heißen, wenn sie nur zum Gutsein helfen! Es hat doch jeder nur ei bißche recht! Müsse wir arme Ludersch uns denn alleweil streite . . damit nur ja nirgends 'was vernünftiges rauskommt!? Tiefnachdenklich sah Luise durchs Fenster. 'S wird Frühling! Herrgott's, mit mei'm Vierteljahrsgeld bin i am End! I werd' nimmer g'scheit! Entschlossen ergriff Luise den Kiel, sie stockte neu. „Es geht nicht!" sagte sie. Sie kaute wieder am Silber des Stieles. Sie sah Alexanders „sympathische" Augen vor sich, sie hörte seine weiche, einschmeichelnde Stimme zu sich sprechen . . Wie er mich ansieht! Luise lächelte zu ihrem Briefbeschwerer, von dem ein Amor auf sie zielte. Sie raffte sich zusammen, blickverdunkelt, verlegen rasch sah sie auf die Stutzuhr. Herrgotte doch, scho elfe, jetzt muß i aber schreiben, sonst kommt der Fritz vom Soldatespielen heim! I hab' e bös' Mundwerk! „Los, Luis!" Energisch setzte Luise die Feder an, sie schrieb: „Mein lieber, lieber, teurer Freund," sie stockte und wurde dunkelrot, sie schüttelte den Kopf, das ist zu warm! So geht's

absolutsch nicht! Luise legte die Feder weg. „Mir ist grad immer, als säh' er mich an?" Sie blies ihre Backen auf. Puh! Ich bin ei schreckliche Person! — Brauch i denn .. immer .. und allerweil .. die Männeken? „Luise, Luis! Du bist e lasterhaft Wesen!" Es wurde immer heißer, Luise zupfte an ihrem Brustband herum, sie strich sich den Rock glatt, ohne daß er faltig war. „Oh lala!" sagte sie, als müsse sie ein überfeuriges Pferd zum Stehen bringen. „Mir is ja grad, wie des Herodes Töchterlein? Ich möcht, scheint's, heut' vor ei'm tanzen? Was is denn das? Mir is, bei der nachdenklichen Beinereiberei scheinbar auch ei Strumpfband los worden?" Luise schlug sich den Rocksaum über das Knie, sorgsam schlang sie die violette Schleife des Strumpfbandes enger. „I werd' mager!?" Besorgt, in ernster Betrachtung drehte Luise ihr Bein im grauseidenen, jetzt straffgezogenen Spinnwebstrumpf vor sich und dem Ganzspiegel herum. Das Spiegelbild beruhigte. Entlastet ließ Luise den Rock niedergleiten: „I bin schon no schön! .. Mach' kein' Unsinn, Luisch!" Aufstehend, stopfte Luise den angefangenen Brief in die überfüllte Ledermappe; resolut schob Luise sie in die vollgeräumte Lade ihres Sekretärs. „Ich kann jetzt nix schreiben; i bin zu varruckt!" Vorgebeugt, bewegungslos lauschte sie in die tiefe Stille des Palais hinein: Wie ei Grab!? Vielleicht ist der Fritz scho .. da? Oijeh, da muß i wieder mit ihm spaziere gehn! „Ei was, i geh' jetzt zu die Fratzen!" Mit eiligen, zierlichen Schritten, deren rest-

loses Gelingen sie beim Niedersehen und im Spiegel freute, ging Luise durch die Türen davon. Sie ließ sie alle offen stehen.

„Kinders, soll i euch wieder einmal von zuhaus' erzähle? Wie i die Großmäme geutzt hab'? Wollt's es höre?"

„Ach ja!"

„Wir haben schon geglaubt," sagte der Kronprinz, „wir hätten keine Mama mehr!" Mit burschikosem Schwung, entlastet und voll Freude darüber, umfing Luise die Schulter ihres Ältesten, der sein Schmollen mit wohligem Bubenhumor unterstrich. „Du wirst glei eine fischen!" Lachend umarmten die Kinder der Mutter Kniee; die Kinderfrau verschwand ins Vorzimmer. „Was soll ich euch erzählen?"

„Wie du bei dem kranken Kind warst!"

„Nein, wie du beim Einzug als Braut das Kind küßtest, das dir das Gedicht aufsagte, und wie dich dann die Voto anfauchte!" — „Nein!" Sie stießen sich in stürmischer Uneinigkeit: „Du bist dumm!" — „Das kennen wir doch schon!" — „Aber die Voto hat doch gefaucht!" schrie empfehlend der Kronprinz. „Bitte, Mütterchen, süßes Mütterchen, erzähle das!" Sie boxten sich. „Du denkst immer nur an dich!" — „Nein, sie soll die Voto nachmachen! ‚Eine Königin darf nur Königliche Kinder küssen!'" — „Nein, Mütterchen, tu uns den Gefallen! Erzähl', wie du den armen Läufer gesund gemacht hast!" — „Läufer jibt es ja heutzutage jarnich mehr!" sprach

der Kronprinz. „Erzähl', wie dich der Papa zum ersten Male küßte!" — „Pscht! Wirst du jetzt den Mund halten!? Was geht denn das dich an?" — „Ich bin doch ein Mann!?" — „So siehste aus! Also, ruhig! pscht! Paßt's auf!" Erwartungsvoll schmiegten sie sich an. „Hannchen, die Tochter unseres Läufers," begann Luise, „ihr wißt's doch? daheim, in Darmstadt? . ."

„Ja, ja!"

„. . hatte Scharlach; überall in der Stadt war damals Scharlach! Drum verbot die Großmäme mir und der Tante Ika . ." — „Nicht auch der Tante Therese und Lotte?" — „Ja, denen auch, aus dem Park zu gehen! Damit wir nicht krank würden! Der Scharlach ist nämlich eine sehr böse Krankheit! Wißt Ihr?" Sie nickten voll Ernst und Spannung. „Das hab' ich damals noch nicht gewußt, ich war also sehr dumm und unfolgsam und ging zum kranken Hannchen! Tagtäglich, eine ganze Woche lang, bis mich die Großmäme erwischte und ordentlich ausschalt und mir ein paar . . Klapse gab . ."

„Pfui!" begehrte der Kronprinz auf. „Wieso konnte dir . . eine Herzogin Keile geben?"

„Red' kein' Unsinn, Fritz! Sie war doch mei Großmutter?"

„Wenn mir der Delbrück Keile gäbe, schösse ich ihn nieder! Ja! Ich täte es!" — „Du hast doch nichts Böses gewollt, Mütterchen?" sagte der kleine Willy, bekümmert und erschrocken sah Luise ihren Ältesten an.

„Gott hat dir doch dabei zugesehen, als du beim kranken Kinde warst? Hat denn das die Großmame nicht gewußt, daß sie dich schlug?" — „Schon .. freilich," sagte Luise, mühsam zwang sie sich zum Weiterreden, sie brachte die Augen nicht vom Kronprinzen los, „es ist doch nichts .. Entehrendes, Fritz, wenn man für ein Unrecht gestraft wird? .. Ihr dürft nicht so auf .. Äußerlichkeiten stolz sein .."

„Erzähle weiter, Mütterchen!"

„Wohin käme der Mensch, Fritz, wenn er glaubte, er könnte nie unrecht tun? .."

„Du hast aber doch nichts Böses tun wollen, Mütterchen?" beharrte Willy, mit beiden Händchen drehte er der Mutter Antlitz vom zerknirschten Bruder weg, „da bestand doch keine Gefahr für dich, gelt? Da durfte dich doch der liebe Gott nicht krank werden lassen!? Gott läßt doch nichts geschehen, was unrecht ist!?" Luise strich Charlottchen das Haar aus der Stirn. „So einfach ist das .. nicht! .. Wenn man einen schönen Park hat, so soll man schon auch schön drinnen bleiben! .. Man tut immer andern weh', wenn man draus herausgeht .." Luise schwieg, scheu fragend sahen sich die Kinder an.

„An was denkst du jetzt, Mütterchen? .."

Luisens Kopf fuhr hoch. „Nichts, Kinder, nichts!" Schützend glitten Luisens Hände über die peinigend neugierigen Kinderaugen, „Nichts! Also, wo war ich denn? Ja, vom Hannchen; der Vater des Hannchens war also einer unserer Läufer .." — „Das kennen wir schon

auswendig, Mütterchen!" mahnte Willy. „Willst du uns nicht etwas anderes erzählen?" — „Du hast für den Domestiken bei der alten Herzogin gebeten," sagte der Kronprinz ungeduldig, die Erzählung abschließend, „daß sie ihm erlaube, mit seiner schlechten Lunge nicht mehr neben den Pferden eurer Hofkarosse herlaufen zu müssen! C'est la chose! Erzähle jetzt, wie der Papa noch jung war, wieso er dich als Süddeutsche heiratete!"

„Fritz! Aber . . Papa ist doch noch . . ‚jung'!? . ."

„Ich meine," sagte Friedrich Wilhelms Sohn ungeduldig, „bevor er Falten kriegte!"

„Papa hat sehr viel Sorgen, Kinder!" sprach Luise. „Wahrscheinlich wird er noch mehr Sorgen . . bekommen! Er muß ja immer an eure Zukunft denken! Kinder!" bat Luise in Angst, sie streckte die Hände, die Kinder drängten sich an, „lernt, seid fleißig; man weiß nicht, was die Zukunft bringt! Seid bescheiden, vergeßt nie, es gibt nur Deutsche! Nehmt den preußischen Hochmut nicht an! Fritz, gelt, du gewöhnst dir ab, über Dinge zu reden, von denen du nichts verstehst?"

„Warum ist jetzt mit England Krieg?"

„Erzähl' etwas von England!"

„Wißt ihr was?" Luise erhob sich; mit großen, verwunderten Augen, unsicher sahen die Kinder sie an. „Wir gehen jetzt miteinander zum Papa hinunter und schreiben ihm, alle zusammen, einen Brief?! ."

„Ja, ja!"

„Einen Brief, in dem drin steht, wie gern wir alle Papa haben und wie dankbar wir ihm alle für alles sind, was er für uns tut; und ich leg' ihm noch ein Buch dazu! Kommt!"

„Ja, Mütterchen, ja!"

„Und den Brief," sagte Luise, sie hielt die Kinder bei den Händen und überstrahlte sie mit Augen, die voll aufzwingendster Liebe waren, „den legen wir Väterchen zuoberst auf den Schreibtisch; damit er ihn gleich findet, wenn er nachhause kommt! Und," Luisens Augen glänzten. „Auf's Kuvert schreiben wir: ‚An den hochverehrten, geliebten Herrn Rex, den besten und verantwortungsvollsten Vater aller Väter und Ehegemähler, in tiefster Verehrung und Devotion, gewidmet von der ganzen, dummen, aber sehr liebenswerten, weil fehlerbehafteten Familie, die hiemit feierlich gelobt, sich zu bessern!' Gelt?" Wie Springschnüre, über die das Glück hopsen sollte, schwang Luise die Arme ihrer Kinder. „Das machen wir!" — „Ja!" — „Ich nehme meine neue Feder mit, Mütterchen!" — „Mama," sagte der Kronprinz, sein Stehenbleiben zwang die Mutter zum Halten. „Wenn du Papa lieb hast, warum sagt dann die Lisinka, daß ihr euch zankt? . ." Bestürzt sah Luise ihre Kinder an. „Die Lisinka . ." sagte Luise, sie stand, als wäre alles Leben aus ihr entwichen, „ist eine . . Klatschbase." — „Du hast aber letzthin, wirklich, Väterchen angelogen! Du sagtest, du hättest Migräne, weil du mit ihm nicht zur Spezialrevue fahren wolltest und

dann hast du zwei Stunden Klavier gespielt!" — „Fritz!? Ich werde jetzt ernstlich bös', wenn du weiter so .. taktlos bist!" Der Kronprinz schnippte mit den Fingern, er tat einen triumphierenden Satz in die Höhe. „Das Leben ist ein Sündenpfuhl! Das hat gestern in der Religionsstunde der Pastor gesagt!" wehrte er der Mutter aufzuckende Strafbewegung ab. „Gehen wir zu Väterchen!" bat Willy. „Wißt ihr," krampfhaft faßte Luise Charlottchens Hände, „für das kleine Ferdinandchen machen wir einen Tintenpatzen (Ja, ja!), weil es ja doch noch nicht schreiben kann!" — „Ja, Mütterchen, ja! Und dann bleibst du jetzt den ganzen Tag bei uns?!"

„Das geht nicht."

„Warum nicht?"

„Ich will dann zur Tante Berg!"

„Schicke doch den Massow oder die Moltke hin! Papa will ohnehin nicht, daß du hingehst! Bleibe bei uns, Mama; ich will dich nimmer beleidigen!"

„Kommt, wir müssen unsern Brief schreiben! Wenn Väterchen zurückkehrt, und uns drunten bei sich findet, schimpft er!" Sie verschwanden. Dumpf rollte der Donner schwerer, salutschießender Kanonen über Berlin. Es war der Vortag des Namensfestes der „verbündeten" Kaiserin Frankreichs.

Mit der ganzen Welt zerfallen rührte Friedrich Wilhelm in seiner nachmitägigen Teetasse herum: „Lasse

mich in Frieden mit deinem Blücher!" Friedrich Wilhelm beugte sich auf den Tisch; mit höchstem Interesse, als sei das das Zentrum aller seiner Interessen, studierte Friedrich Wilhelm die Fadenkreuzungen im zarten Tischlinnen. „Blücher hat es sich zur .. Aufgabe .. gemacht, mich ewig .. zu alarmieren! .. Hat keine Kontenance .. Ist ja Unsinn!" stieß Friedrich Wilhelm vor, den Kopf jäh hebend, sein Blick, der Luise für einen Augenblick ängstlich fragend angesehen hatte, stierte in sich. „Warum sollte denn Napoleon seine Truppen verstärken?. Habe ihm doch in allem nachgegeben? .."

„Alle, Fritz, sagen, daß Blücher mit seinen Warnungen recht hat! .."

„Sind ja lauter Narren!" Abschließend steckte Friedrich Wilhelm die Hand in die Hosentasche. „Sollen gefälligst mir das Regieren überlassen! Trage ich die Verantwortung! Ist nämlich in keinem Staate, daß jeder dem König drein diplomatisiert! Bin ich da, um zu denken!" Luise legte die geschälten Apfelstückchen auf den Teller vor ihren Mann. „Was wirst du mit Hardenberg tun? .." Friedrich Wilhelm zuckte die Achseln. „Entlassen!" Heftig fuhren Luisens Ellenbogen nach rückwärts, als wollte sie ihre Hände nicht in der Nähe ihres Mannes haben. „Das kannst du doch nicht!" Luise bezwang sich. „Ich meine," sprach Luise, sie wählte und nahm mit zitternder Hand einen anderen Apfel aus dem silbernen Körbchen; sie begann ihn mit Ernst zu schälen. „Ich weiß nicht,

ob du . . gut daran tust, neuerlich vor Napoleons Forderungen zurückzuweichen?"

„Lucchesini schreibt, daß, wenn ich nicht sofort nachgebe, Napoleon Rußland mein Polen schenkt!" Luisens kummervoll schälende Hand hielt. „Und mein Schlesien . . kriegt Wien! Ich muß nachgeben! Ich verliere sonst alles, und mein Hannover dazu!"

Luise legte das Obstmesserchen weg. „Wenn es so steht," sagte sie, voll in Friedrich Wilhelms geängstigte Augen sehend, „dann hat Blücher doch recht?! Du kannst dir nicht von Napoleon alles vorschreiben lassen, was du tust! Wer weiß denn, wozu er dich noch zwingen will?" Ruckweise und schwer atmete Friedrich Wilhelm. „Wenn Napoleon so dein Bündnis auffaßt, Fritz, dann ist er wirklich dein Feind!?" Beruhigend lächelte Luise. „Alexander wird nie Land von dir nehmen! Wohin denkt denn mein . . Schatz?!" Sie ging um den Tisch herum und schlang den Arm um Friedrich Wilhelms mutlose, störrische Schultern. „Vertrau' doch!" Er zog den Arm zur Seite, daß Luisens Hand herabglitt. „Mit Wonne nimmt Wien mein Schlesien!" Das kommt davon, wenn man es den andern gegenüber nicht besser machte! wollte Luise sagen, aufgebracht sah Friedrich Wilhelm sie an; sie verschluckte den Satz. „Es macht dir ja niemand Vorwürfe, Fritz!" beruhigte sie. „Aber sieh, wenn man einmal einen Fehler begangen hat, und das ist doch der Fall? das wollen wir uns doch zugeben, dann darf man ihn nicht fortsetzen?! Wenn du jetzt Hardenberg

wieder fallen läßt, dann werden dir, wie England, auch Wien .. und Alexander den Krieg erklären! Ja! Dann müssen sie ja glauben, Fritz, du schlägst dich an Napoleons Seite! Vielleicht gar .. hat Napoleon etwas von deinen Verhandlungen mit Alexander erfahren?" — „Das ist es ja!" schrie Friedrich Wilhelm. „Bin überall verraten! Quäle mich nicht so!" bat er außer sich. „Ich kann nicht gegen Napoleon fechten. Ich kann nicht!! .. Willst du, daß ich völlig verrückt werde?"

„Weißt du was? Wir fahren jetzt zusammen aus und reden gemütlich über die Sache .."

„Kann keinem Menschen ins Gesicht sehen!"

„Darf ich dir ein bißchen vorlesen?"

„Nein!"

„Etwas Leichtes, Lustiges, Fritz, wie du's gern hast?"

„Nein!!"

„Denk' dir, unser Fritz hat im heutigen Diktat nur mehr einen einzigen Fehler gemacht!"

„Wird doch morgen mit mir zum Liebesmahl der Garde gehen!"

„Natürlich soll er gehen, wenn du's willst."

„Soo? Gestern hieß es doch anders? Gestern sollte das ‚Kind' nicht so ‚lange' aufbleiben! sei die ‚Luft schlecht'! sei zu ‚jung', um zu solchen ‚Festen' zu gehen! .. Wie soll ich denn da stark sein," klagte Friedrich Wilhelm erbittert, „wie soll ich mir denn dann den Gehorsam meiner renitenten Armee zurückerwerben, wenn

ich ihr nicht wenigstens zeigen kann, indem ich mein Kind hinführe, daß ich sie achte?" Schadenfroh lächelte Friedrich Wilhelm. „Hat, übrigens, deine Potsdamer Kuppelei fehlgeschlagen! Heiratet Heinrich auf keinen Fall Alexanders Schwester!" Friedrich Wilhelm machte eine Wendung, er riß dabei das Tischtuch zur Hälfte vom Tisch. „Laß'," sagte Luise ruhig, wie in tiefer Verwunderung, „ich bring's schon in Ordnung!"

„Ist dir gleichgültig, ob etwas zerbricht oder nicht!? Das kostet — Geld!" Bösartig, und verlegen zugleich, sah Friedrich Wilhelm Luisens still ordnenden Fingern zu, die zitterten. „Ist in deinen Zimmern wieder eine grauenvolle Unordnung! Merke dir endlich: ‚Wer das Kleine nicht ehrt, ist des Großen nicht wert!' Sähe Preußen kurios aus, wäre ich so unökonomisch wie du!"

„Ich weiß schon, Fritz, daß ich ein schlampiges Muster bin." Bleich, begütigend lächelte Luise. „Aber ich besser' mich, von Tag zu Tag, Fritz. Gelt? .. Das merkst du doch?" – „Suche doch endlich, korrekt zu sprechen! ‚Schlampiges Muster'! Was ist denn das wieder für ein Deutsch? Wer so stolz auf sein Deutschsein ist, wie du, der sollte doch wenigstens korrekt deutsch sprechen können?! Nehmen die Kinder auch schon die ärgerliche Mundart von dir an!" .. Friedrich Wilhelm stockte unter Luisens Blick. „Wenn du den schwedischen Geschäftsträger heute wieder gehört hättest," fuhr Friedrich Wilhelm fort. „‚Meine Majestät wartet ab, ob Eure Majestät das Wohl der Zivili-

sation der . . Welt . . fördern wird . . oder nicht'. Phrasen, überall Phrasen, machen mich völlig stumpf und . . Tücke! Tücke!! Bin verloren! Kann nimmer, will nimmer, ist am besten, schieße mir eine Kugel durch den Kopf! . ."

„Fritz!? . . Überleg' doch . . was du sagst! . ."

„Hättest einen Leichtblütigeren, einen Intelligenteren heiraten sollen, keinen Preußen! . . Falle ab von mir! Bin gewöhnt, nie einen Freund zu haben! . ."

„Bub!?"

Sie strich ihm sein hartgekräuseltes Haar aus der schwerfällig gebauten Stirn; die Hand verschwand, Friedrich Wilhelm schielte ihr nach; sie hatte etwas vom Nebentisch genommen, ein Buch? „,Und immer stiller ward's und immer / Verlassner auf dem rauhen Weg,'" las Luise, ihre Wangen röteten sich tief. „,Kaum warf noch einen bleichen Schimmer / Die Hoffnung auf den finstern Weg. / Von all dem rauschenden Geleite, / Wer harrte liebend bei mir aus?/ Wer steht mir tröstend noch zur Seite / Und folgt mir . . . bis zum finstern Haus?'" Luisens Blick glänzte in ihres Mannes überrumpelte Augen. „Denk' an mich! ,Du, die du alle Wunden heilest' . ." las Luise, sie fälschte, „,Der Liebe leise zarte Hand . . Du, die ich frühe sucht' und fand'." Sie warf das Buch weg und hing sich an Friedrich Wilhelms Hals: „Ich, Fritz! Ich bin dein ,Freund'!" Bestürzt legte sich Friedrich Wilhelms Hand auf Luisens sehnsüchtig angeschmiegten, heimatsuchenden Kopf. Er

13*

hob sich wieder, voll Mut sprach Luise ihr Kraftgeschenk in die trüben Augen Friedrich Wilhelms: „Und du, die gern sich mit ihr gattet / Wie sie, der Seele Sturm beschwört / Beschäftigung, die nie ermattet, / die langsam schafft, doch nie zerstört, / Die zu dem Bau der Ewigkeiten / Zwar Sandkorn nur für Sandkorn reicht, / Doch von der großen Schuld der Zeiten / Minuten, Tage, Jahre streicht!' Ist das nicht schön? Paßt das nicht auf uns? Wir sind nicht allein! Es geht jedem so! . Fritz? Glaub' mir!"

„Hm?" sagte Friedrich Wilhelm; nachdenklich senkte er den Kopf. „Hat es ganz gut empfunden .. der das schrieb! Wird an meinen Herrn Vater gedacht haben, mit der ‚Schuld der Zeiten'!" Schatten stiegen in Luisens Antlitz, Luisens Seele zwang sie hinweg. „Laß dir öfter von mir vorlesen!" Flehend, mit starkem Drucke zwingend ergriff sie ihres Mannes ausweichende Hand; Friedrich Wilhelms Arm war steif nach unten gestreckt, widerstandleistend. „Seitdem ich solches lese, bin ich ein ganz anderer Mensch geworden. Hast du's nicht gemerkt? Ich versteh' jetzt, warum Friedrich der Große im Felde Kunst trieb! Sie erleuchtet die Finsternis des Kleinmuts; sie macht stark, Fritz!"

Kummervoll sah Friedrich Wilhelm sie an; schmerzlich zuckte sein Mund. „Werde bald zu ungebildet für dich sein," sagte er, „wirst, wenn du solche Gedichte weiterliest, dich von mir entfernen und mir

.. entgleiten! Brauchst keine Bildung!" stieß Friedrich Wilhelm vor. „Bewahre dir dein Gemüt, ist alles drinnen, was der Mensch braucht! Lasse die Bücher, bitte dich, Luise, die Berg will dich mir entfernen! .." Lächelnd verneinte Luisens Kopf. „Nichts! nichts kann mich von dir entfernen!" sagte sie. „Bloß.. wenn ich vor dir keine Achtung mehr haben könnt'!" Friedrich Wilhelm erschrak. „Das wird nie sein! Niemals, ich bin ja deine Frau; ich bin ja ein Stück von dir! Ich will dir doch bloß helfen!" Besorgt schüttelte Friedrich Wilhelm neuerlich den Kopf. „Das hat man nicht so in der Hand .."

„Doch! Das hat man, Fritz!"

„Die fatale Berg will dich mir entfremden .."

„Nein, mein Schatz! Wohin denkst du denn? Wer mich kennt, der weiß, daß ich ohne Liebe nicht leben kann! Die Berg versteht mich bloß gut! Sei nicht kleinmütig!" Wieder bettete Luise ihre Wange an die seine. „Feixt der Napoleon," sprach Friedrich Wilhelm, „auch immer um die .. Kunst herum! Soll ganz Paris .. ein Kunstmuseum sein! Stiehlt er alles .. Künstlerische, aus der ganzen Welt, zusammen. Ist der Napoleon nicht schlecht, trotz der .. Kunst?"

„Hast du schon in dem Buch gelesen, das ich dir gestern aufs Nachttischchen gelegt hab?" Friedrich Wilhelm nickte. „Habe in meines Herrn Großonkels oeuvres geblättert! . Hat er auch gut meinen Herrn Papa durchschaut! Ist ein Prophet gewesen! Hat er ge-

schrieben: ‚Wenn nach meinem Tode mein Herr Neffe weiter in seiner Art selbstisch wirtschaftet, wird in dreißig Jahren weder von Preußen, noch vom Hause Brandenburg mehr die Rede sein.‘“ Friedrich Wilhelm nickte vor sich hin. „Sind zwanzig Jahre, daß mein Herr Großonkel starb! Kann sehr recht haben; ist vielleicht noch früher! .. Hat mich die Lektüre gar nicht aufgefrischt! Ganz au contraire. Habe erst recht nicht zu schlafen vermocht; macht mich alles, außer der Bibel unglücklich. Lies keine andern Bücher, Luise, verdrehen dir nur den Kopf! Tun die Ideen nicht gut, denke an meinen Vater; haben den die lumpigen Schöngeister mit ihrer Fortschrittsschreierei irr gemacht! Lasse dich nicht auch in Phantastereien verstricken. Ideen lassen sich nicht verwirklichen, machen bloß .. unzufrieden!“ Rasch trat Luise von ihrem Mann weg. Er sah sie voll Angst an. „Es hat geklopft!“ sagte Luise entschuldigend, sie zeigte zur Mitteltüre. „Es ist jemand draußen!“ Ärgerlich drehte Friedrich Wilhelm den Kopf. „Was gibt es denn schon wieder?“ rief er. „Herein!“ — „Eure Königliche Majestät.“ Zeremoniös trat Frau von Voß ein, sie hielt die Hände über der Brust gekreuzt. „Der Herr General, Exzellenz von Rüchel bittet Eure Königliche Majestät sehr dringend, außertourlich und ausnahmsweise, jetzt noch, nach Schluß der Audienzen, empfangen zu werden!“ Erschrocken sah Luise die Voß an. „Ist ihm seine Strafgarnison schon zu langweilig?“ Bewegungslos, unpersönlich stand die Voß.

„Komme!" sagte Friedrich Wilhelm, er schnalzte mit den erregungsstarren Fingern der Rechten; ehrerbietigst hielt die Voß dem abgehenden König die Türe offen. Es fröstelte Luise; sie strich ihr Kleid über der Brust.

„Hat Eure Majestät für mich Zeit?"

„Was will Rüchel?"

„Ist mir gänzlich unbekannt," log die Voß. „Eure Majestät," sprach sie, in feierlicher Entschiedenheit trat sie dicht vor Luise, die sie ängstlich und bekümmert ansah, „ich muß Eure Majestät bitten, dem Fräulein von Tauentzien jetzt endlich bald und gründlich die Leviten zu lesen! Es geht mit ihr nicht weiter!" Luisens abgespanntes Gesicht zeigte trauernde Opposition. „Hofdamen," sprach die Oberhofmeisterin scharf, „wie das Fräulein von Tauentzien, schädigen den Ruf Eurer Majestät!" — „Aber Voto!" sagte Luise matt, „weil die Lisinka manchmal den Versuch macht, mit meinem Mann zu kokettieren? . ." Luise lächelte verlegen in der Voß aufgebrachtes Antlitz. „Das ist doch kein Verbrechen."

„Ihr ‚Mann', Majestät, ist der König!! Mit dem König zu kokettieren, ist ein Verbrechen! Mit dem König zu kokettieren, in so gespannten Zeitläuften wie den unsrigen zu kokettieren, jetzt, da alles, schärfer denn je, zum Throne sieht, ist — Hochverrat! Jawohl! Eure Majestät! Es ist so! Das Fräulein von Tauentzien hat gestern wieder geantwortet, als Eure Majestät den König, und nicht das Fräulein von Tauentzien, fragten! Es ist das die Folge

davon, daß sich Eure Majestät im Kreise der Familie über das primitivste Hofzeremoniell hinwegzusetzen beliebt! Friedrich der Große hat seiner Gattin Hofdamen nie beim — Vornamen genannt! Friedrich der Große ist auch nie — zweispännig und — ohne Hofjäger ausgefahren, wie es zu tun, Euren Majestäten seit neuestem gefällt! Er ist auch nicht Arm in Arm! ohne jede Begleitung, wie es nur Bürgerliche tun, mit seiner hohen Gemahlin in Berlin herumgegangen! Lächeln Sie nicht, Majestät! Sie leben in einer Epoche der republikanischen Umsturzbereitschaft! Verstehen Sie die Zeit! Dem Staatsaufruhr kann nur durch peinlichste Distanzbewahrung entgegengewirkt werden! Es gärt im Lande! Gestern, vor dem Dom, nach dem Abendmahl, da haben gleich drei junge Leute Dero Hofwagen nicht mehr gegrüßt! Eure Majestät hat das nicht gemerkt? So? Es ist sehr zu bedauern, daß Eure Majestät so etwas nicht merkt! Unter den Linden sind heute nacht wieder höhnische Flugblätter gegen den König angeschlagen worden! Sie hängen auch in der Friedrichstraße öffentlich aus, es findet niemand den Mut, sie zu konfiszieren! Wenn ein Monarch schlapp ist, in solchen Sachen schlapp ist, Eure Majestät, dann müssen die Kanaillen im Lande aufbegehren! Ihre Majestät beliebt, neuerlich zu lächeln? Eure Majestät versteht das nicht? Herrscht auf dem Throne keine Ordnung, so hält das Volk auch keine Ordnung! Darum handelt es sich! Es geht drum auch nicht, daß

Seine Majestät, wenn sie Eure Majestät besucht, sich nicht durch mich bei Eurer Majestät vorher anmelden läßt! Die Etikette," verwies Frau von Voß die lethargische Miene, mit der Luise den Sturzbach der Anklagen über sich hinfluten ließ, „ist kein Spiel! Sie ist das Ergebnis jahrhundertelanger bitterer Erfahrungen, sie ist ein nötiges Muß, das Rückgrat, das alleinige Mittel, um den schädigenden Ineinanderfluß der Stände und Klassen, die jedes ihren festen Platz im Staate haben müssen, zu verhindern! Sie spielen vabanque, Majestät! Eure Majestät, halten zu Gnaden, es muß Ihnen aber gesagt werden, sie verführen in letzter Zeit Seine Majestät zur Ausdehnung seiner etikettelosen Unbedachtsamkeiten! Ich warne! Ich weiß, daß die Spaziergänge ohne Begleitung Ihr Werk sind, Majestät . .!"

„Mein Mann muß doch sein Volk . . kennen lernen. Das ist doch sein Unglück, daß er bis heute so separiert lebte? Liebe Voß," bat Luise, nervös raffte sie sich zusammen, „schimpfen Sie mich nicht! Ich halte es heute nicht aus!" Mutlos, auswegsuchend, sah Luise zur Türe. „Ich geh' in den Garten! Wenn mich mein Mann braucht, ich bin bei den Kindern."

„Bitte, Eure Majestät!" Gereizt schritt die Voß zur Türe, mit übertreibender Geste öffnete sie, sie knixte. „Bon amusement!" Luise blieb stehen; traurig sah sie der Voß alten, ablehnend gesenkten Aristokratinnenkopf an, Luise wollte etwas Versöhnliches sagen, etwas, das über der „Etikette" stand, das die Verbindung mit

jedem Menschen, rechts und links, herstellen konnte, sie bewegte die Finger wie im Krampf, sie fühlte, daß sie zu viel sagen müsse, sie ließ es sein, tränennaß, in weite Fernen starrend, schritt sie an der Voß vorbei. Die Voß richtete sich auf; sie schnaubte sich, schloß die Türe und trat im Eckzimmer zum Fenster: „Das nimmt kein gutes Ende!"

Im ummauerten Gartenstück des Palais war die Sonne.

Die Kinder sprangen Luise entgegen: „Endlich, Mütterchen!" Mit trockenen, apathischen Lippen streifte Luise die entgegengehobenen Münder. „Liebe Schadow," sagte Luise zur Kinderfrau, „ich hab' Kassa gemacht: ich kann Ihrem Bruder den Auftrag doch geben! Ich werd's schon möglich machen. Seid nicht so wild!" bat Luise, verloren saß sie unter ihren Kindern nieder, sie zog sich den kleinen Karl auf den Schoß: wenn sich die Schadow nur jetzt nicht bedankt! „Ihr Bruder muß mit den Sitzungen bloß warten .. bis ich wieder besser aussehe!"

„Tausend Dank, grundgütige Majestät!"

„Nicht!" bat Luise, sie ließ Karlchen zur Erde gleiten und erhob sich, damit ihr die Schadow nicht die Hand küsse. „Das Ferdinandchen muß sich ja zu Tode schwitzen!" Mit raschen, sachkundigen Mutterbewegungen packte Luise das dampfende Körperchen ihres Jüngsten im Wägelchen frei: „Strampel los, mein Junge! Was hat er denn? Ferdinandchen sieht nicht gut aus, Schadow?! ."

„Doch, Majestät?! Mir fiel nichts auf?" Bestürzt blinzelnd spähte Luise zum schütteren, raupenzernagten Blätterdach empor; am Fenster oben verschwand die Voß. „Er sieht so .. grün aus? Ist's nur der Reflex von .. oben?" Besorgt animierten Luisens Finger das stille Körperchen. „Guck, guck doch, mein Liebling!? .." — „Mama," sprach der Kronprinz, „die Lisinka hat heute früh zu mir gesagt, ich sei ein dummer Junge!? Darf ein Hoffräulein so etwas zu seinem zukünftigen König sagen?" — „Er hat von ihr einen Kuß haben wollen!" erklärte Wilhelm. „Dann hat sie recht gehabt!" Kopfschüttelnd, besorgt sah Luise ihren Ältesten an, der verlegen und ärgerlich mit der Spitze des Schuhes im Grase herumstocherte. „So was tut man doch nicht!? Fritz? Was fällt dir denn ein? .." Luise wandte sich dem Palais zu. „Spielt euch weiter .."

„Gehst du schon wieder?"

„Ja .. ich .. ich hab' .. Kopfweh!" Voll Unruhe bettelte Luisens Blick die Kinder um Nachsicht an. „Bitte, bleibt im Garten!" Die Schadow führte die Kinder zurück; im schattigen Wandelgang, neben der Palaismauer stelzte mit einem Buch in der Hand der Erzieher des Kronprinzen hin und her. „Immer fleißig, lieber Herr Delbrück?" Delbrück machte sein tiefstes Kompliment: „Ich studiere die punischen Kriege, Eure Majestät, für die morgige Schullektion!"

„Was sind denn das wieder .. für Kriege? .."

„Die punischen Kriege?" Delbrücks überstudiertes

Antlitz ward bleich vor Bestürzung. „Die punischen Kriege, Eure Majestät, sind doch die Kriege, die einhundertundfünfzig Jahre dauerten!? Sie begründeten Roms Weltherrschaft! Der erste . ."

„Später einmal, lieber Delbrück," bat Luise, „ich hab' jetzt wirklich, nicht den Kopf dazu! . . Ich hab' Kopfweh! Auf Wiedersehen!" Noch einmal sah Luise vom Flur in den Garten zurück: Ferdinandchen streckte gedankenvoll die Zehchen zur dunstigen Sonne empor. „Gottlob!" Luise trat in die Kühle des Palais; Luise nahm den Weg an den Zimmern ihres Mannes vorbei. Überall lastete tiefste Stille; unheimliches Schweigen! Der alte Timm lag auf den Knieen, erregt schnaufend suchte er mit einer Degenscheide unter einem der überfüllten Aktenschränke herum.

„Was sucht Er denn da drunten, Timm?"

Mit verweinten Augen, bestürzt aufschnellend sah der Diener die Königin an. „Ich finde die zerrissenen Handschuhe Seiner Majestät nicht, Majestät!" Eilig klopfte sich Timm die staubig gewordenen Kniee seiner Schnallenhose ab. „Seine Majestät hat resolviert, mich . . davonzujagen! Ich habe sie schon dreimal gestopft!" beteuerte Timm. „Ich spare gewiß! Es hat sie mir jemand intrigant weggenommen; um mich um meine Stelle zu bekabalieren!"

„Weiß er, Timm," sagte Luise, „wir zwei sind schon schlampig!" Schnell übersetzte Luise das Wort in die preußische Verständlichkeit: „Unordentlich sind wir! Der König hat's sicher nicht schlimm gemeint, Timm!

Ich werd' schon für Ihn sprechen, wenn's nötig ist!" Starr sah Luise zum Interimsmäntelschrank, an dem nichts zu sehen war: Kein Ton drang aus Friedrich Wilhelms Türen! „Hilft Ihm denn, Timm, das Verzeichnis der Königlichen Garderobe nicht? Was?" starr, aufrichtend lächelte sie den alten Mann an. „Das haben wir zwei fein zusammengestellt? Na," sagte Luise, „der König ist ja sonst mit Ihm zufrieden! Wir kriegen noch einmal ein Monument für unsere Ordnungsliebe!"

„Eure gütige Majestät, verdienten für Ihre Engelhaftigkeit zweie!" schluchzte Timm; Luise schrak zusammen; es war nichts; bloß: Herr von Buch begann in seiner Dienststube ein Lied zu singen. Ein heiteres Lied! Von Liebe, Wein und Lautenschlag. Herr von Buch sang schön und aufgeräumt.

„A Dieu, Timm; und hab' Er keine Angst!"

Luise stieg aufwärts; mit gelangweilter Bösartigkeit surrten die Fliegen im Treppenhaus. Dumpf und stark pochte Luisens Herz. Luise schrak neuerlich, diesmal aufs Heftigste, zusammen: Mit zornfunkelnden Augen, totenbleich stand ihr Mann vor ihr. Friedrich Wilhelms Mund war brutal zusammengepreßt, aufbegehrend stemmte sich das Kinn gegen den hohen Uniformkragen. „Komme endlich herein! Wo steckst du denn? . . Rüchel hat mir eine — Denkschrift überreicht! Die mir vorschreibt, ja! jawohl: vorschreibt! wie, mit wem, und in welcher Richtung, ich . . regieren soll!" Friedrich Wilhelm blies die Luft von sich. „Wer-

den sich aber in mir getäuscht haben! Schicke sie alle in Strafgarnisonen! Den Louis Ferdinand voran! Will er jetzt .. Revolution machen! Ist endlich so weit! Haben auch meine Brüder unterschrieben! Eigene Brüder! Für die ich sorge! Mein Schwager, den ich erhalte! Prinzen, Minister, Hardenberg! Dein sanfter Hardenberg stand auch auf dem Wisch! Und Stein! Natürlich! Jage ihn jetzt zum Teufel, den Hardenberg! Widersprich nicht! Lasse mich von niemandem mehr, von niemandem beeinflussen! Werde jetzt König sein! Luise," befahl Friedrich Wilhelm, „dankst du von heute ab dem Louis Ferdinand für keinen Gruß mehr! Darf er nie mehr hier empfangen werden! Habe nichts mehr mit ihm zu schaffen! Sage mich los von ihm! Werde ihn vernichten! Bin stärker als er! Wiegelt der sittenlose Kujon .. seit ich lebe .. gegen mich auf! Haben ihn immer alle lieber gehabt als mich. Ist jetzt genug! Wird nicht der erste Prinz sein, der in Preußen hinter Schloß und Riegel sitzt! Na! .." Luise griff sich an der Lehne des Fauteuils in den Fauteuil herum, krampfhaft stellte sie den Kopf hoch. „Es ist anders gemeint, Fritz! Rüchel .."

„Rüchel?" sagte Friedrich Wilhelm höhnisch. „So klug bin ich auch! Rüchel? Rüchel hat sich bloß decken wollen!" Verzweifelt widersprach Luisens Blick. „Hat sich den Wisch gefischt, um mir zu zeigen, daß auch andere gegen den Haugwitz sind! Offiziere, Staatsbeamte, Prinzen! .. Ist dir etwas?"

Luisens Blick war glasig, zerschlagen und trüb; sie schüttelte den Kopf.

„Morgen . . ist also dein Geburtstag!" sprach Friedrich Wilhelm, gewaltsam Ruhe posierend. „Wird nach der Predigt Empfang bei dir sein, wie gewöhnlich, Dejeuner und Cour! Habe dir den Humboldt zur Delektierung eingeladen! Mache aber schnell, will noch bei Licht in Potsdam sein; habe Berlin bis da oben! . ." Madame Böck stand im Zimmer: „Entschuldigen die Majestäten," stammelte sie, „ich möchte bloß bitten, Eure Majestät," angstvoll war Luise vom Sessel aufgeschnellt, „darf ich um den Herrn Geheimrat Hufeland schicken? Königliche Hoheit, Prinz Ferdinandchen hat Krämpfe? . ."

Mit einem Schreckenslaut lief Luise davon. Bitter, zermürbt nickte Friedrich Wilhelm vor sich hin:

„War schon zu lange keines der Kinder krank? . ."

Lisinka hielt sich die Ohren zu. „Es ist furchtbar!" weinte sie, „es zerreißt mir das Herz! Die arme, arme Königin! Wie geht es denn jetzt, Frau Oberhofmeisterin?"

Schrill fuhren des Kindes verzweifelte Schreie durch die Türen.

„Die Majestäten sind am Bette des Herrn Prinzchens versammelt."

„Dieser entsetzliche Ton, mit dem die Königin dem Kinde zuspricht? Was meint sie nur damit, Frau Oberhofmeisterin? Sie sagt immer das gleiche?

‚Ferdinandchen, verzeih' mir, ich bin schuld dran, Gott ist gerecht'!? Was heißt das?"

„Ein Hofstaat von Takt hört solches nicht, meine Damen!"

Des Kindes Jammern schwieg; sie erhoben sich. „Vielleicht?.." In der Türe erschien Hufelands Gesicht. „Gräfin Voß, schnell! Ihre Majestät ist ohnmächtig!"

Hart schritt Friedrich Wilhelm durchs Zimmer.

„Richtet ein Krankenlager für meine Frau! Ist das dritte Kind, das ich verliere!"

Den Flor am Arm, spöttisch-zerfallen maß Friedrich Wilhelm die Voß im schwarzen Seidenkleid, die feierlich vor ihm knickste. „Bin ich plötzlich dicker geworden?"

„Es gehört sich, Majestät, daß auch im Intimen, vor Eurer Majestät beide Türflügel geöffnet werden!"

„Quatsch!"

Friedrich Wilhelm trat vor Luisens Bett. „Sehe mit Pläsier, geht dir besser? Was willst du?"

Zitternd versuchte Luise, sich aufzurichten.

„Ich habe mit mir gerungen .. und mich mit meinem Gott .. besprochen! Fritz! Ich bin schuld an Ferdinandchens Tod! Nimm's als Zeichen!" Schwankend suchte Luisens Hand nach der ihres Mannes zu greifen. „Ich bin schuld an Ferdinandchens Tod! Die Denkschrift . ."

„Sprich nicht mehr davon! Habe sie verbrannt!

Wirst du bald aufstehen können?" Friedrich Wilhelm setzte sich auf Luisens Bettrand.

„Stein . ."

Beruhigend streichelte Friedrich Wilhelm Luisens Hand. „Weiß, hat er die Sache eingefädelt, oder . . hat er sich wenigstens dazu bekannt, um den Louis Ferdinand zu decken! . . Ist der Zweck jedenfalls erreicht! Bin jetzt totaliter, in allem . . aus der Bahn." Flehentlich umkrampfte Luise Friedrich Wilhelms Faust. „Ich wollt' das . . Gegenteil! Ich wollt' dir . . helfen!" Friedrich Wilhelm starrte sie an, mit jäher, dunkler Röte überzog sich sein Gesicht, seine Faust entriß sich Luisens anklammernden Fingern. „Ich wollt' dein Bestes!" Als sei es verpestet, trat Friedrich Wilhelm von Luisens Lager weg; halbirr war sein Blick in ihr Antlitz gebohrt. „Du?!" — „Ja . ." — „Steckst du . . dahinter?" — „Ich weiß, Fritz, daß ich fehlte! Ich hab' gegen meine Pflicht . . als Gattin . . gehandelt, aber glaub' mir, Fritz, ich wollt' Gutes! . ."

„Mit ihm — gegen mich?"

„Fritz? . ."

„Ging . . also doch . . so . . weit?"

„Fritz!!"

„Ist . . gut! Haben die Klatschereien recht gehabt? Gut! Bist von Gott . . bestraft! Ich, daß ich . . Du?? . . daß ich . . nun niemanden mehr . . habe . . werde . . warst, trotz allem . . für mich das einzig . . Anständige . . der feste Punkt . . habe es nie glauben wollen . . werde das . . werde das mit mir . . ausmachen!"

„Fritz, um des Himmels willen!? . ."

„Bin, habe nun eben auch . . nur . . eine — Frau — wie die . . andern! . ."

„Fritz!"

Er sah sich nicht um; die Türe sank zu hinter ihm. Luisens Augen wollten schreien; ihr schwindelte. Ohnmächtig fiel Luise in die Polster zurück.

„Sie geht mir zugrunde!" sprach die Voß. „Sie müssen eingreifen, Hufeland! Ich garantiere für nichts, wenn sie von der schwedischen Kriegserklärung hört! Sie läßt sich jetzt alles von ihm gefallen!" Drohend hob die Voß die Faust gegen Friedrich Wilhelms Zimmer. „Der sollte für einen Tag mir . . gehören! . ."

„War wieder ein Auftritt, Frau Oberhofmeisterin, in letzter Zeit?"

„Immer ist jetzt ein ‚Auftritt'! Er ist ja störrisch wie ein irrsinniges Maultier! . ."

„War wieder ein Brustkrampf?"

„Einer? Heute nacht waren zwei! Was sagt sie denn so zu Ihnen? . ."

„Wir sind über das, was zu geschehen hat, in völliger Übereinstimmung . ."

„Die bösartige Giraffe kommt! Schauen Sie sich nur ihre mieselsüchtige Visage an!" zischelte die Voß. „Ich gehe!" Ehrerbietig knixte die Voß, mit den Knieen fast den Boden berührend. Sie verschwand, die

Augen demütig zu Boden gerichtet, unter dem hochmütig drohenden Blick Friedrich Wilhelms, vor dessen eingekniffenem Auge, um „Kontenance" zu geben, ein Einglas stak. „Eure Majestät," sprach Hufeland, „die Frau Königin muß sofort von hier weg!" Das Einglas sank aus Friedrich Wilhelms Augenhöhle. „Die Königin muß ins Bad, Majestät! Anders vermag ich die Verantwortung nicht zu tragen!" Mißmutig und bestürzt sah Friedrich Wilhelm den Leibarzt an. „Fehlt ihr doch nichts .. Organisches!?"

„Ihre Frau Gemahlin, Majestät," sprach Hufeland, „hat eine Seele, die tiefer sieht und empfindet, als die der meisten anderen Menschen! Sie leidet unter der Unzulänglichkeit des Irdischen in einem so außerordentlichen Maße, daß strengste Schonung die Bedingung des Weiterlebens ist! Die Königin hat sich unserem nordischen Klima nicht akklimatisiert. Der Tod des Kindes hätte allein, bei der dauernden Herzschwäche Ihrer Majestät, katastrophal wirken können! Diese Herzschwäche ist jetzt, leider, in Permanenz! Sehen Sie selbst, Majestät!" Opponierend wich Friedrich Wilhelm zurück; zornig, von oben bis unten maß er den Leibarzt, der die Türe in Luisens Krankenzimmer geöffnet hatte. Friedrich Wilhelm gehorchte der neuen „Gewalttat": er trat ein.

Bleich und abgehärmt, doppelt schmal in ihrer Trauerkleidung, wie eine verzagte eingesperrte Amsel wandte sich Luise vom verschlossenen Fenster zurück, durch das sie vergeblich die Sonne gesucht hatte. „Ich kann Eurer

14*

Majestät nur dann die Wiederherstellung der Gesundheit Dero hohen Frau Gemahlin garantieren," fuhr Hufeland fort, „wenn Ihre Majestät jeder Aufregung, völlig und ganz, sofort entzogen wird! Die politische Konstellation, an der Eurer Majestät Frau Gemahlin so verantwortungsvoll rührenden Anteil nimmt, würde das hier, in abzusehender Zeit, unmöglich machen!"

„Grüßen Sie mir Ihre Frau!" sprach Friedrich Wilhelm. „Schicke Botschaft, wenn Sie wieder kommen sollen! Adieu!"

„Ich werde mir gegen Abend ehrerbietigst die Entscheidung abholen, wann die Frau Königin reist!"

Hufeland ging.

Friedrich Wilhelm nahm eine Vase vom Kamin. Er drehte sie in seinen langen Fingern herum und betrachtete sie mit verbissenem Interesse.

„Willst also weg von mir?"

Sorgsam stellte er die Vase auf ihren Platz zurück; mit bedrücktem Unwillen forschte er in Luisens Schmerzenszügen. „Warum willst du . . weg?"

„Wenn wir uns jetzt — für ein paar Wochen vielleicht trennten," sagte Luise müde, „dann könnte ich vielleicht . . wieder die alte werden! . . Jetzt hast du ja . . gar nichts . . von mir! . . Geht meine Entkräftung weiter, so falle ich dir am Ende noch . . zur Last . ."

„So?" Friedrich Wilhelm klemmte wieder sein Einglas ein. „Zerstreut dich denn meine Schwester nicht? Hm? . ."

Traurig sah ihn Luise an.

„Lasse dir, in Gottes Namen, diese fatale . . Berg kommen!" stieß Friedrich Wilhelm zornig vor. „Wenn dir meine Familie nicht genügt!" Luise schüttelte den Kopf. „Ich möchte mich ja bloß dir und den Kindern erhalten!" Friedrich Wilhelm schluckte. „Bon! Gut! Reise! Reise also! Reise, wohin dich dein Herz zieht! Aber: erst nach meinem Geburtstag! Sonst erlaube ich es nicht! Muß jemanden haben, der von mir das Huldigungsgeplärre ablenkt! Lasse ich dich absolut nicht, absolut nicht reisen, wenn du das nicht tust!"

„Natürlich bleibe ich so lange! Gern, Fritz! Ich danke dir, lieber Freund; ich will mich so schnell als möglich erholen!"

„Der Herr Graf von Haugwitz läßt sich zur Stelle melden, Eure Majestät!"

Rasch, wie in jäher Angst, als schämte er sich, nahm Friedrich Wilhelm das Einglas aus dem Auge, er verbarg die Scherbe in der Rocktasche. „Entschuldige mich! . ." Stramm stand der diensthabende Offizier in der Türe. Die Hand in die Seite gestemmt, ging Friedrich Wilhelm, mit unnatürlich gleichgültiger Miene und mit weit ausgreifenden Schritten über den purpurroten Laufteppich davon.

„Ich muß mich . . kräftigen!" flüsterte Luise vor sich hin. „Ich halte das sonst nicht aus, was kommt!

Ich muß ihn wieder . . gern haben können! Ich muß . . weg! . "

Die Burschen und Mädchen des Dorfes Paretz tanzten vor dem königlichen Gutshause ihren Huldigungsreigen. Derb lärmte die primitive Dorfmusik. „Tut gut," sprach Friedrich Wilhelm, „tut sehr gut, daß wenigstens ein Teil des Volkes einem die Sorgen durch Liebe dankt."

„Gewiß, mein Liebling."

Wohlwollend, glücklich winkte Friedrich Wilhelm den plump stampfenden Tänzern zu, die „Vivat" schrieen und ihre Spitzhüte huldigend vor ihm hochwarfen.

„Hätte der Laforest gar nicht hierher gepaßt!" sprach Friedrich Wilhelm. „Paßt in das ekelhafte Berlin!" Schneller drehten sich die Paare, stärker wippten die weißen Rockschöße über die roten Westen, stärker trampelten die Schuhe den Rasen: Frau von Voß hatte das Taschentuch geschwungen: es war Zeit, aufzuhören! „Gehe du jetzt in den Saal!" sagte Friedrich Wilhelm. „Sprich mit Beyme und Haugwitz ein paar liebenswürdige Worte; sie warten darauf, ich verabschiede mich inzwischen vom Schulzen; dann iß und reise dann, in Gottes Namen, zu deinen . . Leuten!"

„Bist du mir böse?"

„Traurig bin ich."

Nachdenklich sah Luise über die saftigen grünen, weithin gestreckten Wiesen, von denen stärkender Duft kam. Luisens Blick streifte den flachen Horizont, der ringsum von dunkeln Kiefernwäldern umzingelt war. Die Lebensbäume im Park rauschten auf. Luise wandte

sich. „Liebe Viereck,“ sagte sie zur diensthabenden Hofdame, „lassen Sie jetzt, bitte, die Honigkuchen und Pfeffernüsse an die Bauernkinder verteilen. Die dem König die Blumen streuten, kriegen das Doppelte! Ich bin heuer zu matt dazu. Sehen Sie aber gut drauf, daß jedes der Kleinen sein gehöriges Quantum kriegt! Und dann divertieren Sie sich!“ Luise trat in den Gartensaal, die Offiziere und die Diplomaten sprangen von ihren Sitzen auf. Freundlich lächelnd wandte sich Luise Haugwitz zu, sie fragte nach seinem Befinden. „Solange ich Seiner Majestät zur Zufriedenheit dienen kann, Eure Majestät, bin ich wohlauf!“ Ernst sahen Luisens Augen den Minister an. „Ich bitte Sie von Herzen, Herr Graf,“ sprach sie, „stehen Sie meinem Manne, während ich abwesend bin, voll zur Seite!“ Haugwitz verneigte sich tief. „Sagen Sie, hat das etwas Schlimmes zu bedeuten, daß Herr Laforest so im letzten Augenblicke absagte?“ — „Nein, Eure Majestät! Ich werde die kleine Dissonanz schon wieder kalmieren — wenn mir Seine Majestät ausgedehntere Vollmachten gibt! Es war eine sehr, eine sehr unqualifizierbare Handlung, was Herr Blücher tat!“ — „Kaiser Napoleon hat aber doch Gebiete besetzt, die ihm mein Mann nicht abtrat? . .“ — „Es war ein Versehen, Majestät! Ein Versehen, das der Kaiser selbst auf das Lebhafteste bedauern wird, erfährt er davon! Jedenfalls darf ein General nicht, gegen Verbündete, seine Truppen unter die Waffen treten lassen, ohne mich zu fragen; das steht fest,

Majestät!" — „Sie haben recht, Herr Graf," sagte Luise. „Ich verlasse mich ganz auf Sie, Herr Graf!" Sie reichte Haugwitz die Hand zum Kuß und wandte sich an Beyme. „Herr von Beyme," sprach Luise, „ich möchte Sie um etwas bitten!" — „Befehlen Eure Majestät!" — „Würden Sie mir einen Gefallen tun wollen, Herr Kabinettsrat?"

„Aber, Majestät!? Nichts macht mich doch glücklicher!"

„Wollen Sie an den Hofrat Schiller nach Weimar schreiben lassen, ob er, eventuell, in abzusehender Zeit, ich bin mit Herrn Delbrück natürlich sehr zufrieden und behalte ihn selbstverständlich auch, bereit wäre, die Erziehung, oder wenigstens den Unterricht in Geschichte, meines ältesten Sohnes zu übernehmen?" — „Der Hofrat von Schiller, Eure Majestät, ist vor vierzehn Tagen gestorben!" — „O Gott!.." Ratlos, verstört sah Luise durch den Saal; der Jubel der Dorfkinder und der gestammelte Dank der Bauerneltern erschollen vor den Fenstern. „Wie ist das . . wieder . . furchtbar? . ." Peinigend stach Beymes Blick. „Herr von Beyme," bat Luise ängstlich, „nicht wahr, Sie sagen aber niemandem, was ich da zu Ihnen . . so . . daher redete; ich bin ja mit Herrn Delbrück sehr zufrieden, es war nur ein Gedanke! . ." — „Selbstverständlich, Eure Majestät, selbstverständlich! Es hat alles sein Für und Wider." — „Ach ja. Auf Wiedersehen, Herr von Beyme und schönen Dank!" — „Bitte, Majestät! Ich wünsche Eurer Majestät

untertänigst volle Genesung." — „Ich brauch' sie." Der Kabinettsrat trat zur Seite. „Hat sie etwas gesagt, ob er den Hardenberg entläßt?" Beyme schielte zu Luise, die jetzt mit Köckritz und einigen anderen Offizieren gleichgültige Worte wechselte. „Wir sind ja jetzt dann allein!" Friedrich Wilhelm trat in den Saal, Luise verabschiedete sich; alles stand in tiefer Verneigung, als das Königspaar den Saal verließ. „Nimm dich nur recht um unsere süßen Schätze an," bat Luise, „sie sind ja das wertvollste, was wir haben!"

„Werde schon mit den Kindern spielen!" sagte Friedrich Wilhelm. Heftig drückte er Luisens Hand, sie gab den Druck in gleicher Art zurück, ihre Augen waren naß und ihr Mund zuckte.

Der neue Generaladjutant ließ sich von Friedrich Wilhelm nicht einschüchtern: „Wenn Sie beim veralteten Zwangs- und Werbesystem bleiben, Majestät," widersprach Kleist, „so wird das preußische Volk im Falle des Krieges sagen," Friedrich Wilhelm machte eine ungehaltene Bewegung. „Faseln Sie doch nicht ewig von einem — ‚Krieg'! Es kommt keiner!" — „‚Was geht uns dieser Krieg an?' wird Ihr Volk sagen!" Ärgerlich ließ Friedrich Wilhelm das Papiermesser auf die Schreibtischplatte fallen. „Den Sermon kenne ich jetzt schon zu Genüge! Den bläst Ihnen Scharnhorst täglich ein?" Friedrich Wilhelm neigte sich vor: „Hat mein Herr Großonkel euer sogenann-

tes . . ‚Volksheer' gehabt?" — „Heute, Majestät, hätte der Volkskönig ein Volksheer! Die allgemeine Wehrpflicht Frankreichs zeigt Ihnen doch, Majestät, welche Unbesieglichkeit einem einheitlichen Volksheere inne wohnt? Ihre Armee hat noch mehr als zwei Drittel Geworbene aus aller Herren Ländern! Wie soll sie da einen National-Elan haben?" — „Erstens," sagte Friedrich Wilhelm, „will ich keinen ‚National-Elan', ich will Frieden! Und zweitens: Vermehre doch ohnehin," sagte Friedrich Wilhelm ungeduldig und beleidigt, „vermehre ununterbrochen die Zahl der Inländer!" Friedrich Wilhelm tippte sich auf die Stirn; er sagte zurechtweisend: „In solchen Dingen muß man . . vernünftig und piano vorgehen! Kann doch nicht mit dem Kopf durch die Wand? Gäbe kuriose Unruhe von höchster Fatalität im Lande, handelte ich, wie Sie wollen!" Mit aller Macht, als trüge das zähe Papiermesser Schuld, bog Friedrich Wilhelm das geschnitzte Lärchenholz, das eine Siegesgöttin darstellte. „Meine Herren Generale kämen in Aufruhr, änderte ich, was mein Herr Großonkel zum Segen des Landes schuf!" Friedrich Wilhelm verschränkte die Arme auf der Brust, voll Hoffnung, daß das „überlegen" aussähe. „Hat übrigens der große König seine Siege mit Ausländern, wie Schwerin, Fouqué, Keith, mit Abenteurern jeder Kulör in seiner Mannschaft erfochten! Häh?" — „Friedrich der Große, Majestät, war ein Eroberer! Er konnte auf jeden Ehrgeizigen der Erde zählen, ihm warb sein glanzvoller Name, der über

den Nationen stand, überall Helfer! Sie aber, Majestät, haben bloß („Bloß" ist gut! dachte Friedrich Wilhelm voll Zorn) das durch den großen König Geschaffene zu verteidigen! Zur Verteidigung hilft Ihnen nur der, der vom Lande, das er verteidigt, etwas hat: das ist der Inländer, der Nationalbewußte, nicht der Leibeigene!"

„So? Hm? . ." Bös und zwiespältig sah Friedrich Wilhelm den Generaladjutanten an. „Sind heute wieder furchtbar helle?" Friedrich Wilhelm unterlag im Augenduell: „Und, außerdem, ja? . . Was sollte ich denn mit den Ausländern tun? Soll ich sie vielleicht entlassen; damit sie anderswo Dienste, gegen mich, nehmen?" — „Wenn es doch ohnehin keinen Krieg gibt, Majestät?" — „Kann doch die Armee nicht vergrößern! Habe kein Geld!" rief Friedrich Wilhelm verzweifelt. „Darf es auch nicht .. tun!" Es litt ihn nimmer beim Sitzen. „Weiß alles!" sprach Friedrich Wilhelm, in schwerer, jäh ausbrechender Erregung hin und her schreitend. „Weiß: Die Festungen sind veraltet, miserabel sind sie!" Er stand. „Haben Sie den Baumeister erfunden, der mir ohne Geld baut?" Verbissen nickte Friedrich Wilhelm vor sich hin. „Hat mein Herr Vater viel zu sinnlos aus dem Vollen gewirtschaftet! Habe noch sechzig Millionen Schulden von ihm zu bezahlen!" Unwirsch riß Friedrich Wilhelm an der Lehne des Sessels, der voll Akten lag. „Habe kein Geld!" Er ließ die Sessellehne fahren. „Wird übrigens jetzt darinnen besser werden! Stein greift fest

hinter meine unmoralischen Herren Beamten!" — „Ihre Festungskommandanten," sagte Kleist, „sind gebrechliche Invaliden!" Zornig funkelte Friedrich Wilhelm Kleist an. „Kann doch mein Offizierkorps nicht neu gebären lassen?! Kann ich dafür, daß mir der große König so viel invalide Offiziere hinterließ? Er hat mir zuviel Offiziere hinterlassen! Muß die alten Offiziere aktiv verwenden," sagte Friedrich Wilhelm, dunkle Röte im Antlitz. „Habe kein Geld für Pensionen!" Friedrich Wilhelm streckte die Hände. „Sind mir ja überall die Hände gebunden! Verbietet mir übrigens auch die Pietät und Dankbarkeit, die Herren glatt abzusägen, die Preußen groß machen halfen!"

Gequält schritt Friedrich Wilhelm zum Fenster. „Der Herr von Köckritz," sagte er vorwurfsvoll betonend, „der hat eingesehen, daß man nicht zaubern kann!" Scheu, anklagend stierte Friedrich Wilhelm über Potsdams geruhsame Dächer hinweg, empor zum einsam-stolzen Bau von Sanssouci. „Wieso . . komme ich dazu, alles ausfressen zu sollen, was die vor mir . . gemacht haben?"

„Die Armee Friedrichs des Großen, Majestät, ist erst in Ihrer Hand eine leerlaufende Parademaschine geworden." Friedrich Wilhelm fuhr herum. „Trauersalut, Paraden und Liebesmahle erziehen und erhalten keine Armee," sprach Kleist, „Ihr Offizierskorps ist eine Versorgungsanstalt, für die, die zu anderer Arbeit zu faul oder unfähig sind! Warum kann kein Bürgerlicher in Preußen Offizier werden? War nicht der fähigste jeder Adelsfamilie bürger-

lich? Wurde er nicht deswegen geadelt?" Immer weiter wich Friedrich Wilhelm vor Kleist zurück, mit entsetzten Augen. „Das französische Königtum brach zusammen, Majestät, weil es keine bürgerlichen Offiziere hatte! Die französischen Verhältnisse sind vorbildlich," sprach Kleist, „die Völker sind einander so nahe gekommen, daß sich in allen Staaten wiederholen muß, was in einem Großstaate geschieht."

Friedrich Wilhelm griff sich an die schweißnasse Stirn; er stand vorgeneigt, wie von Sinnen.

„Herr von Köckritzens Fehler, die Infantriegewehre veralten zu lassen, muß auch sehr bald gut gemacht werden! Warum haben Sie gestern auf dem Tempelhoferfeld den General von Zastrow nicht glatt zum Teufel gejagt, als er dem Herrn von Scharnhorst so sinnlos frech widersprach? Gewiß: Freiheit! Freiheit kann sich aber nur entfalten, Majestät, wenn Ordnung herrscht! Sie fassen die Freiheit falsch auf!" Anklagend, verzweifelt stieß Friedrich Wilhelms gestreckter Zeigefinger zur Türe. „Waren ja vorhin selbst dabei, im Oberkriegskollegium! Sind ja wieder alle meine Reformvorschläge durchgefallen! Machen Sie etwas mit diesem alten Braunschweig, mit Kalckreuth und diesem Zastrow! Massenbach hat fast der Schlag gerührt! Allerdings!" korrigierte sich Friedrich Wilhelm, „haben der Braunschweig und Möllendorf Kriegserfahrung!.." Haltlos und unentschlossen sah Friedrich Wilhelm den Adjutanten an, der ihn beschwörend fixierte. „Gerecht sein!" warnte Friedrich Wilhelm. „Ist schon auch

etwas daran, was die Herren sagen! Yorcks Reglement öffnete tatsächlich den Massendesertationen Türe und Tor! Könnte tatsächlich der Offizier die Mannschaft nicht mehr überwachen, wenn sie nicht mehr in festen Rotten föchte! . ." — „Ein Volksheer, Majestät, das sich aus eigenem Willen schlägt, desertiert nicht!" Friedrich Wilhelm kam zum Schreibtisch zurück. „Vor allem," sagte er, „es gibt keinen . . Krieg!" Abschließend streckte er die Hand: „Haben Sie sonst noch etwas?"

„Hier, Majestät," sprach Kleist heiser. „Das Offizierkorps des Dragoner-Regiments Ansbach-Bayreuth bittet, daß Ihre Majestät, die Frau Königin," Friedrich Wilhelms gegen die Tischplatte gerichtetes Gesicht zuckte, „daß sie die erste Parade des Regiments nach Höchstdero Genesung persönlich abnähme! Ich empfehle dringend die Gewährung dieser patriotischen Bitte eines Regimentes, das durchaus . . Ehre im Leibe hat!"

„Ersuchen Sie . . in meinem Namen . . den Herrn Generalfeldmarschall von Möllendorf, . . daß er übermorgen . . beim Bankett zu Ehren des Geburtstages . . Kaiser Napoleons . . das Hoch auf die Gesundheit meines . . Verbündeten . . ausbringe! . ."

„Ich empfehle mich — Majestät!"

Friedrich Wilhelm starrte vor sich hin.

Friedrich der Große hat vor den Ansbach-Bayreuthern nach Hohenfriedberg den Hut gezogen? „Genehmigt," schrieb Friedrich Wilhelm unter das Gesuch des Offizierkorps. Seufzend, mit ablenkender Pedanterie legte

Friedrich Wilhelm den Federkiel zu den Crayons habt acht. „Hoffentlich freut es sie!?" Friedrich Wilhelm lauschte in die potsdamer Stille. Wie ein Dieb hakte er sich den Schwarzen Adlerorden von der Brust. Er öffnete ihn: Luisens fröhlichstes darmstädter Mädchengesicht lächelte ihn daraus an. Friedrich Wilhelm hob das Bild zum Mund und küßte es mit Inbrunst. Schuldbewußt, sich scheu im Zimmer umsehend, schloß Friedrich Wilhelm den Orden, er steckte ihn wieder über das Herz. Tiefatmend erhob sich der König. Seufzend fuhr er sich über die Augen. Nachdem er noch das Papiermesser streng parallel zur Mappe gelegt hatte, ging er langsam zu seinen Kindern.

„England?" sagte Stein im abendlichen Kreise der Frau von Berg, „England wird nur dann mit Napoleon Frieden schließen, wenn es von ihm Hannover zurückerhält!"

„Die Unterhandlungen stehen aber doch schon knapp vor dem Abschluß!?"

„Desto schlimmer für uns!"

„Wieso? Hat Napoleon mit England Frieden, so wird er doch auch mit uns Frieden halten, die wir mit ihm im Bündnis sind!? Sie sehen allgemach zu schwarz, lieber Freund!" Stein neigte sich vor. „Ist der Friede mit England tatsächlich, wie man sagt, nahe," sprach Stein, „so hat Napoleon diesem die Zurückgabe Hannovers zugesagt!" Stein spreizte die

Daumen aufeinander. „Nicht einmal wenn wir in Hannovers Abtretung einwilligen und das dafür gegebene preußische Gebiet Napoleon ließen, gibt es eine Rettung! Nun wird die schurkische Eselei um den König erfahren, was Napoleon will! Er braucht ein total, militärisch und wirtschaftlich zertrümmertes Preußen! Wir sind verloren!" . . — „Der König geht jetzt wieder viel ins Ballett!" sagte grimmig lächelnd Louis Ferdinands Adjutant. „Das Wichtigste ist," sprach Frau von Berg mit Nachdruck, „daß es der Königin besser geht! Sie ist in ihrer Hingabe und Aufopferung rührend! . ." Frau von Berg stockte Stein hatte sich erhoben und schritt zum Fenster. Still und fahl ging der Sommertag zu Ende. „Sie ist eine Frau, wie ich keine zweite kenne!"

„Daß sie so gar nicht eifersüchtig ist?" sagte Nostitz, er schüttelte verwundert den Kopf. „Ich verstehe nicht, daß sie bei diesem Manne bleibt!? . ."

„Um das zu verstehen, sind Sie noch zu jung!" Frau von Berg erhob sich ebenfalls. „Wir wollen jetzt unsere Bowle trinken! . . Herr vom Stein? . ."

Stein hatte das Fenster geöffnet; er neigte sich weit hinaus. Der Sturm eines fernen Gewitters fuhr über die Bäume des Tiergartens und ins stille Zimmer. Stein sagte kurz auf die Straße hinunter: „Ich komme!"

Stein schloß den Fensterriegel; vor dem Hause hielt der Wagen des russischen Botschafters; die Bäume des Tiergartens rauschten auf, sie ächzten und stöhnten

widerwillig schwankend, schwerfällig. „Es geht los!" sprach Stein, „Napoleon hat uns Hannover weggenommen, die süd- und westdeutschen Staaten haben sich zusammengeschlossen, zu einem Schutz- und Trutzbündnis mit Napoleon, gegen uns! Das deutsche Reich ist tot! Preußen folgt nach!" Mit harten Tritten ging Stein zur Türe.

„Deutschland ist nicht tot!" rief Frau von Berg zitternd in die verstört stehende Gesellschaft. „Nun werdet ihr die Luise kennen lernen! .."

Von Nachtschmetterlingen umsurrt, schritten Luisens Vater und Prinz Georg in der nächtlich schwülen Lindenallee zu Pyrmont auf und ab. „Soweit ich die Sache bis jetzt übersehen kann," sprach der Herzog, „muß Luisens Gatte absoluteste Ruhe halten! .. Lasse mich aussprechen!" bat der Greis. „Jeglicher Widerstand wäre Wahnsinn! Luisens Mann ist überlegt, gottlob, er wird, hoffe ich, daraus, daß er Napoleons Bundesgenosse früher als die anderen Fürsten war, Nutzen zu ziehen wissen!"

„Du glaubst, er läßt sich Hannover nehmen? .."

Sorgenvoll sah Luisens Vater die finstere Allee entlang. Fackeln brannten an ihrem lichten Ende, hell und heiter, unbekümmert musizierte vor dem Kurhaus die Kurkapelle. „Rede der Luise zu!" bat der alte Herzog. „Es nützt nichts, gegen den Strom zu schwimmen! Sie würde des Königs schwere Ent-

schließungen durch ihre Gegenwart in Berlin nur hemmen! Georg," bat der Greis, „die Luise hat die Kur noch so nötig! Sprich ihr zu, daß sie hier bleibt!?"

„Vater?" Mißtrauisch, drohend stand Georg: „Wir treten dem schmachvollen ‚Rheinbund' nicht bei?! .."

„Ich werde tun, mein Sohn, was mir die Notwendigkeit vorschreibt."

„Sie . . ? . ."

„Beherrsche dich! Rechts und links, in den Wiesen promenieren Kurgäste! Aus allen Teilen Deutschlands! Sie horchen auf jedes Wort von uns! Sie hören dich!" Bittend nahm Luisens Vater seinen Sohn beim Arm. „Bedenke doch," sagte der Herzog, „wir leben in einer Umwälzungszeit! Es werden neue Verhältnisse! Gott weiß, was er tut! Ich verstehe dich ja, Georg, ich wäre in meiner Jugend gerade so wie du gewesen, aber . ." Müde griff sich der Greis an die Perücke auf dem schmalen Kopf, „hättest du schon so viel mitgemacht, wie ich, du sprächest wie ich! Das Leben verlangt, daß man seine Schickungen demütig trägt." — „Die Luisch denkt, Gott sei Dank, anders! Es ist eine Gemeinheit! . . ."

„Georg! . ."

„Dort kommt die Luisch!"

„Sei vernünftig! Ich bitte dich darum! . ."

Luisens helle Gestalt war vom Schein schwankender Windlichter beschienen. Wie erregte Gespenster wirrten hinter Luise die Damen und Herren der fürstlichen Kurgesellschaft. In schwerer Besorgnis, zärtlich trat

der alte Herzog seiner Tochter entgegen; er wich zurück: wie aus dem Himmelsraum geschossen sauste eine Fledermaus zwischen ihm und Luisens blassem Gesichte vorbei. „Kaiser Franz hat tatsächlich," sagte Luise mit fliegendem Atem, ihre Hand fuhr schützend dorthin, wo die Fledermaus geschwirrt war, „auf die deutsche Kaiserkrone verzichtet! Eben ist die Nachricht gekommen!" Luisens Antlitz war atemlos, voll heftigster Erregung, ihre Lippen zitterten. „Wenn sich der Kaiser fügt, mein Kind?!? . ." sprach entlastet der Herzog. „Dann muß sich das deutsche Volk noch lange nicht fügen!" Sie zuckten zusammen. „Deutschland besteht nicht um seiner Fürsten willen!" rief Luise voll Heftigkeit. „Es ist da, um des deutschen Menschentums willen!" Ein leerer Fleck entstand um Luise, sie starrten sie an. „Die Fürsten?" sagte Luise. „Die haben immer nur an sich gedacht! Ihre Dekrete können nur das auflösen, was sie schufen, die deutsche Seele haben sie nicht geschaffen! Die bleibt bestehen! Hier!" In zitternder Erregung nestelten Luisens Finger am Gürtel. „Hier! Hier schreibt mir mein Mann, daß der Zar die Friedensverhandlungen mit Napoleon . . abgebrochen hat die Zeit der Reinigung ist da!" Glühend wandte sich Luise zu Alexanders Schwester, zustimmend nickte die weimarer Erbprinzessin. „Dein Bruder ist lieb," sprach Luise, „er ist süperb; Alexander hat stets mehr Gefühl für Deutschlands Ehre gezeigt, als seine Fürsten! . ." — „Luise!" mahnte der Mecklenburger betroffen. „Fasse dich!" Verstimmt sah

15*

Friedrich Wilhelms Vetter, der Kurfürst von Hessen-Kassel zu Boden. „Wir müssen jetzt bloß einig sein," rief Luise. „,Ein einig Volk von Brüdern, in keiner Not uns trennen und Gefahr!' Sie kämpfen den Kreuzzug gegen die Gewalt doch mit?" Ernst wog der alte Braunschweig den würdigen Kopf: „Für mich bin ich, Majestät," sprach er, „naturellement, als preußischer Generalissimus, entschlossen! Wegen meines Landes .. muß ich noch mit Seiner Majestät Rücksprache pflegen." — „Rücksprache pflegen?" — „Die Durchlaucht hat völlig recht!" begütigte Luisens Vater, in bettelnder Beruhigungssucht, in Todesangst, um die Folgen ihres Auftretens, ergriff der alte Herzog seiner Tochter Arm, er suchte ihn zu streicheln. „Komm', Luise! Man erledigt Dinge der hohen Politik nicht im Aufbrausen eines, wenn auch noch so .. schönen Gefühls! Ich bitte dich, Luise, stelle die Überlegung über deine Leidenschaft! Besieh dir die Dinge, die ja gewiß gewaltig und verstörend im ersten Augenblick sind! Sprich nicht jetzt Dinge, die du vielleicht morgen schon bitter bereust!" Luisens Arm entwand sich den zittrigen Fingern ihres Vaters. „Ich werde nie bereuen, das zu tun und zu sprechen, was die Anständigkeit gebietet! Jetzt kann von Millionen Herzen die Last der Lüge und der Verstellung genommen werden! Es war Zeit!" Tiefatmend hob und senkte Luise die Faust. „Schlagen, schlagen, schlagen!" rief Luise, „bis die Tyrannei am Boden liegt! Wir leben, um besser zu werden, nicht, um zu .. verderben!"

„Bravo!“ schrie Georg. „Bravo! Gott segne dich, Luis!“

„Habt Ihr denn kein Gefühl dafür,“ sagte Luise, fast weinend über die feindselige Gleichgültigkeit der andern, „daß das kein Leben war, was wir bis heute führten? Daß wir in Lüge und Charakterlosigkeit vegetierten, in Feigheit und Schlaffheit!?“ — „Luise!!“ — „Das war kein Leben! Vater,“ rief Luise, „erkennen doch wenigstens Sie, was Gott von uns will!“ — „Kind! . .“ — „Es gibt keine Kompromisse in diesen Dingen! Ein deutsches Heer muß jetzt aufstehen, wie keines noch war! . .“ — „Luise?“ — „Eurer Majestät hohe Verwandtschaft zu Darmstadt,“ sprach der Hessen-Kassel zu Luise, „hat als Erste in Paris den Antrag zur Gründung des Rheinbundes gestellt! Ihre Familie soll dafür Hessen-Homburg und die Großherzogswürde erhalten! Ihr Gatte wird . . nachfolgen?“ — „Solange ich lebe . . nicht! . .“ — „Denke an deine Kinder! Ich bitte dich!“ — „Ich würde meine Kinder erwürgen, handelten sie schlecht!“ Luise neigte sich vor. „Fühlt ihr denn nicht,“ rief sie flehend, „wie tief ihr gesunken seid? . . Habt doch nicht Angst!“ bat sie. „Denkt nicht nach, was wird! Es wird alles recht, wenn man nur recht handelt!“ — „Majestät! . .“ — „Gott läßt die Gerechten nicht straucheln! . .“

„Soll dein Mann Blut vergießen, Kind?“

„Blut?“ sagte Luise erschrocken, die anderen erschraken auch: „Nichts Großes, nichts, das Wert

hat," rief Luise, „geschah ohne Blut! Ich habe meine Kinder blutend geboren!" Entsetzt stand der Kreis. „Christus starb am Kreuz! Voß!" Luise wandte sich. „Wir reisen!" Dreimal ehrerbietiger als sonst, stolz und hochmütig trat die Oberhofmeisterin in die Starrheit der schockierten Fürstlichkeiten in Seide, Schnallenschuhe, Puder und Parfüm. „Gestattet Eure Majestät mir huldvollst die submisseste Bemerkung," sprach Frau von Voß, „daß Dero Souper sofort eingenommen werden muß, wenn Dero Majestät Relaispferde überall pünktlich bereit stehen sollen!" — „Beschlafe die Chose, Luise! Du bist außer dir!" — „Richtig! Völlig richtig!" sagte der Onkel Georg aus Darmstadt, „jetzt muß Krach gemacht werden! Schau, daß dein Mann losgeht!" Befriedigt rieb sich der alte Prinz die Hände. „Jawoll, Ollerich," sagte er schmunzelnd zur hoheitsvoll auf ihn niedersehenden Voß. „Krachs halten die Welt zusammen; ich hab' Anno 92 die Franzosen fest bei den Ohren gehabt, sie, aaah! . ." Schreiend griff er mit gebreiteten Armen in die Luft, und sah geduckt, daß die knallende Rakete helleuchtend aus der Ruine des Schellenbergs gefahren war und im finsteren Nachthimmel, blau und violett, zerplatzte. „Zzzschsch-ttt!" machte Luisens Onkel, um die „penible Etikettelosigkeit" seiner Nerven zu übertünchen; er fing sich des Neffen Arm als Stütze: „Dein Vater und die Darmstädter sind Schlappschwänze!" — „Warum macht ihr nicht . . mit?" — „Im Vorjahr haben wir's ja wollen! Ich wär' persönlich . . ja auch jetzt da-

für .. gewesen!" — „Preußen wird euch alle erretten!" — „Sie ist völlig unvernünftig?" flüsterte der Hessen-Kassel dem Oldenburger zu. „Sie ist ja wie .. rasend? .." — „Was bedeuten die schauderös krachenden Raketen?" fragte der Oldenburg. „Eine Ehrung der hier anwesenden preußischen Landeskinder für die Königin, Durchlaucht!" erklärte Frau von Voß. Der Oldenburg und der Hessen-Kassel sahen sich an, die schüttelten die bezopften Köpfe. „Das ist wieder so echt preußisch!" flüsterte der Großherzog von Baden. „Ich rate Ihnen, folgen Sie meinem Beispiel, treten Sie bei!" — „Meinen Sie, daß ich auch den Großherzogtitel erreichen kann?" — „Sie müssen sich bloß mit dem Minister Talleyrand gut stellen! Wir haben auch das Recht, etwas von der Aufteilung der Reichsstädte und der Reichsritterschaften für uns zu beanspruchen."

„Kommen Sie! Kommen Sie! Wie erreiche ich Taleyrand?"

„Schone dich, mein Kind," bat Luisens Vater. „Du bist iberreizt, du hast ja ganz .. unweiblich gesprochen!? Was hast du denn? Ich kenne dich ja gar nicht mehr!? Ich habe doch nur euch!?" Fest drückt Luise ihres Vaters Hand, um Schweigen bittend; wortlos schritten sie durch die Gasse der scheu Zurückweichenden, durch den Duft der Lindenallee; wortlos traten sie in die Helligkeit des Kurplatzes, den die Tische geruhsam tafelnder Menschen überfüllten. Italienische Opernmusik spielte die Kurkapelle. Vor dem Kurhause

trennten sie sich. „Ich komme gleich wieder zu dir, mein Kind."

„Ich freue mich darauf!" sagte Luise, bei so strahlenden Augen, mit so herzwarmen Ton, daß der alte Herzog noch schneller von ihr schied, als er gewollt hatte.

Im sicheren Versteck seines Schlafzimmers schluchzte Luisens Vater auf: „Was sind das für Zeiten? . ." Georg kaute die Lippe: „Nicht einmal gefragt hat dich die Luisch, ob sie auf unsere Hilfe rechnen kann! So sicher fühlt sie sich! Ich schäm' mich!"

„Mein armes, armes Kind," schluchzte Luisens Vater.

„Die Luise muß mörderisch studiert haben! . ."

„Da capo!" verlangte unten das Publikum. „Da capo!"

„Mein Kind, mein armes, armes Kind! . ."

In höchster Spannung blickte Luise durch das Fenster der bestaubten Reisekutsche. Schütter, in eilig zusammengelaufenen Spalieren standen die Berliner und grüßten; die einen tiefernst, die anderen in rosigster Stimmung. Sie stießen sich gegenseitig an: „Die Königin sieht wieder jut aus?" — „Sie wird es jetzt jebrauchen können!" — „Magdeburg war sicherlich schon in voller Kriegsvorbereitung!" sagte Luise, sie drehte sich zur Voß, ohne den forschend suchenden Blick von der Chaussee zu lassen, „wenn's uns auch der Komman-

deur nicht zugeben wollte; er hatte wahrscheinlich vom König die Weisung, es noch einstweilen vor jedermann zu verheimlichen! Schauen Sie nur, schauen Sie, Voß!" Aufgeregt stieß Luisens Hand auf der Voß Handgelenk, „dort, dort in der Seitenallee, fahren Kanonen! Wir gehen los! Oh! Ich wußte es ja!" Glücklich und tränennaß lächelnd, entspannt sah Luise durch die Glasfront des Wagens. „Der König entscheidet sich nicht leicht, aber . . wenn gehandelt sein muß, so handelt er! Er liebt Deutschland!" Tiefausatmend ließ Luise den Kopf auf die seidene Polsterung des Wagens zurücksinken; nun fühlte sie die Müdigkeit und die Angst der überhetzten Reise in allen Gliedern. Reglos, gravitätisch aufgerichtet, hielten die uniformierten Rücken des Kutschers und des Leibjägers auf dem Kutschbock; flüsternd sprachen die gepuderten Köpfe, ohne sich zueinander zu bewegen: „Wenn wir nur nich Schmiere kriegen?" – „Ich vergönnte es den großmauligen Herren!" — „Mir täte bloß unsere Herrschaft leid." — „Die sind aber auch die einzigen, die einem leid tun können!" — „Gewiß, es kommt schwere Zeit," sprach Luise zur Voß, „dann aber wird alles gut sein!" Luise fuhr in die Höhe, sie wollte aus dem Wagen. „Majestät?! . ." — „Mein Mann!..." Abwehrend, sperrend lag der Voß knochige Hand auf dem Wagenschlag: „Seine Majestät schrieb, Majestät," erinnerte die Voß, „daß Sie sich jede ‚Theaterszene', vor den Leuten auf der Straße verbäte!? . ." Luise nickte; sie bezwang sich und sank,

die Hände umeinander gewunden, auf den Sitz zurück; glänzend, erwartungsvoll und liebenwollend sahen Luisens Augen Friedrich Wilhelm entgegen, der, nur von einem Bereiter gefolgt, in gelassenem Trab, in der Reitallee, unter den hohen Bäumen einhergeritten kam. Der Wagen hielt; fesselnd umspannte Luisens Linke Luisens rechtes Handgelenk; langsam stieg Friedrich Wilhelm von seinem unruhigen, schrägstehenden Pferd. Er trat an Luisens Wagen heran und klomm, sich beugend, in die Karosse, die die Voß würdevoll, mit zeremoniösem Knix, auf der anderen Seite verließ, um in Massows Kutsche zu steigen, die fast in Luisens Reisewagen hineingefahren war. Des Königs Bereiter galoppierte mit Friedrich Wilhelms ledigem Pferde zurück, durch die Menschen, die jetzt in dichten Scharen herbeigelaufen kamen. „Weiter!" befahl Friedrich Wilhelm, er schloß die Wagentüre; kühl setzte er sich, jede warme Äußerung abwehrend, neben Luise, an der kein Glied ruhig war. „Fatal" drängten die „Leute" heran. Ungeduldig schlug Friedrich Wilhelms Knöchel an die Glaswand: „Tempo!" Die überfütterten Marstallpferde, die keinen Zügelriß gewöhnt waren, gerieten aus der Gangart; sie verfielen in einen verstört stoßenden Galopp, der nur schwer und langsam zur würdigen Ruhe zurückfand. Gedeckt durch den langen Schoß seines Uniformrockes und Luisens Schal, ergriff Friedrich Wilhelm die überbereite Hand seiner Frau. „Da bist du ja wieder!" sagte Friedrich Wilhelm mit vor Innigkeit zitternder Stimme. „Ich habe oft von dir

geträumt . ." Unfrei lächelte Luise; der Wille ihres Mannes und das Publikum, das sich zu dunkeln Haufen längs der Chaussee verdichtet hatte, kreuzigten sie. „Du hast schwere Zeit hinter dir, mein Freund?" fragte Luise, scheu sah sie ihn für einen Augenblick an, „doch es wird herrlich gelingen!"

„Die Kinder sind wohl," antwortete Friedrich Wilhelm, „sie freuen sich auf dich! . ."

Das Charlottenburger Schloß wurde sichtbar.

„Du mobilisierst doch . . mein Freund? . ."

„Setze," sagte Friedrich Wilhelm ungehalten, mit demonstrativem Nachdruck betonte er jedes Wort, „einige Regimenter . . auf Kriegsstärke!"

„Überall, unterwegs, Fritz, haben sie erzählt, daß der Napoleon seine Offiziere von den Urlauben zurückruft! Ich bring' dir des Sachsen Wort, daß er an deiner Seite steht!"

„Habe ihn, soviel ich weiß, noch nicht drum ersuchen lassen!"

Luisens Hand entglitt ihrem Mann; der Wagen bog zum Parktore ein. Zappelnd, mit ihren Erziehern und Kammerfrauen standen Luisens Kindern vor den Bosketten, die kleinen Hände winkten. „Mama!" schrien die Stimmchen. „Mamachen! Mütterchen!? . ."

Luisens Brauen zogen sich zusammen, langsam winkte sie ihren Kindern zu . .

„Herr Laforest ist noch immer . . hartnäckig . . erkrankt . . Er ist für niemanden zu sprechen, Maje-

stät!" Haugwitzens Blick kroch in die dämmerungsdüsterste Ecke des Zimmers. „Da Kaiser Napoleon," sprach Haugwitz tonlos, „auch bereits in Wien Angebote gemacht haben soll, scheint die Sache doch vielleicht .. ernst zu werden." — „Das sind Mutmaßungen. Hat Herr von Lombard meinen Brief an Kaiser Napoleon vorbereitet?" — „Er wird ihn noch heute Eurer Majestät zur Unterschrift vorlegen! Aber, Majestät," stammelte Haugwitz, „ich bitte inständig, Herrn von Lombards Meinung, daß sich Kaiser Napoleon durch unsere Teilmobilisierung einschüchtern lassen wird, sich nicht zu eigen zu machen! Die französischen Armeen können in zehn Tagemärschen hier sein! . . Ich glaube zwar, nach wie vor, noch immer, daß Kaiser Napoleon Eurer Majestät wohl gesinnt ist, aber, immerhin . ."

Friedrich Wilhelm trat ans Fenster.

Haugwitz griff nach seiner Vortragsmappe, er machte sein Kompliment und schritt, die Mappe unterm Arm, zur Türe. Friedrich Wilhelm starrte auf den Vorplatz des Schlosses nieder; nachdenklich, auf den Teppichen lautlos schreitend, trat Luise an ihren Mann heran: mit rötlich goldenem Schein färbte die untergehende Sonne ihr Gesicht. Luisens Augen waren groß aufgetan, voll der sinkenden Sonne. Luise legte ihrem Manne die Hand auf die Schulter: Mahnung und Haltsuchen war die stille Bewegung. „Bist du mit Alexander einig?" Ein innerer Stoß ließ Friedrich Wilhelm erzittern. „Hast du die Verhandlungen mit Wien eingeleitet?"

„Ich schreibe noch einmal zuvor an .. Napoleon." Luisens Hand glitt ab, starkwillig hob Luise sie wieder auf ihres Mannes Schulter. „Habe kein Recht," sagte Friedrich Wilhelm, „ohne daß von Napoleon eine, unsere Beziehungen .. tatsächlich .. abbrechende Erklärung da ist, mit Alexander und Wien .. gegen ihn .. abzuschließen; bräche mir voreilig .. dadurch .. alle Brücken zur .. Umkehr ab! ..." — „Wird es aber nicht zu spät, Fritz?" Ist schon zu spät, dachte Friedrich Wilhelm. „Will von jetzt ab immer ganz offen handeln," sagte er, „ohne jeden Hinterhalt!" Dankbar, segnend drückte Luise ihre Lippen auf seine Stirn; er drehte den Kopf weg und starrte verzweifelt in das blutrote Sterben der Sonne hinaus. Luise lehnte ihren Kopf an seine Schulter, tiefnachdenklich begleitete ihr Blick sein Starren, als läge im Sonnenuntergang die Lösung.

Kriegerische Janitscharenmusik überbrauste Friedrichs des Großen Heldenplatz. Die berliner Garnison zog nach Thüringen. Inmitten der erzenen Bildsäulen der Generale des großen Fritz, in einem sechspferdig bespannten Galawagen, saß Luise. Im blauen Rock, mit den blaß-roten Aufschlägen der Ansbach-Bayreuther, auf den gescheitelten Locken den Dreispitz der Offiziere. Jedes Fleckchen des weiten Platzes um sie war von den Massen der neugierigen Zuschauer bedeckt, die den Heldenplatz zum Bersten

füllend, sich in allen Zufahrtstraßen drängten und bis hoch hinauf alle Fenster, Balkone und die Dächer wimmelnd bedeckten. Reglos saß Luise, totenbleich, hochaufgerichtet. Mit fieberisch glänzenden Augen. Unablässig, im dröhnenden Schritt und Tritt, wie auf dem potsdamer Exerzierfeld, defilierte Friedrichs des Großen Helden-Infanterie. Friedrichs ruhmreiche, zerfetzte Paniere flatterten über den blitzenden, peinlich parallel liegenden Bajonettreihen, über den derb-blauen Schultern der bis aufs letzte taktmäßig Marschierenden, aus deren Massiv kein Zuruf laut wurde. „Im Vorjahre gingen sie lieber!" — „Es ist ja wieder nur Demonstration!" — „Versteht sich!" — „Wer weiß?! . ." Trotzig waren die sonnverbrannten Gesichter der schnauzbärtigen Grenadiere; die Dreispitze nickten, die Zöpfe schlugen im Rhythmus des Tempos, dessen Schrittfall die taktierenden Spontons der Unteroffiziere angaben. Rummplummplumm pumperten die Trommeln, Tüttlütütt schrillten die Pfeifen; gleichmäßig grüßend hoben und senkten sich aus den vorüberschwankenden blauen Wellen die blitzenden Degen der Offiziere. Der Voß tiefe Stimme sagte in der gestauten Wagenmasse hinter Luise: „Jetzt werden unsere Jungs das gehässige Scheusal ermorden!" Noch steifer aufgerichtet saß Luise. „Tja, tja, verehrte Frau Voß," quoll sorgenvoll bedächtig Köckritzens fette Stimme aus dem Massenlärm, „die französische Erschießung des Buchhändlers in Nürnberg . . gefällt mir nicht; die ist sonderbar." — „,Sonderbar' heißen Sie den Mord an

einem deutschen Mann? Bestialisch ist er! Da! Da! Seine Majestät! Hoch, hoch, hurra," schrie die Voß und schwenkte die Arme. „Es lebe Seine Majestät!" Noch mehr erbleichten Luisens Wangen; stürmischer scholl der Jubel über den weiten Platz, ungestüm, mit aller Kraft, von allen Seiten hub das Hände- und Tücherschwenken aus den schwarzen Massen neu an. Friedrich Wilhelm kam, ohne irgend welche Bewegung in seinem tiefernsten Gesichte zu zeigen, an der Spitze seiner Generalität geritten. Die gleißenden, gold und silbern glänzenden Kürasse, die ziselierten Spangen, blitzenden Litzen, Orden, Zaumzeuge, Sporen und Waffen, der farbenfunkelnde Reichtum der hohen Generalität schob Friedrich Wilhelms hagere schmucklose Gestalt noch mehr in die schroffe Einsamkeit seiner Erscheinung. Wie schäumende Gischt umwogten ihn die weißen Hahnenfedern der Hüte seiner Generale. „Heh? Hm? Habe ich nicht recht?" konstatierte Köckritz befriedigt. „Unser König ist nicht mit dem Herzen dabei!" — „Er muß! Er muß!" Das Publikum zeigte mit den Fingern, jubelnd streckten die Damen die Fächer hoch, auf die Friedrich Wilhelms Bild, inmitten eines Lorbeerkranzes, gestickt war. „Hoch, hoch!!" — „Dort ist der Braunschweig!" — „Der wird den Napoleon ordentlich lang legen!" — „Der Hohenlohe! Hurra für den Hohenlohe! Er hat auf sein Fürstentum verzichtet, um nicht napoleonisch zu werden! Das ist ein Mann! Hurra für den Hohenlohe! Es lebe die Durchlaucht!" — „Er

kommandiert die Offensivarmee!" — „Prinz Wilhelm!" — „Rüchel!" — „Wo?" — „Da!" — „Prinz Heinrich!" — „Der jüngere Bruder der Königin?" — „Wo?" — „Dort! Der kleine Major! Sehen Sie ihn nicht? Wie eine Zuckerpuppe!" — „Unser Kronprinz!" Stürmisches Vivat brach aus der Menschenmasse: „Wie elegant ihm der Uniformrock sitzt! Ochott, ochott, wie fein!?" Dicht drängte das Publikum an die feierlich reitende Generalität heran. „Der Kronprinz," sagte die Voß hinter Luise, „hat noch gestern vor seinem Gaul Todesangst gehabt! Er ist uns dreimal heruntergesaust! Wenn die verrückten Weiber mit ihren Sonnenschirmen nur nicht den alten Schimmel scheu machen?" — „Vivat, vivat unser Herr Kronprinz!" — „Zieht unser Herr Kronprinz auch ins Feld?" — „Sie haben wohl den Vogel?" — „Maskerade also? Alles Maskerade?" — „Die Königin steht!" Luise hatte sich erhoben. Zum ersten Male voll, maßlos erregt, fühlte sie, mit unerwarteter, sie überstürzender Kraft, ihr Eingewachsensein, ihre Liebe zu Preußen. Luisens Blick flehte Friedrichs Heldenarmee um Hilfe an: In breiter Galafront führte Graf Kalckreuth die Ansbach-Bayreuther vorbei; auf den Helmen glänzten die Inschriften des Ruhmestages: „Hohenfriedberg 4. Juni 1745", auf den Achselklappen leuchtete Luisens Namenszug; Luise senkte den Blick, ihr zierlicher Wagen setzte sich in Bewegung. Vor der kugeldurchlöcherten Standarte, die dereinst Friedrich der Große im Kugelregen zum Sieg geschwungen hatte,

rollte federnd Luisens Wagen, an der Spitze des unbesiegten Reiterregimentes, um die Ecke des Heldenplatzes, dem Brandenburger Tore, dem Siegesportale des großen Königs zu. „Wie schön sie ist!“ — „Sie ist blaß!“ — „Sie wird wieder ein Kind erwarten!“ — „Pariere, der Ansbach-Bayreuther Hut wird der dernier cri de la mode!“ — „Ach ja! Männchen, ich lasse mir auch einen machen!“ — „Willst du nicht gleich, jetzt, von der Stelle weg, zum ‚salon de Paris‘ rennen?“ — „Sei nicht so ruppig! Sie ist süß!“ — „Eure Majestät,“ meldete zu Pferd der Generaladjutant von Kleist, den Degen vor Luise senkend, „Seine Majestät läßt Eure Majestät durch mich darauf aufmerksam machen, daß die Abreise der Allerhöchsten Herrschaften von Charlottenburg aus, punkt drei Uhr, stattfindet!“ Luise nickte. Ihre gepreßten Worte starben im Klappern und Trappeln der streitbereiten Pferdehufe hinter ihr, im Rauschen der Volksmassen, die ungestüm, wie dämmezerreißende Flutwellen in der Straße nachdrängten. „Die Gendarmen!“ — „Unsere Gendarmen! Wo?“ Sensationsgierig, hysterisch winkten die Berlinerinnen der schönen Männlichkeit des heimischen Elitekorps zu! Die Fächer und Schnupftücher wedelten und wehten wie toll; die Ehemänner murrten: „Das Garde du Corps!“ Friderizianische Veteranen, stelzfüßige und einarmige Greise nickten Segensgrüße. Die alten Augen der Invaliden weinten. „Das Seydlitz-Regiment!“ Die Greise rissen sich zusammen in der staubigen Luft: sorgsam, wie ein Heiligtum, bugsierte eine Ehrenkom-

pagnie des Regiments „Moritz von Anhalt-Dessau" die Fahne von Bernburg durch die Menge. Die Steigbügel umfassend, lief das Volk neben den Gardes du Corps. „Jetzt heißt's andres Blut vergießen, ihr Herren, als Jungfernblut!" — „Wollen Sie 'ne Backpflaume?" Zwei Zivilisten droschen aufeinander ein: „Schämen Sie sich!" — „Der alte Möllendorf ist an Blut jewöhnt! Haha! .. Er hat Hämorrhoiden!!" — „Ruhe!" — „Man wird wohl noch sachen dürfen, was man von den großmäuligen Herren denkt?" — „Ruhe! Ich überjebe Sie der Polizei!" — „So siehste aus!" Die Streitenden, die die Arme schützend über ihre Dreispitze hielten, wurden weggeprügelt. „Diese Pöbelkanaillen sind schauderös!" — „Meinen Sie denn, es kommt diesmal zum Krieg?" — „Ich meine, schöne Frau!" — „Wie entsetzlich!" Sie winkte: „Au revoir! Au revoir! Kommt gesund zurück, liebe Püppchen! Lebt wohl, liebe Kerls!" — „Au revoir, madame! Grüßen Sie Ihren Herrn Gemahl hinter dem Ofen!" — „Von mir auch!" — „Von mir auch!" — „Mille baisers, mes dames!" Dröhnendes Lachen scholl aus den Reihen der Reiterei, die Menge jubelte zurück: „Es kommt ja jarnich zum Krieg!" — „Hoffentlich kommt es dazu!" — „Unser König liebt den Frieden!" — „Die Armee nicht!" — „Napoleon kriecht schon zu Kreuz! Wetten wir? Er soll schon über den Rhein geflohen sein!" — „Wir hauen ihn, wir hauen ihn, wir machen Frikassee aus ihm!" sang eine Schwadron; das Volk

ubelte und winkte: „Macht Frikassee aus ihm!" — „Der Louis Ferdinand!" — „Nimmt er seine Weiber mit? Wo ist das Großmaul?" — „Er ist schön wie Apoll!" — „Wo? .. Wo ist er denn?" — „Dort! Beim Zieten-Standbild!" Hochragend, im Sattel geschaukelt sah Louis Ferdinand, daß der Wagen Luisens inmitten des Heerwurms um die Ecke verschwand. „Wie, mein Prinz?" — „Ehe ich den König nicht im Feuer sehe, glaube ich nicht, daß er nicht umkehrt! Ein Hohenzoller .. der mit der Frau ins Feld zieht!!" — „Die Königin hat selbst den Wunsch ausgesprochen, mitzuziehen, Prinz!" Louis Ferdinand gab seinem Pferd die Sporen, daß es wild mit ihm tanzte. „Er verdient dieses Heldenweib nicht!" — „Wie, mein Prinz?" — „Erschieß' mein Pferd, Nostitz, wenn ich gefallen bin!" Geschütze und Munitionskarren rumpelten um die Ecke. „Die Zieten-Husaren!" — „Da ist der olle Blücher!" — „Ist er heute auch besoffen?" Schwerfällig und endlos kam der Troß. Enten schnatterten, Gänse schrieen von den hochbepackten Wagen: „Kalckreuths Feldequipage! Die Herrschaften werden sich ooch im Felde nischt abgehen lassen!" — „Seine Majestät hat den Befehl jejeben, daß kein Bürger durch den Krieg jestört werden darf — ich weiß es von meinem neveu! Der Krieg jeht nur die Soldaten an! hat er jesagt! Die Armee muß durchaus im freien Felde kampieren!" — „Hoch die Humanität Seiner Majestät!" — „Freuen Sie Ihnen vielleicht, daß der Soldat hungern und frieren muß?" —

16*

„Sind doch bloß Bauern! Die Herren Offiziere werden ja jut versorgt!" Ein Pfiff schrillte. Erhitzt vom kriegerischen Schauspiel begann sich die Menge zu zerstreuen. Flugblätter mit dem Bilde Friedrich Wilhelms, mit Luisens Bild wurden verkauft; die Gedenkmünzen mit Luisens Profil und der Prägung: „Die Göttin Preußens!" fanden blitzschnellen Absatz. „Rußland schickt uns eine Million Kosaken zu Hilfe!" — „Napoleon weinte, als er das hörte! Es lebe der Zar!" Verächtlich reckte sich ein hornhautiger Daumen aus der Menge hoch: „Nich so viel jebe ick auf den tückischen Moskowiter! Der is man bloß .. eifersüchtig auf'n Napoljum!" — „Die Sachsen helfen uns ja auch!" — „Die Achherrjehs werden den Kohl fett machen! Wir brauchen se nich; wir werden alleene mi'm Napoljum fertig! Wir schaffen's jejen die janze Welt!" — „Hurra! Was sachte ich immer? Lottchen, sachte ich das nich immer?" Beglückt wandte sich der Sprechende an die Umstehenden. „Ich sachte immer: Der Napoljum hat bisher nur Jlück jehabt!" — „Richtig!" — „Die Österreicher hat er jeschlachen .. und die Russen! Was is denn dat? Die können ja beede nischt! Die hat der olle Fritz ooch immer jedroschen!" — „Versteht sich! Hoch Preußen!" — „Wir haben Dutzende von Strategen wie der Bonaparte einer ist!" — „Jawoll! Hurra!" — „Sahen Sie schon die Festnummer des ‚Neuen Telegraph'? Nein?" Zwei Damenhüte raspelten los: „Professor Lange hat ihn nämlich gegründet, um unsere Siege darin zu be-

schreiben!" — „So? Ach? So? Das wird aber interessant; da muß ich gleich subskribieren!" — „Das erste Hêft der Siegeszeitung ist erschienen!" schrie ein Zeitungsverkäufer. „Es ist dem ‚größten Weibe des Jahrtausends' gewidmet! Eenen Groschen! Unserer Königin jehört das Blatt!" — „Jeben Sie her! Jeben Sie doch her, Sie Mensch!"

„Es ist eine große Zeit, in der wir leben."

„Jawoll!"

Im Kasino zu Naumburg zürnte die Voß: „Schauen Sie sich nur den krummbeinigen Lombard an! Er kriecht schon wieder mit seiner ganzen heimtückischen Friseurdemut um den König herum!" — „Ja, Frau von Voß; aber die Herren Offiziere sagen, daß die russische Hilfe noch gar nicht sicher sei?" — „Das ist nicht wahr! Meine Königin hat des Zaren Wort! Sie weint sich die Augen aus! Sie lügen alle wie gedruckt!" Wild und verzweifelt warf die Voß ihre Blicke durch den überfüllten Speisesaal. „Der König will nicht; das ist es! Damit," spottete die Voß, pathetisch hob sie die Hände, sie ahmte Friedrich Wilhelms klanglose Stimme nach. „‚Damit die furchtbare Verantwortung des Krieges nicht auf mich fällt!'" Die Voß drosch sich auf die spitzen Kniee. „Es ist zum Heulen! Der Stein, diese große Schnauze, hat sich jetzt auch auf eine ‚Dienstreise' gedrückt! Die arme, arme Königin! Sie hat allein Ehre im Leib!" Stärker klangen

das fröhliche Stimmengeschwirre und das Gläserklirren. „Unsere Marschälle werden solange bankettieren, bis sie der Napoleon beim Frack hat! Der Massenbach weiß noch nicht einmal, wo die Franzosen stehn!"

„Sie sollen, Frau Oberhofmeisterin, längs der Frankfurter Chaussee postiert sein, heißt es."

„‚Heißt' es! Ist das eine Aufklärung: ‚Heißt es!? Rüchel sagt, sie kämen in dicken Scharen von Bayreuth!" — „Zastrow schwört darauf, Frau Oberhofmeister, daß Napoleon in Hessen haltgemacht hat! Auch Ihr Herr Großneffe . ." — „Der Schafskopf weiß gar nichts!" Der Voß Augen funkelten Lächelnd kam Köckritz mit einem Körbchen goldgelber Birnen heran; gastfreundlich, wie ein Gutsherr, der Gäste bei sich sieht, bot er von seinen Früchten an: „Wollt ihr nicht endlich euren ‚Krieg' anfangen? Wenn ihr noch lange wartet, schlaft ihr ein!" — „Ich würde diese Birnen und weniger Blutgier empfehlen! verehrte Frau Oberhofmeisterin! Ins Heerlager gehört, merken Sie sich das, verehrte Frau Gräfin, Kontenance!" Die Voß klopfte vor Wut auf den Tisch; nachsichtig lächelte Köckritz. „Sollten wir," sagte er, „jetzt, à tout prix, zu kriegen beginnen, teure Freundin, wo Herr Laforest schrieb, daß Kaiser Napoleon im Begriffe gewesen sei, unsertwegen, die englischen Verhandlungen abzubrechen? Um uns Hannover zu erhalten? Lassen Sie sich doch nicht von unseren unerfahrenen Gewaltpolitikern verhetzen! Napoleon ließ sagen," sprach Köckritz mit herablassendem Nachdruck,

er wandte sich aufklärend an den besorgten Kreis, „er wolle, in voller Freundschaft, mit dem König weiter verhandeln; weil er dadurch Menschenblut sparen könne! Frau Gräfin: ‚Blut ist dicker als Wasser!' hat der Alte Fritz gesagt! .. Meine Damen!" Galant hopste Köckritz zu Luisens Hofdamen, die verschüchtert um den Ecktisch saßen und ihn bang, urteilslos anstarrten. „Gestatten Sie einem alten Hagestolz, daß er Ihnen ein wenig, durch Ceres Gaben, die Fatigen des Feldlagers versüßt!" Der Voß Blicke prügelten Köckritzens Rücken; die alte Dame stieß sich von der Tischplatte ab und sprang hoch. „Ich muß sehen, daß meine Königin wenigstens etwas zu essen kriegt!" Die Voß verschwand im Gedränge der Offiziere und der Hofbeamtenschaft, die den Saal überfüllten. „Wir hätten die alte Dame nicht mitnehmen sollen," sprach Köckritz überlegen, „sie hat keine Kontenance!" — „Unerhört," klang Zastrows Stimme im sporenklingelnden Vorüberschreiten. „Unerhört! Wie sollte denn der König jetzt einen Wechsel im Oberbefehl durchführen? Für mich sind das keine Offiziere, die einen solchen Wahnsinn von ihm zu verlangen .. die Frechheit haben!" Köckritz stellte das geleerte Körbchen weg. „Der Louis Ferdinand äußerte gestern," klatscheifrig lief Köckritz Zastrow nach, „hören Sie! Er sagte vor niederen Offizieren! ‚Wenn der König nicht bald den Krieg anfängt, so beginne ich den Krieg, und das Volk wird mir folgen!'" — „Das hat er gesagt? Da habt ihr die Rebellion! .. Man

muß den Prinzen unschädlich machen! Um Gottes willen, man darf ihm keine Truppen anvertrauen!? Wir müssen mit dem König sprechen!" Sie drehten die Köpfe: Ein Bataillon von Möllendorf zog über den sonnigen Marktplatz: froh sang es des alten Dessauers Trutzlied: „So leben wir, so leben wir, so leben wir alle Ta—a—ge." Zastrow kniff ein Auge ein. „Lieben Sie das Lied nicht? Es hört sich doch gut an!?" fragte Köckritz. „Ich meine," Zastrow richtete sich arrogant auf, „daß es unklug und gefährlich ist, Truppen in Schlagstimmung zu bringen, wenn man noch nicht weiß, ob man .. schlagen .. wird!" — „Des großen Königs Truppen haben stets im Siebenjährigen Kriege gesungen," sprach der alte Möllendorf, „das schärft, der Erfahrung nach, die Kampflust, meine Herren Kameraden!" — „Die aufgeklärten Köpfe unserer Zeit, Herr Möllendorf," antwortete Zastrow, „sehen das Wesen des wahren Heldentums nicht in der Weckung roher Instinkte!" — „Mein großer König war auch aufgeklärt," sagte Möllendorf verletzt, „und er liebte den Krieg . ." — „Wir kamen inzwischen der Humanität näher! Wir sind seither fortgeschritten, Exzellenz!" — „Fortgeschrittener als mein großer König? . ." Das Gesicht des aufrechten Greises verfinsterte sich: „Gehören Sie am Ende auch, Herr von Zastrow, zu den verderblichen Schöngeistern, die jetzt noch zurück wollen?" — „Ich werde das tun, was mir Seine Majestät befiehlt! Kommen Sie, Köckritz! Kalckreuth läßt dort Austern servieren!

Holen wir uns welche! Au revoir, alte Exzellenz!" Kopfschüttelnd, er verstand die Welt nicht mehr, sah Möllendorf Zastrow nach. „Austern?" sprach Möllendorf vor sich hin. „Im Feldlager . Austern? Mein großer König hat auf der bloßen Erde geschlafen und mit uns und seinen Soldaten das Brot geteilt? .. Was wollen Sie, lieber Herr Kamerad?" Möllendorf schob die Hand, die dereinst Friedrichs des Großen Leben gerettet hatte, anklammernd unter den Arm eines jungen Offiziers; er neigte den schwerhörigen Kopf vor, daß Friedrichs pour le mérite schwankte. „Warum wir euch noch nicht an den Feind führen? .. Es wird schon werden; wir haben dem König zu gehorchen! Ihr Herr Großvater und Herr Vater taten das auch, lieber Herr Kamerad von Oppen! Kommen Sie, lieber Freund, wir wollen zu den Mannschaften und ihnen ein paar gute Worte sagen, wie es mein großer König vor jeder Schlacht mit großem Vorteil übte." — „Die Mannschaft murrt, Exzellenz! Der Herr Oberst von Scharnhorst ist ganz unglücklich, daß sein Offensivplan nicht des Herrn Herzogs Billigung findet! Die sächsischen Truppen haben bereits zum zweiten Male gemeutert!"

„Wir haben zu gehorchen, mein lieber Herr Kamerad."

Das Stimmengeschwirre wuchs: Teller klirrten, allenthalben stiegen Rauch und Speisengerüche hoch, Sektpfropfen knallten. An den Fensterscheiben des Kasinos drückten sich Naumburgs Mädchen die Nasen platt.

„Du, der is aber schen!" — „Wie der Goliath in der Fibel!" Sporenrasselnd trat ein Gendarmoffizier in den gaffenden Mädchenkreis; der Offizier küßte alle Mädchen ab, die ihm nahe waren. Kreischend, vor Begeisterung stob die Schar auseinander. „Silence! Silence, ihr Krabben!" Der Offizier winkte ab. „Im Honoratiorenraum sitzen die Majestäten!" — „Wo? Ach, wo?" — „Da!" — „Ach, sie hat gerad' abgegessen?" — „Ihr Gürtel is aus Silber!" — „Und die Brillanten!" — „Das ist Ihrer Majestät Frau Schwester, mein Schwan; die Frau Herzogin von Hildburghausen!" — „Kneifen Sie mich doch nicht so, das tut ja weh!? Soll ich Sie so kneifen?" — „Ich bitte darum, mein Schatz!" Der „Gendarm" nahm eine der Langzopfigen um die elastisch schwingende Mitte. „Pscht!" machte das Mädchen, es schmiegte sich an den Offizier. „Gestern war die Frau Königin bei uns im Laden!" — „So, mein Engel?" .. — „Sie hat Souvenirs für ihre Kinderchens in Berlin gekauft! Au! .. Warum is sie so bleich? Is sie krank? .. Nicht!! .." — „Sie wird gepudert sein, meine Aphrodite!" — „Da, das ist der Kenig!" — „Gott, is der fürnehm!" Sie knixten durch die Fensterscheibe, in scheuer Ehrerbietung ersterbend; sie wichen zurück, Friedrich Wilhelm öffnete das Fenster. Unwillig schlug er den grünen Laden vor, dann klirrte die Scheibe dahinter wieder zu. „Jetzt sehn wir nichts mehr! Er will Ruhe haben! Adieu, Herr Offizier! Ich geh' essen!" — „Ich

akkompagniere die Dames! Wartet doch!" Lachend faßten sich die Mädchen unter, mit flatternden wippenden Röcken liefen sie jubelnd davon.

In wüstem, zusammengefahrenem Durcheinander standen die hochbepackten Karossen der königlichen Suite vor dem Hoffenster. Es erhellte nun allein das Innere der verdunkelten Honoratiorenstube. Die dicken alten Wände des langgestreckten, getäfelten Raumes atmeten stickigen, säuerlichen Wirtshausdampf aus. Der Geruch jahrzehntelangen friedlichen Tafelns und Schmausens schwamm in der Luft, durch die, ohne Hut und Degen, die Hände auf dem Rücken, in friderizianischer Kriegskleidung Friedrich Wilhelm, mit gepudertem Haar, die Feldschärpe umgetan, hin und her schritt. Besorgt sah die Hildburghausen ihre königliche Schwester an, traurig war der jungen Herzogin samtener Blick unter dem Golddiadem; ängstlich bemüht, sich nicht in den Konflikt der königlichen Ehegatten zu mischen: Vorgeneigt saß Luise, mit gesenktem Kopf, die Hände schlaff auf den Knieen.

An der rauchgeschwärzten Decke summten die Fliegen. Breitbusig hing das schmutzige Lichterweiblein über dem klotzigen großen Wirtshaustisch.

Hart klangen Friedrich Wilhelms Schritte in der Stille. Wägend, unruhig greifend. Hin und her, her und hin. Rastlos, ratlos, marternd. Melodisch schlug über dem Platze die verschlafene Kirchturmuhr zwölf Schläge; das Reden auf der Gasse war verstummt, das Heer und die Stadt saßen beim Mittagsmahl. Eifrig,

mit hohen Stößen von Flaschen und Schüsseln liefen die Aufwärter und Hausmädchen über die katzenkopfige Kanalrinne vorm Fenster. Die Profillinie Friedrich Wilhelms wurde gequälter; er trat stärker auf. Rascher gingen seine Schritte; sie verstummten, Friedrich Wilhelm stand, flehentlich bittend suchten seine dunkelumrandeten Augen Luisens Gesicht zu sich emporzuheben.

Langsam hob Luise den Kopf, sie drehte ihr Antlitz ihrem Manne zu; es war ein Chaos.

„Muß mich .. mit Napoleon .. vertragen!" Friedrich Wilhelm stieß mit dem Fuße auf. „Zumindest .. ich will .. noch etwas — Zeit .. gewinnen!"

Luisens Züge blieben starr, abweisend, vereist.

„Die Truppenanhäufung erschwert mir .. ungeheuer .. das Unterhandeln! .."

„Nennst du das noch ‚unterhandeln'?" fragte Luise mit fremder klangloser Stimme; Friedrich Wilhelms Augen wurden dunkler und flackerten auf; sie waren wie staubtrübes Glas, auf das sturmgepeitschte Trauerfahnen kummervolle Schatten werfen; Luisens toter Blick verwirrte sich, wie in Ekel schoben sich ihre Kniee aneinander, ihr Gesicht verzerrte sich, entsetzt sprang die Hildburghausen vom Sessel auf. „Ihr müßt euch .." stieß die Hildburghausen vor, „Du mußt!" sagte Luise hart aufbegehrend zu ihrem Mann. „Das ist es nicht, Luise!" rief Friedrich Wilhelm. „Ich weiß .." seine Stimme sank zusammen und sprang wieder auf: „ich zögere aus .. anderen Gründen! Ich empfinde wie du; aber .." Verächtlich flammte Luisens Blick.

„Du siehst falsch! . ." schrie in äußerster Angst Friedrich Wilhelm, er wich zurück. „Luisch!?." mahnte mit gelähmten Lippen die Hildburghausen.

„Besser tot als — feig!"

„Luis!" schrie die Hildburghausen.

Friedrich Wilhelm senkte den Kopf. Einen Augenblick stand der König reglos. Dann ging er zur Türe; er verschwand im dunkeln Gang, wild schluchzte Luise in den Armen der Schwester. „Er — fürchtet sich! . ."

„Luise, Luwatze, Liebes! Komm' doch! Beruhige dich!"

„Er . . fürchtet sich! . ."

In Todesangst, damit die Schwester nicht weiterspräche, preßte die Hildburghausen Luisens fassungslosen Kopf, Luisens weinenden Mund, an ihre Brust. „Du irrst! . ." Sie stockte und drehte den Kopf: Vor dem Hoffenster zerrten Diener, Lakaien und Leibjäger, in jäher, lauter Geschäftigkeit, den Karossenwirrwarr auseinander: Friedrich Wilhelms Heer brach auf, es ging Napoleon entgegen.

„Schon erklang der erhabene Donner der alles ordnenden Kanonen!" dozierte Rüchel in einem Kreise aufgeregter Offiziere. „Napoleon ist im Anmarsch gesichtet und unsere Armee steht noch nicht in Schlachtordnung?! Ich flehe Sie an, meine Herren, gehorchen Sie nicht den untaktischen Anordnungen des marastischen Braunschweigs! Es kamen durch ihn alle

Etappen durcheinander! Kein Mensch findet mehr die Verpflegsmagazine! Kein Friedrich gruppierte so knapp vor einer Bataille um! Massenbach kennt sich im Lande nicht aus! Die Panik ist durch ihn! Die Artillerie und die Infanterie sind durcheinander! Mir hat Massenbach Quartiere angewiesen, in Dörfern, die seit dem Dreißigjährigen Kriege nicht mehr Existenz haben! O Gott!!" Rüchel fuchtelte gegen den farblosen Herbsthimmel: „Großer König, großer König!" schrie Rüchel, „verlaß uns nicht, verlasse uns nicht!" Er ließ die Arme sinken, die blassen Offiziere drehten die Köpfe. Unter dem Obstgarten des Einkehrgasthofes, auf der tiefer gelegenen weimarer Landstraße zog staubwirbelnde Infanterie; sie sang aufbegehrend Friedrichs Spottgedicht von Roßbach:

„. . Und klopft er auf die Hosen,
So läuft die ganze Reichsarmee,
Panduren und Franzo — o — sen . ."

In Rüchels unstet, wie rasend funkelnde Augen stieg das Wasser: „Wie herrlich ist der preußische Mann! Sehen Sie die Haltung! Müde, hungrig, im Heiligsten geschändet, verraten, mit zerrissenen Stiefeln sind sie noch Löwen! In ihnen lebt Friedrichs Geist!" Rüchel setzte den Dreispitz vom Kopf; leidenschaftlich, wie toll schwenkte er den Generalshut hoch, er riß ihn in der Luft hin und her: „Vivat, vivat Fridericus!" Die unheilschwangere, ängstliche Seelenatmosphäre der Offiziere entlud sich im Befreiungs-

schlag der Anklammerung; himmelan prallte der donnernd gebrüllte Notschrei: „Vivat! Vivat Fridericus!" In verächtlicher Schiefhaltung, gehässig drehte Rüchel den Kopf zur Glasveranda im Hintergrunde des Gartens; die singenden Soldaten stockten, sie sahen Rüchel: „Der Hund hat uns am meisten geschunden! Da schau die Striemen an; die hab' ich von gestern! Weil ich nicht 's Gewehr in der Fläche schulterte!" — „Weiß unsere gloriose Majestät eigentlich schon," fragte Rüchel, „was der ferne Kanonendonner bedeutet?" — „Es muß bei General von Tauentzien sein, Exzellenz! Wenn er noch dort steht, wo er gestern stand!" Neuerlich nahm Rüchel den Hut ab; Rüchel faltete die Hände, er rang sie zum Himmel auf: „Großer, großer König," betete Rüchel laut, den überreizten Blick voll Angst empor gerichtet. „Führe uns! Führe uns!" Es war totenstill. So still, daß von der Landstraße der kreischende Schrei der Steine in den Garten emporbrang, die von den schweren Rädern der vorüberrollenden Munitionskarren zerdrückt wurden. Eine Pfeife stimmte im Heranmarsch der Straße, zwei, dreie fielen ein; hell, kampfmutig warf sich das neue Lied der schlesischen Infantrie, das taktmäßige Schrittgetrampel besiegend, über den Stakettenzaun herauf zu den Offizieren:

„Leb' wohl, mein Mädchen
Und heul' mir nicht,
Wir sind Soldaten und tuen die Pflicht,
Denn wäre das Kriegspiel nicht eiserne Pflicht,
Wir blieben im Bettchen und schmerzten dir nicht!"

Die Offiziere um Rüchel applaudierten; devot-galant wandten sie sich zum Tische um, an dem Luise unter einem früh verdorrten Apfelbaum saß und matt mit der Voß die Rückreise nach Berlin besprach. Ringsum lagen Blätterleichen, goldgelb; sie dufteten süß, wie Leichengeruch. „Wir werden nicht viel später daheim sein, Majestät," beruhigte die Voß, „als Eurer Majestät Frau Schwester in Hildburghausen ist!" Gelangweilt trat Friedrich Wilhelms ältester Bruder heran. „Ist Eure Königliche Hoheit nicht auch der Meinung?" fragte die Voß. „Ich bin der Meinung," sagte Prinz Heinrich, „daß wir hier sicherer umschmeißen werden, als ihr auf der Heimfahrt!" Stärker brummten in der Ferne die Kanonen auf. „Wo ist Mariannens . . Mann?" Ist denn der Wilhelm nicht mehr bei uns?" — „Er ritt zu Blücher; ihm ist des Kalckreuths Schicksals-Geschwätz zu dumm geworden! Heute ist übrigens wirklich der ominöse Jahrestag des unglücklichen Hochkircher Überfalls! Omen et Omen! Der olle Fritz . . ." Heinrich wandte den Kopf: „Was ist los? Geschieht am Ende doch etwas?" Im Garten, wo die Treppe von der Landstraße aufwärts mündete, war lebhafte Bewegung: Alles drängte der Treppe entgegen! "Der Braunschweig! Der wird jetzt das Kind schaukeln, daß es ersauft! Mit einem Ruck, den Kopf in letzter Hoffnung dem Braunschweig zugestellt, erhob sich Luise; mit der feierlichen Vorsicht seines hohen Alters, mühsam atmend, erreichte Friedrich Wilhelms greiser Generalissimus die Höhe des Gartens. An der

Spitze der Generale und Stabsoffiziere trat Rüchel dem Herzog in den Weg: „Höchste, allerhöchste Zeit!" begehrte Rüchel auf, „daß Sie uns endlich die Befehle zum Angriff geben! Wir sind sonst verloren! Man muß sofort en éventail deployieren und en échelon, mit Musik, aus der Mitte heraus, schief attackieren, furiös attackieren und forciert schief avancieren, wie der große König!" schrie Rüchel. „Sonst umgeht uns der korsische Hund! Geben Sie mir die Fäuste frei! Ich seh' nicht rechts, nicht links, ich geh' gradeaus und schlage Napoleon! Es lebe Preußen! Geben Sie mir die Fäuste frei!" Peinlich berührt zuckte das vornehme Gesicht des friderizianischen Generals unter den exakt gepuderten Haarlocken. Der Braunschweig schritt, Rücheln ausweichend, Luisens heller Gestalt entgegen, die mit banger Hast, eiligen Schrittes über den nesselbedeckten Rasen auf ihn zukam; ehrerbietig nahm der Braunschweig den Federhut ab; der Herzog verneigte sich tief vor seiner Königin: „Wie portiert sich Eure Majestät?" Väterlich zog der Braunschweig Luisens Hand, die sich ängstlich fragend in die seine gelegt hatte, an die Lippen.

„Können Sie uns helfen?" Luisens Hand entglitt des Braunschweigs Fingern; Luise wich zurück; des alten Feldherrn Blick war trüb und hoffnungslos. „Können Sie uns nicht . . helfen? . ."

„Wir werden, liebe Majestät," sagte Ferdinand von Braunschweig bedächtig, „mit Gottes Hilfe, die Affäre gewiß zu einem ehrenvollen Ende bringen." —

„Dort ist Seine Majestät, Durchlaucht!“ wies Kleist den Weg. Widerwillig gab der starrende, ratlos zornig umgehende Offizierskreis dem Braunschweig die Gasse zur Glasveranda frei: In der offenen Glastüre stand Friedrich Wilhelm. Mit gelbem, verfallenem Antlitz. Sorgsam schloß er, bei gesenktem Kopfe, die Knöpfe seiner neuen, blühweißen Handschuhe. „Wir verlieren die Rückzugslinie!“ schrie Rüchel. „Die Hohenlohe-Vorhut steht ja schon im Kampf!“ Ein vereinzelter Windstoß regnete dürres Laub von den Bäumen.

Tief verneigte sich der Braunschweig.

Bei herb zusammengepreßtem Mund, ehrfurchtsvoll, begrüßte Friedrich Wilhelm seines Ahnen General. „Wir bitten Eure Majestät, die Beratung unverzüglich zu eröffnen!“ schrie Rüchel. „Oberst von Massenbach,“ sagte Friedrich Wilhelm, er trat in die Glasveranda zurück, „bitte, beginnen Sie den Vortrag im Kriegsrat.“ Nachdrücklich mahnend legte die Voß ihre Hand auf Luisens Arm: Im verstörten Antlitz der Königin war ein .. verächtlicher Zug, den niemand sehen durfte! Rasselnd, klirrend füllten die Offiziere die Veranda; die Diplomaten scharten sich, wie eine Phalanx, um Friedrich Wilhelm. Auf die Voß gestützt, sah Luise, daß Massenbach, eitel-umständlich, die Hände von Unrast und Nervosität zitternd, eine Riesenlandkarte entfaltete; er hielt sie verkehrt dem Könige hin, der sie, ohne seine Miene zu ändern, in die richtige Lage drehte. „Wir flehen Eure Majestät an!“ brüllte

Rüchel, „geben Sie den Befehl zum Angriff; wir werden umzingelt! Es ist ein Spiel um die Welt!" — „Kontenance, Herr General!" gebot Friedrich Wilhelm, „Exzellenz von Möllendorf," jedes Wort rang sich zu schwerst aus Friedrich Wilhelms Brust, „sagen Sie mir, bitte . . vorerst . . Ihre Meinung, über die Lage!" — „Majestät," sprach Lombard vortretend, „ich . ." „Schweigen Sie!" brüllte Rüchel; mit der Faust stieß er den Kabinettsrat, der hurtig retirierte, „ich, ich . . jetzt haben wir das Wort! Scheren Sie sich zum Teufel, Sie Tintenschwanz! Sie haben schon zu lange das Maul offen gehabt!" — „Der große König sagte bei Prag, Majestät," sprach Möllendorf, „als wir angriffen: ‚Frische Fische, gute Fische'!" — „Hat Eure Majestät schon die Antwort von Kaiser Napoleon?" fragte der Braunschweig; spöttisch lächelten sich Zastrow und Kalckreuth zu. „Napoleon wird nie antworten!" schrie Rüchel. „Niemals! Napoleon schreibt uns ja schon die Antwort! Da! Hören Sie doch! Mit seinen Kanonen schreibt er!" — „Gehen wir los!" rief Friedrich Wilhelms Schwager. „Oberst von Scharnhorst," sprach Friedrich Wilhelm unerschüttert ruhig. „Bitte, sagen jetzt Sie mir Ihre Meinung!" — „Überall im Leben," sprach Scharnhorst bewegungslos, schwerfällig, ohne den Blick zu heben, „ist's das Wichtigste, Majestät, daß man überhaupt handeln tut, daß man mit aller Kraft handeln tut . ." Scharnhorst riß den Blick hoch und zur Türe; sie fuhren herum: Wie aus der Erde empor-

17*

geschoben, wie eine Erscheinung aus der anderen Welt, ohne Hut, die weiße Uniform schmutz- und blutbedeckt, die Puderfrisur von einem Hieb, der grell über der Stirn und der Nase klaffte, zerfetzt, kotbedeckt, blutbespritzt, mit entsetzten Augen, die Möllendorf und Braunschweig aus Friedrichs Schlachtenzeit her kannten, im Widerscheine des gesehenen Menschenmordens, Entsetzen in allen Gliedern, stand Nostitz vor dem verstummten Kreis.

Stärker denn je erscholl der Kanonenlärm.

Stützesuchend stieß Nostitz den Pallasch auf: „Majestät! Königliche Hoheit, Prinz Louis Ferdinand — Napoleon heldenhaft angreifend, ohne jeden Sukkurs gelassen! erlag fünffacher Übermacht! Er blieb!" Ein Offizier schleuderte seinen Hut zu Boden und schrie wie verrückt: „Ade, Preußen! Du bist perdu!" Ein kotüberspritzter Offizier stürzte herein: „Fürst Hohenlohe wird auf der ganzen Front von Napoleon angegriffen! Er braucht Sukkurs!" — „Ich gebe die Befehle zur Schlacht!" rief der Braunschweig. „Oberst Scharnhorst, führen Sie den linken Flügel!" Alles wirrte durcheinander: Geschützdonner und Gewehrfeuer brüllten mit vollster Kraft; die Sonne verbarg sich; wie ein schriller, ersterbender Hilfeschrei erklang der Generalmarsch, der Truppen zum Schutze des bedrohten Hauptquartiers rief . . Buch und Massow kämpften wie Verzweifelte um die Plätze auf dem Kutschsitz der Karosse; rechts und links sprang's in die Sättel. „Lisinka!" befahl die Voß, „auf den Rücksitz!" Die Diener, die

hinter Luise die Wagentüre zugeworfen hatten, liefen mit wehenden Goldschnüren, um noch rückwärts aufspringen zu können; wie toll hieben die Bereiter auf die scheuen Pferde, der Wagen schaukelte und stieß; er war in Gefahr, jeden Augenblick umzuwerfen. Mit gierigem Hohn warfen sich Kotpatzen gegen die schützenden Fensterscheiben, die die Voß mit Heftigkeit hochzog . . Schadenfroh, fahl und reglos stand die veränderte Landschaft.

„Wohin?"

„Ich weiß nicht."

Sie saßen gelähmt, ausgeschlossen, verworfen vom trübgewordenen Himmel, gehaßt vom stummen Grün und dem unheimlich stechenden Gelb der Stoppelfelder. Ausweichend sprangen Soldaten seitab; sie prallten auseinander, liefen gehetzt wie Hasen. Schrille Signale flehten und drohten von allen Seiten. Schlachtmutig warf ein Jägerbataillon die Hüte hoch; mit erhobenen Gewehren jubelten sie der Schlacht zu, deren Feuerblitz hinter den Hügeln höher klomm und näher sprang. An wüst zusammengefahrenes Fuhrwerk stieß ein Bagagewagen, mit hohem Schwung leerte er platzende Offizierskoffer ins Feld, Pudermäntel, Seidenkleider, Schachteln, Spiegel, Fläschchen und Seidenhöschen für Damen. Wirr galoppierten Luisens Pferde. „Eckartsberga ist in französischen Händen! Die Straße ist nicht mehr frei! Wenden!"

Preußens erste Pelotonsalve peitschte gegen den Feind. Mit keuchenden, roten Nüstern wendeten Luisens Pferde.

Wild ging's zurück . .

Der Weihrauch des Leichenfeldes umwogte das wütende Gemetzel. Trotzig bäumten Friedrichs des Großen Paniere auf. „Rettet Preußen!" brüllte Scharnhorst, verzweifelt zerrte er die wirren Scharen gegen die Übermacht. „Kalckreuth soll Reserven schicken!" Rumpelnd, rasselnd, übermächtig krachte das donnernde französische Geschütz. „Avanciert! Avanciert!" Zäh ging's, doch es ging. „Eine Batterie, eine einzige Batterie!"

Sie kam nicht.

Der Angriff der Überfallenen stand.

Wie Verzweifelte fochten Soldaten und Offiziere.

„Jawohl, Freund Zastrow," sprach Kalckreuth, er hielt mit behaglicher Bedächtigkeit untätig auf einem Hügel, „wenn man mich gehört hätte, so wären wir jetzt siegreich! An Frankreichs Seite!" Verärgert sah Kalckreuth in das Panorama der tobenden Schlacht. „Kein Mensch hat bedacht, daß ich Prinz Heinrichs Adjutant war!" Stöhnend, im Prunk seiner überladenen Uniform wandte sich Kalckreuth im Sattel; beleidigt maß Kalckreuth den hinter ihm haltenden Ordonnanzoffizier, der nervös in das Quirlen der Schlacht blickte. „Ich sage Ihnen: Des alten Isegrimms Bruder verstand zwanzigmal mehr von Krieg und Politik, als der so sehr überschätzte olle Fritz! Der hat nur deswegen mich und seinen Bruder gehaßt! Er war sich darüber klar! Mein Prinz wußte, warum er Frankreich liebte!" — „Des großen Königs Bruder, Exzellenz,

liebte aber doch auch den Herrn Prinzen Louis Ferdinand?" würgte der Offizier vor; die preußischen Linien im Pulverdampf waren zum Reißen angespannt. „Der große König und dessen Bruder, Exzellenz, haben sich doch in der gemeinsamen Liebe zu Louis Ferdinand gefunden?.. Will, Exzellenz, nicht.. eingreifen?"

„Das war, ja sehen Sie, Herr Kamerad, das war eben der einzige Trugschluß meines geliebten Prinzen."

„Oberst von Scharnhorst bittet Eure Exzellenz dringlichst um sofortigen Einsatz aller Reserven!"

„Blüchers Fehler ist nicht mehr gut zu machen."

„Scharnhorst hält sich, Exzellenz!"

„Wo denn? Er muß ja gerade zurück; sehen Sie doch!"

„Exzellenz!" schrie ein anderer ansprengender Adjutant, „General von Blücher stellt die Schlacht her! Seine Majestät ist persönlich im Feuer! Die Mannschaft steht und stirbt wie ein Held!" – „Schmettau fiel, die Verluste sind furchtbar!" – „Prinz Wilhelm reüssiert!" — „Fürst Hohenlohe ist bei Jena im Weichen!" — „Da sehen Sie! Der Fehler des Braunschweig zog die chaine zu weit auseinander; tout est perdu! Wie geht es übrigens der Durchlaucht?" — „Hoffnungslos." — „Sehen Sie, jetzt muß Seine Majestät auch schon zurück!"

„Oberst von Scharnhorst befiehlt die Reserven!"

„Sagen Sie dem ausländischen Bauernsohn," brüllte Kalckreuth, „daß mir nur der König zu befehlen hat und sonst niemand! Sagen Sie ihm:

Er soll den höheren Rängen Ordres parieren; sonst stelle ich ihn vor ein Kriegsgericht . ." In gerader Linie schnellte die Bogensehne der französischen Front vor.

„Vive l'empereur!"

Scharnhorst schrie, tobte und flehte . . er erhielt einen Schuß und sank, das Zentrum zerfetzte, jubelnd brachen Pariser, Bayern und Italiener vor, Friedrichs Armee wich. Theatralisch rückte von rechts, in Friedrichs schiefster Schlachtordnung, hilflos dem französischen Plänklerfeuer unterliegend, ein preußischer Truppenteil vor, vor der schwerfällig stampfenden Front schwenkte ein General eine Fahne. „Dort! Rüchel attackiert!"

„Er wird bloß noch mehr Verluste machen. Zurück!"

„Rüchel wird vernichtet, wenn wir nicht eingreifen, Exzellenz!"

„Rückzug!"

Friedrichs Armee floh.

„Kommen Sie, Zastrow! Kommen Sie! Wir decken den Rückzug! Nun ist wohl für jedermann erwiesen," sprach Kalckreuth, geruhsam wendete er sein Pferd, „daß Prinz Heinrich der größere Feldherr war! Friedrichs Technik ist schmählich unterlegen!"

Luisens Wagen rollte, mit trüb brennenden Laternen knapp vor Berlin. „Bitte, bitte, liebe Majestät," klang jauchzend Lisinkas Stimme durchs offene Wagenfenster ins Schweigen der nächtlichen, kiefernbestandenen Chaussee, „lassen Sie gleich Victoria schießen! Und

mit allen Glocken muß geläutet werden! Ach, wird das.. herrlich sein! Und die ganze Nacht muß illuminiert werden!.. Ach, Frau von Voß, seien Sie mir nicht böse, Ihre Majestät verzeiht mir schon; es ließ sich ja erst so furchtbar hoffnungslos an!" Helles Händeklatschen hallte in den gleichmäßig schweren Huffall der Pferde, die müde und verdrossen die Nacht durchtrabten. „Es ist ja so herrlich! Sie haben, Frau von Voß, dem himmlischen Postsekretär, für die Siegesnachricht, viel, viel zu wenig gegeben! Ich muß Sie küssen!.." — „Vergessen wir nicht," verwies der Voß Stimme im Wagendunkel, „es erwartet uns in Berlin, in der Allerhöchsten Familie ein trauerndes Elternpaar!"

Die Stimmen schwiegen.

„Teufel, diable, diabolo!" sagte Buch, als unheimlich im Dickicht ein Käuzchen schrie. „Wenn uns diese Herren Französleins gefangen hätten? Brrr! Ich vergesse bis zum Jüngsten Tage nicht ihre höllischen Jägerhörner!" — „Es ist doch, scheinbar, dem Herrn Nöpel nicht so leicht gewesen," ließ sich mit großer Genugtuung Massows Baß vom hohen Bock in den Wagen zurückvernehmen, „mit Friedrichs Armee anzubinden?! Häh?.. Haha! Und dabei hatten wir noch infames Pech! Sonst hätte die Bataille, gleich von Anfang an, glorios verlaufen müssen! Preußen, ja: Preußen!" Herr von Buch lachte. „Nun ist der ‚europäische Ruhm' des Herrn Nöpel zerschmolzen!" — „Halten!" Gebietend fuhr Massows flatternder

Mantelarm durch die Luft, er dirigierte die Stangenreiter. „Piano! Ein weltgeschichtliches Fortissimo hebt an . . ."

„Ein Reiter, Eure Majestät!" erklärte Massow in den Wagen. „Vermutlich der versprochene Meldereiter!" Luisens Kopf war im Wagenfenster sichtbar, ihre Züge waren scharf und fahl im Laternenlicht; sie spähte in den wirbelnden Staub hinter dem Wagen; haltend mahlten die hohen Räder der Karosse im Sand.

Müder Hufschlag klang.

„Hier ist Ihre Königliche Majestät!" schrie Massow. „Nur immer ran, lieber Freund! Erzähl' Er! Hier ist Ihre Majestät!" Der Schein der ausgehobenen Bocklaterne, die Massow mit höchster Spannung hochhielt, löste ein aschgraues Offiziersgesicht, ohne Hut, aus dem Dunkel der Nacht. Das Pferd des Offiziers war abgetrieben und dampfte. Ein Schriftstück zog der Offizier aus dem Brustausschnitt seines kotüberspritzten Rockes. Die Voß griff zu. „Hier, Majestät! Leuchten Sie doch, Massow!" — „Hauptmann Gaudi, mit Meldung von dem Herrn Generaladjutanten von Kleist." Zusammengedrängt lasen die Köpfe Kleists flüchtige Bleistiftstriche auf dem Zettel:

„Die Schlacht ist verloren, der König lebt . ."

Die Köpfe hoben sich. Ungläubig. Ratlos. Sie rückten verstört auseinander. Ein Lufthauch fauchte durch die schwarz hängenden Kiefernadeln der nächsten Wipfel. „Aber?"

„Der Herzog . ." stotterte Buch, „hat aber doch — gesiegt?"

„Durchlaucht von Braunschweig erhielt gleich am Anfang der Bataille einen Schuß durch beide Augen." — „Mein Vater? . ." begehrte Lisinka in wilder Angst auf. „Exzellenz von Tauentzien? Was ist mit ihm? . ."

Der Offizier zuckte die Achseln.

„Welche Nachricht ist denn jetzt wahr?" fragte die Voß. „Was heißt das: ‚Der König lebt?' War denn Seine Majestät in Gefahr? . ."

„Seine Majestät focht, Frau Gräfin, als Held inmitten seiner Armee." Jäh, steil hob Luise den Kopf. „Seiner Majestät wurden zwei Pferde unter dem Sattel erschossen," sagte der Offizier.

„Wo steht jetzt die Armee?"

„Es gibt keine ‚Armee' mehr; sie ist zersprengt . ."

Schwer, wie unter einem Schlaganfall, röchelte Massow. Bittend, zur Haltung mahnend, sah ihn Luise an: „Behalten wir den Kopf oben!" sprach Luise. „Der König wird sein Volk sammeln, wir haben Verbündete!" Luise schloß die Wagentüre, die Buch aufgestoßen hatte, um zu fliehen. „Fahren wir weiter! Eine Schlacht entscheidet nichts!"

„So ist es!" lobte die Voß, mitleidig umspannte ihr Arm die Tauentzien, die sich fassungslos schluchzend, voll Angst an sie drängte. „Schauen Sie die Königin an!?" flüsterte Lisinka. Hochaufgerichtet, mit leuchtenden Augen saß Luise im anrumpelnden Wagen — Luise . . lächelte . . Der König focht als ein Held, inmitten der Armee. Der König focht als Held! Inmitten der Armee . . Als Held, inmitten der Ar-

mee. Als .... Held! Lisinka wich in die entfernteste Wagenecke zurück .. Als sei sie allein, wie opfernd, mit unendlicher Liebe im Blick hob Luise ihre Hände zum Nachthimmel .. Als Held! Lisinkas Fuß machte Buch aufmerksam. „Schneller, schneller!" sagte Buch gereizt zu Massow hinauf. „Da sind ja schon die ersten Häuser von Berlin?! Schneller! Wir sind keine .. Märtyrer! Das Kroppzeug ist imstande, uns jetzt anzublasen! Schneller!"

„Berlin hat bereits die Nachricht!" konstatierte die Voß. Luise nickte; ihr stiegen die Tränen in die Augen: Beladene Schiebkarren rollten aus den Gassen, Marktwagen voll ärmlichen Hausrats; Menschen mit Kisten, Schränken und Betten, schutzlose Kinder, Greise und Weiber flohen von Haus, Hof und Herd, in die nebelige Weite der Finsternis hinaus.

„Alles ist noch .. auf!" seufzte Massow; er schickte den Offizier voraus, damit das potsdamer Tor „unauffällig" geöffnet werde.

Alle Fenster waren erleuchtet, die Stadt kochte. Aufgeregte Menschen hantierten und wirrten überall, wie aufgestörte Ameisen.

Rasselnd trat die Torwache unter das Gewehr; das martialisch lärmende Trommeln brach vorzeitig ab: die Schlegel hatten daneben geschlagen. Massow trieb die Pferde an; die Bevölkerung hatte den königlichen Wagen erkannt, in Scharen lief sie dem Wagen nach; fliehend glitt er durch die Fuhrwerke, Reiter und Kutschen; aus jeder Türe schleppte man Möbelstücke,

Kisten und Truhen und warf sie auf Karren. In allen Seitenstraßen rollten und lärmten peitschenüberknallte Wagen im Dunkel. Friedrichs Heldenplatz: des alten Dessauers Standbild trug eine Schlafmütze, im Halbdunkel der spärlichen Hängelaternen lachten gellende Stimmen. Wie von einer anspringenden Brandung klang es von den Linden; dumpfes, zorniges Stimmengewoge, hie und da hob sich drüber ein aufbegehrender, wildtrotziger Schrei.

In schärfster Gangart, huschend bog Luisens Wagen in die Linden ein; gehetzt durchfuhr er die Kette der verstörten Garnisonssoldaten, die das dunkle Palais schützend umstanden. Zurückrollend, erschöpft hielt die Karosse auf der unbeleuchteten Rampe. Schreie, wilde, aufbegehrende Zurufe überflogen den Soldatenkordon, sie klatschten wie geworfener Unrat an die Mauern vor Luise. „Hier, Majestät!" Tastend, wie eine eilende Blinde, die Hände weit vorgestreckt, schritt Luise gegen die dunkle Türe ihres Heims. Es rumorte auch in der Finsternis des Vestibüls. „Erleuchten!" befahl die Voß. „Warum ist denn das heute noch nicht geschehen? Seid ihr verrückt? Wo ist denn der Graf Schulenburg?" — „Hier! Zu dienen, Frau Oberhofmeister! Bon soir, Eure Majestät!"

„Wo sind meine . . Kinder?"

„Submissest Eurer Majestät vermeldet," sprach die zittrige Greisenstimme, „direkt vom Topfschlagen wegspediert! In Sicherheit! Ich spedierte die Hohen Herrschaften, Eure Majestät," Licht flammte auf, der Greis

trug Generalsuniform, er blinzelte scheu ins Licht, „als die so unerwartete Hiobspost kam, samt dem Erziehungspersonal und Hoheit Dero Frau Schwester, der Frau Prinzessin Solms, die fliehenderweise aus dem Bade eintraf, nach Schloß Schwedt!" Berlins Gouverneur blies die Backen auf. „Das sind Diffikulten; ich habe sie kommen sehen; wir waren zu schwach . ." Luise stieg die Treppe hinan. „Steht nicht wie die Schafe herum!" herrschte der Voß Stimme drunten die kopflosen Diener an. „Was murmelt Er? . . Wer ist im grünen Salon? Mach' Er doch sein Maul auf! . . Majestät!" Wie eine Junge kam die Voß die Treppe hinter Luise emporgelaufen. „Herr vom Stein ist im grünen Salon! . . Hier, gehen Sie gleich hier, Majestät!" Luise trat in den dunkeln Salon. Aus dem farblosen Möbelkram, im Lichtschein der offenen Türe hob sich vor Luise ein Gesicht, wie das Antlitz eines Gestorbenen. Herr von Buch brachte einen Doppelleuchter, er schlug Feuer, machte ein tiefes Kompliment vor Stein und ging. „Sie müssen, Majestät," sprach Steins Stimme, „sofort weiter! Berlin wird in wenigen Stunden von den Franzosen besetzt sein! Auch vom flachen Lande haben Sie nichts zu hoffen; ich habe seine Stimmung erforscht! Reisen Sie nach Stettin; vielleicht wird Ihnen Lombard anvertrauen, wohin sich Ihr Gatte salviert hat! Mir hat er die Auskunft verweigert!" Um Schonung bittend hob die Voß die Hand. „Der Zar ist von mir benachrichtigt," sprach Stein, „ich habe ihn um

schleunigste Hilfeleistung gebeten. Ich empfehle mich . ."

„Verlassen Sie uns nicht!" stammelte Luise. Den Kopf vorgestellt, mit harter Hand die Türklinke niederschlagend, schritt Stein davon.

„Der König focht doch . . inmitten der . . Armee . ."

„Kommen Sie, liebe Majestät!" Gehorsam, gebrochen sank Luise auf den Sessel. Die Oberhofmeisterin entzündete alle Ampeln und Kronen; sie riß die zusammenschreckenden Vorhänge voll Wut zu. „Ich werde sofort heizen lassen!" Korrekt meldete Herr von Massow: „Die Königlichen Hoheiten, Prinz Ferdinand, samt hoher Frau Gemahlin, und Fürstin Radziwill, die Herren Eltern und die Frau Schwester des verewigten Herrn Prinzen Louis Ferdinand, bitten Eure Majestät . . ehrerbietigst . . um die Gnade des Empfangs! . ." Frau von Voß nahm Luise den Hut vom Kopf; bei starren Augen, sich pflichtgemäß erhebend, verwirrt strich sich Luise das zerdrückte Haar zurecht; mit tiefliegenden Augen, voll Angst, als wolle sie fliehen, sah Luise zur Türe.

Mit zierlichen Hofpas, à la Louis XIV., in tiefer, zeremoniöser Trauer, erschien hinter Louis Ferdinands Mutter Friedrichs des Großen kleiner Bruder. „Bon soir, bon soir, ma chère Majesté! Entzückt, Eure Liebden schon wieder sobald hier zu sehen!" Louis Ferdinands Vater tänzelte näher, graziös hob er mit den Fingerspitzen Luisens widerstrebende Finger zum gehauchten Handkuß der galanten Etikette. Die hohe, gepuderte Trauerfigur der beleibten Dame machte

eine ungeduldige Bewegung. „Wissen Sie etwas, Kusine," fragte Louis Ferdinands Mutter, „vom Schicksal meines teuren Auguste? Was ist mit Auguste?" Die alte Prinzessin tupfte sich das geschminkte und gepuderte Gesicht ab, das voll rutschender Schönheitspflästerchen war. „Ciel! Wenn ihm etwas zustieß!? Es wäre mein Tod!" Ihre Hand fuhr dorthin, wo hinter dem gebauschten Fischbein ihr Herz schlug. „Ich pendle seit dem Souper am Schlagfluß! Sie haben auch keine Nachricht von Auguste?" — „Kalmieren Sie sich doch, Madame!" bat Friedrichs des Großen Bruder. „Contenance!" Louis Ferdinands Mutter stieß den Arm ihres Gatten zur Seite, daß der Greis ins Taumeln kam. „Man muß, en ce moment, zur Majestät des Kaisers senden!" befahl sie, „en ce moment!" Vorsichtig hob der Prinz sein Galanteriedegchen hoch, opponierend schüttelte sich das Köpflein, daß das Zopfschwänzlein hin und wider sprang. „Seien Sie doch sage, ma chérie," hüstelte Prinz Ferdinand, „ich zog doch auch in Bataillen und blieb am Leben?" Luise trat zur Radziwill; erschüttert umarmten sich die Frauen; sie lauschten entsetzt: „Kavaliere," hatte Louis Ferdinands Vater gesagt, „jawohl, Kavaliere sind Napoleons Offiziere!" — „Dulden Kavaliere?" schrie die Prinzessin, „daß ein Königlicher Prinz .. bis aufs Hemd .. ausgeplündert wird, daß man die Leiche eines Königlichen Prinzen .. in eine gewöhnliche Pferdedecke.. wickelt? Und Louis war im Range höher .. als Auguste! Oh, mein geliebter

Auguste! Mein armer Auguste! Wenn er auch in Mörderhände fiel!?.. Mein einziger Auguste!" Indigniert, Luise von der Seite her verlegen lorgnettierend, versuchte Prinz Ferdinand, die Hand seiner Gattin zu haschen. „Contenance, Madame! Haltung!" bat er, „n'oubliez pas!" — „Dieser sinnlose, hirnverbrannte Krieg!" schluchzte die Prinzessin; Luise begann am ganzen Körper zu zittern. „Gott nahm Louis Ferdinand zu sich, weil er ihn liebte!" flüsterte sie der Radziwill zu. „Flieh' mit mir!" — „Ach ja!" — „Pourquoi, pourquoi cela?" pfiff's aus den Zahnlücken Prinz Ferdinands. „Du bist wie deine maman! Immer mit dem Kopf durch die Wand! Ich garantiere," beschwor der Prinz seine Gattin, „ich garantiere, Madame, der Kaiser wird sich voll höchster Delikatesse und mit einem Respekt sans limes gegen des Großen Königs Angehörige betragen! Tochter!" befahl er der Radziwill, deren Wangen vom Weinen verschwollen waren: „Du bleibst bei uns!"

„Ich kann .. die — nicht .. sehen .. die meinen Bruder — ermordeten!" — „Ihn?" fragte Louis Ferdinands Mutter mit aggressivem Kopfriß. „Ihn haben sie gemordet? Ach? Sehr gut! Das ist mir neu! Er hat doch den Krieg gewollt!?.. Die Kriegspartei, diese elende Gesellschaft hat ihn gemordet!.."

„Wohl ihm, daß er tot ist!"

„Was? Unerhört!?! Ich gehe! Pfui! Möge Ihr Gewissen sich dauernd diese .. bewundernswerte ..

Elastizität der .. Lieblosigkeit bewahren! Ciel! Sie sind schuld! Sie! Sie Kurtisane!.." — „Prinzessin!!" — „Ferdinand! Ich bin beleidigt! Kommen Sie!.." — „Ich komme ja schon! Ich komme ja schon!" Ferdinand machte neuerlich seine Komplimente: „Bonne nuit, Madame! Excusez!" Er stieß an eine eintretende Dame. „Mille pardons! Ah? Madame la princesse Wilhelm? Entzückt! Enchanté! Sans phrase enchanté, Eurer Königlichen Hoheit so schnell meine mille mercis sagen zu dürfen für Dero gütige Teilnahme! Mille mercis! Bon soir, mesdames! Tochter! Du kommst mit uns!"

„Ich fahre nach Stettin!" sagte Luise zur Radziwill.

„Ich komme! .. Und: behalte meinen Bruder lieb, vergiß ihn .. nicht!"

Tröstend legte sich Mariannens Hand auf Luisens Schulter, die sich schmerzvoll beugte und im wilden Weinen schütterte. „Wir wollen jetzt alle zusammenhalten!?" Sie küßten sich. „Ach ja! Bitte!" Luise schob der Schwägerin den Fauteuil zurecht; mit liebevoller Vorsicht, tränenblind half sie der Schwerbeweglichen, sich niederzulassen. „Hier sitzt du gut! Und: erreg' dich nicht! Denk' an dein ungeborenes Kind! Ich .. ich .. mich .. mich kann niemand .. beleidigen. Ich .. Sitzt du gut?"

Angebrannte Schokolade und altbackenes Konfekt servierte die Voß; ein Heizer schuf im Kamin Feuer.

Scheu starrten die Frauen in die zerstörenden Flammen.

Mußte das alles .. sein?

„Nun hab' ich ihn wirklich nimmer gesehn! . ." Schwerfällig erhob sich Marianne. „Ich bin schon still."

„Das ist's nicht, Luise; ich versteh' deinen Schmerz gut, bloß ich, ich hab' nirgends Ruhe!"

Luise nickte.

Sie traten in den Korridor. In allen Zimmern raschelte Papier, überall packten eilige Hände; unablässig klang der Voß dirigierende Stimme im Vestibül. Trostlos standen die Türen der Kinderzimmer offen, verstreut lagen Puppen, Kinderleibchen und Zinnsoldaten auf dem Fußboden. Gehetzte Diener huschten auf und ab, verlegen stellten in den Wandnischen Georgs griechische Gipsfiguren ihre deplazierten Posen. Mit jedem Schritt zwei Stufen nehmend, tauchte Massow auf, sein Gesicht war dunkelrot und erhitzt. „Es ist alles bereit, Eure Majestät!"

„Jetzt schon? ."

„Sie müssen, Majestät!"

Die Voß schob den Oberhofmeister zur Seite. „Erfurt ist bereits gefallen, auch Magdeburg soll schon bedroht sein! Sie müssen sich sputen!" Energisch packte die Oberhofmeisterin Luise in den Pelzmantel. „Warten Sie, ich setze Ihnen den Hut auf!"

„Grüßen Sie mir nur recht .. meine Schätze .. in Schwedt! ." Mit energischem Ruck band die Voß die Hutschleife unter Luisens Kinn zusammen. „Ich vertraue Ihnen mein Liebstes an .. Passen Sie mir ..

18*

gut auf meine Kinder auf; bis ich sie . . wiedersehe! . ." Die Voß schlang einen Schal um Luisens Hals. In ängstlicher Reihe standen die Diener. „Was geschieht mit den Leuten?"

„Die müssen hier bleiben, Majestät!"

„Geben Sie ihnen . . Geld." Mitleidig sah Luise die Lakaien an. „Ich habe nichts anderes für euch," entschuldigte sie sich voll trauriger Scham, „der König . . wird sicher bald für euch sorgen!" — „Kammerherr von Buch!" rief die Voß. „Sie begleiten Ihre Majestät!" — „Das ist doch meines Amtes!" begehrte Massow auf. „Sie fahren morgen früh mit mir nach Schwedt!" gebot die Voß. „Vorwärts!" Sie hielt inne. Sie drehte, langsam, ungläubig, den Kopf: Wildes Geschrei, wüstes, brutal aufbegehrendes Johlen drang brüllend und gellend ins Palais; fluchtartig versank im Toben der Straße das Poltern von Mariannens Wagen.

„Was schreien sie?" flüsterte Buch.

„Sie flieht!"

„Sie sollen uns helfen!"

„Erschlagt die Feiglinge!"

Ein Wagen fuhr auf der dunkeln Rampe vor. Ohne Laternen. Husaren flankierten das Gefährt.

Kalt strich der Wind ins Vestibül.

„Ich fahre mit!" schrie Massow. „Ich muß auf Ihre Majestät . . aufpassen! . ." Die Voß packte Massows Arm. „Beherrschen Sie sich gefälligst!"

Bleiche, verzerrte, gehässig drohend hin- und her-

fahrende, verzweifelte und rachsüchtige arme Gesichter, Fratzen, die Haare wild in den Stirnen, sah Luise hinter den Bajonetten des Schutzkordons, Kopf an Kopf. Gespenstisch fleckten die Gesichter das Dunkel, es sah aus, als streckten sie überlange Zungen heraus, als fletschten Gespenster die Zähne. Schwankende Knüppel und Prügel strichlierten die Luft, erhobene Fäuste drohten; vergeblich suchte Luise die Gesichter, die sie sonst vor sich sah, die sich bei Festen und Empfängen tiefdemütig vor ihr gedrängt und verneigt hatten. Die Welt war neu! Die Voß stützte beim Einsteigen; sie schloß den Wagenschlag. „Vorwärts!" befahl sie. „Fahren!" Das Pikett ritt an; die geladenen Karabiner auf den Schenkeln, umschloß es dicht die Karosse; es ging die Rampe nieder. Die Husaren drängten die Volksmenge, die unübersehbar aus dem Dunkel heranwogte, auseinander; sie schloß sich sofort wieder umklammernd hinter dem Wagen. Die Notenskalen des Aufruhrs tanzten in der lebendigen Finsternis des weiten Platzes: Pfiffe, Schreie, Beschimpfungen; die Husaren schulterten und zogen blank: „Diese undankbaren .. Kanaillen!" stieß Buch vor. „Diese Kanaillen!" Prügel und Fäuste schlugen los auf die Husaren; anspringende Körper prallten an die Kutsche, sie wiegte hin und her und krachte in allen Fugen, sie schaukelte; die Truchseß schrie auf. „Ihr Feiglinge!" brach es los im Getümmel. „Gegen uns .. getrauen sie sich!" — „Nieder mit dem Gesindel!" — „Hoch Preußen!" — „Es lebe Deutschland!" — „Nieder mit Haugwitz!" — „Nieder mit Lombard!"

— „Warum habt ihr nicht die Franzosen gehaut?" —„Erschlagt sie!"—„Hoch Napoleon!"—„Nieder mit Frankreich!" — „Hoch Preußen!" — „Es lebe die Freiheit!" — „Hoch Deutschland!" Immer heftiger wurde der Kampf mit den Husaren, krampfhaft hielt Buch seinen Pistolenschaft umklammert. „Wäre es nicht .. besser .. wir .. kehrten .. um?.."

Schritt für Schritt erkämpfte sich der Wagen die Weiterfahrt.

„Majestät! Die Husaren sind zersprengt! Die Bedeckung ist..weg! Wir sind.. ausgeliefert!?.."

Häupter entblößten sich im Scheine einer Straßenlaterne; die Menge gab den Weg — frei.

Schneller rollte der Wagen.

„Wie gern sie Eure Majestät haben!"

„Mit diesem Volk.." Luise schluchzte auf. „Mit einem solchen Volk!.."

„Wie Majestät?"

„Nichts."

Die Lichter des Palais versanken.

Im Dunkel der rastlos durch die Nacht weiterfließenden Flucht befahl Blücher: „Leutnant von Seydlitz! Reiten Sie nochmals zur königlichen Bedeckung zurück! Sie muß sofortigst einhauen, wenn wir wieder angegriffen werden! Oh, mein Kleist," sprach Blücher durch die trostlose Finsternis. „Mein armer Rüchel! Die Kugel suchte sein Heldenherz!"

„Sie fand es aber nicht! Es ist ja Hoffnung vor-

handen, daß der Schreihals nochmals eine Schlacht verdirbt!"

„Kleist!" sprach Blüchers Stimme in wildestem Schmerz, „der Königliche Befehl ist ja Wahnsinn!? Und doch, Kleist, niemals, niemals erschien mir der König würdiger, als in diesen Tagen! Er suchte den .. Tod! .." Ein Schluchzen stieß durch die Nacht: „Der alte Möllendorf! Der Held des großen Königs.. weint!"

„Er ist altersschwach!"

Ein Schuß krachte in den wirr und ängstlich trabenden Geschwadern.

„General von Lehmann erschoß sich!"

„Der Alte hatte Ehre im Leib!" .. Mit jäher Stichflamme, in Turmhöhe lohte in der pechfinstern Nacht vor ihnen auf einem Hügel ein Feuer auf. Entsetzt stockte die Flucht: Gellend jubelten französische Hörner, auf allen Seiten hob sich Lärm, Waffengeklirr, wüstes Fluchen und Schelten. „Rette sich, wer kann!" Blücher und Kleist galoppierten vor; die Kavallerie schloß sich an, ein paar Reiter stürzten, überall standen verlassene Kanonen im Weg. Von allen Seiten knallten Schüsse. Die schwer und taumelnd in die Kniee einbrechenden, erschöpften Pferde, die kaum mehr über die Ackerschollen zu galoppieren vermochten, stolperten über Leichen und Verschmachtete, sie prallten mit Zurückfliehenden zusammen. Verzweifelt ragte im Aufblitzen des französischen Tirailleurfeuers, im Flackern des emporleckenden Scheunen-

brandes, inmitten der weggeworfenen Gewehre, Patronentaschen und Monturen, ein Sergeant: „Sie haben mir meinen Leutnant — niedergehauen und sind — geflohen! . ." Prasselnd stieg neue Feuerröte zur Rechten hoch. „Wir sind umzingelt!" — „Zum König!" schrie Blücher. „Man muß ihn . ." Kleist faßte Blüchers Arm: Quer über die Sturzäcker, hetzend floh Friedrich Wilhelm mit seiner Suite dem schützenden Walddunkel zu. „Warum schweigt die Infantrie?" — „Graf Kalckreuth parlamentiert um freien Durchzug! Er teilt den Franzosen mit, daß der König bereits um Friedensunterhandlungen angesucht hat!" — „Schieß!" schrie ein Fahnenjunker, „nur ein Hundsfott überlebt diese Schmach!" Feuerschleudernd krachten die Pistolen, anklagend stürzten sich die Leichen der zwei Brüder in die Arme. Die Pferde schnaubten, zitternd drängten sie sich aneinander. „Glücklich der, dem diese Nacht erspart ist!" Wieder punktierten Flammen die sperrenden Höhen, wieder krachten ringsum Schüsse in die ordnungslosen Haufen der Heerestrümmer. „Der Durchzug ist abgelehnt!" Toben und Zetern, schreiendes, stoßendes Durcheinander, Getümmel, Kampf, Mann gegen Mann, vergebliche, unbefolgte Kommandos, nach allen Seiten spritzen die Menschen und Tiere auseinander. „Ich halte mich zu Yorck!" — „Ich folge dem König!" — „Mir nach!" — „Mir!"

Der lodernde Heuschober zerbarst ins Chaos der Finsternis.

Wie rasend tobte zu Stettin das Volk: „Hängt den Verräter Lombard! Ganz Schlesien ist schon verloren!" — „Erschlagt den Hund!" — „Der ausländische Schuft hat immer mit den Franzosen zusammengesteckt! Er will ihnen unser Stettin ausliefern!" — „Erschlagt ihn! Er will die Königin in Napoleons Hände spielen!" — „Hängt ihn auf! Erschlagt ihn!" Kreidebleich, schlotternd drückte sich vor Luisens Zimmer Lombard in die fensterentfernteste Ecke. „Was soll ich nur tun?" fragte Luise. Ratlos zuckte der greise Gouverneur die Achseln. „Ich habe keinen Befehl, Majestät!" sagte er. „Ich bin ja auch ganz konsterniert!" Schluchzend warf sich Luisens Schwägerin, die Oranien, in den Fauteuil, voll Angst. „So laß doch endlich auf sie schießen! Ich.. ich halte den Lärm nicht aus!" Wilder tobte und brüllte das Volk, Offiziere und Soldaten mischten sich drunter: „Der Lombard ist an allem schuld! Schlagt ihn tot! Reißt ihn in Stücke! Er hat unsere Söhne gemordet!" Dröhnend krachten die Schläge, das Haus erzitterte in den Grundfesten. „Was soll ich tun?.." — „Laß ihn verhaften," rief des Zaren Schwester, „ich kann ja sonst gar nicht mehr nach Oldenburg fliehen, wenn sie so besoffen sind! Sie sollen den infamen Kerl festhalten, bis ihn dein Mann verschwinden läßt!" — „Sag'," schrie Friedrich Wilhelms Schwester neu hysterisch auf. „Du wolltest ihn vor der Volkswut schützen!" — „Also," sprach Luise zögernd, „bitte, Herr Generalleutnant; teilen Sie das dem Herrn Kabinetts-

rat von Lombard mit, was meine Schwägerin meint! .. Ich tu's nicht gern," sprach Luise, besorgt sah sie zu Alexanders Schwester, „aber: Stein .. und Du? Wenn ihr meint? ... Bitte, Herr Generalleutnant! Er wird ja sonst .. wirklich .. umgebracht!" Mit feierlicher, verwahrender Geste trat der Kommandant zurück: „Seit Friedrich der Große sein glorreiches Szepter über Preußen schwang, Eure Majestät, darf kein preußischer Offizier, sei er, wer immer er wolle, in welcher Lage immer es sei, ohne schriftlichen Königlichen Befehl handeln!" Der Generalleutnant verneigte sich. „Wenn mir Eure Majestät den Befehl niederschreibt und die Verantwortung .. dafür beim Herrn König übernimmt .. dann natürlich, kann ich selbständig handeln .." — „Schreibe, so schreibe doch endlich!" schrie die Oranien. „Hier, hier hast du Papier! Mache weiter! Ich werde verrückt, wenn der Pöbel das Haus stürmt!"

Luise schrieb.

„Merci!" Stramm salutierte der Gouverneur. „Zu Befehl, Eure huldvolle Majestät! Wird sofort besorgt! Das Dienstsiegel fehlt zwar, aber, immerhin, ich bin gedeckt! Ich vergaß .. Permission, es lasten eben jetzt .. zu viel Geschäfte auf mir, seit gestern erwartet Seine Majestät Eure Majestät in Küstrin."

„In Küstrin? Meinen Wagen!"

„Wenn ich mir noch ein Ersuchen gestatten darf, Eure Majestät, ich bitte, Seine Majestät darauf vorzubereiten, daß wir hier .. sehr .. mangelhaft ..

armiert sind .. Ich werde, selbstverständlich, alles tun .. aber? .."

„Meinen Wagen!!"

Vorsichtig spähte General von Zastrow aus der dunkeln Treppenmündung des küstriner Walles in die kalte Nacht empor. Höher hob sich der Generalshut über die bereifte Wallfläche, im Schutz der Wallkanone. „Gehen wir!" bettelte Köckritzens Stimme aus der Treppenröhre empor; Zastrow nahm den Hut ab, wagrecht stellte sich Zastrows Zopf im Wind, der pfeifend durch die raschelnden Grasreste der Wallfläche fuhr, Zastrow streckte sich empor, er lugte schärfer aus. „Sie .. küssen sich!" – „O Gott, o Gott!" klagte Köckritz. „Da steht es schlecht! Nicht wahr? .." Zastrow duckte sich, er stieß Köckritz über die Stufen hinunter: „Weg! Sie kommen!" Eilig tappten sie sich durch die nasse Finsternis der fensterlosen Steintreppe, sie rannten, jeden Laut vermeidend, im bereiften Gras zur dunkeln Ecke der vorspringenden Bastion. Reglos standen sie, an die schräg ansteigende Wallmauer gepreßt. Über sie scholl aus der Stadt der Lärm der Flüchtlingsscharen empor. Zastrow arretierte Köckritzens herumtastende Hand: „Sie sind über uns!"

„Mein lieber Freund," sprach Luisens Stimme voll trauernder Sanftheit durch die nebelige Nacht, „ich folgte wirklich keinem Rate Hardenbergs! Glaub', mir doch! Wie soll ich dir's denn beweisen?"

Vielsagend, gierig lauschend leuchtete das Weiße in Zastrows Augäpfeln auf. „Alexanders Schwester behauptete," sprach Luisens Stimme matt, „er hätte deine Depeschen an ihren Bruder zurückgehalten; er sei schuld, daß du jetzt so .. schutzlos bist! Und dann, versteh' mich, bitte, doch! Die Nachricht von dieser schmachvollen .. von der Übergabe Berlins," korrigierte sich Luise, „das, das hat mich ja auch ganz .. wirr gemacht .. mit dem andern . ." Voll innerem Jubel drückte Zastrow Köckritzens angststarre Hand. „Ich will mich ja gern bei Herrn von Lombard entschuldigen, wenn du's willst; gewiß, nur, sieh doch, Fritz, wenn ich auch vielleicht Unsinn gemacht hab', ich hab' doch keinen anderen Wunsch, als zu deinem Wohl . . beizutragen! .. Fritz! .. Ich bin ja glücklich, wenn ich unrecht hatte!"

Der Schall der Schritte Friedrich Wilhelms entfernte sich; gehorsam, traurig klangen Luisens Tritte hinterdrein.

„Er fühlt," zischelte Zastrow voll Freude, „daß der Hardenbergsche Spitzbube die Situation an sich reißen will!" — „Um Gottes willen! Daß uns nur der Hardenberg nicht zusammen sieht!?" In wildem Jubel schlug Zastrow Köckritz auf den zusammenschreckenden Rücken. „Ich reise! Und wenn er mir einen Kurier nachschicken will, so halten Sie ihn zurück! Comprenez, cher camarade?" — „Ja, ja." Sie schritten um den Wall. „Jetzt, da Napoleon erklärt, nur einen Frieden zu schließen, den er diktiert, haben wir gewonnenes

Spiel!" — „Ja? Soo? Bitte, lieber Herr von Zastrow, daß wir nur recht bald wieder nach Berlin dürfen!" Sie rannten über den freien Platz; Köckritz strauchelte, er tat, einschnappend, einen leisen Schmerzensschrei. Friedrich Wilhelm drehte den Kopf: Die Schatten der Festungswerke deckten alles unter dem Wall mit Finsternis zu; aufgeregt blies der eisige Wind der Oderniederung über und zwischen den Bastionen. Er fraß jeden Laut. „Gib nicht dem armen Braunschweig Schuld," fuhr Friedrich Wilhelm fort, „wenn jemand mehr fehlte, als die andern, so fällt die Schuld auf mich!" Trennend, wie eine angreifende Masse trieb der nässende Frostnebel über den Wall zwischen Luise und ihrem Mann. Der Nebel rollte und zerriß; Lichtpünktchen bangten sich aus der Niederung empor. „Ist gekommen, wie ich es erwartete! .." Wie ein Totenkopf unter einem friderizianischen Generalshut, sah Friedrich Wilhelms Gesicht, mit den großen dunkeln Flecken an Stelle der Augen aus. Hilfeschreiend floh Luisens Blick in die trostleere Nacht. Trüb glänzten die Tümpel der Sumpflandschaft im Lichte eines Wachbootes auf, das flußab trieb, als sei es ohne Lenkung. „Bin kein Mann .. für den Krieg, hättet mich nie dazu zwingen sollen! Will Gott, daß sich die Menschen vertragen! Verständigen! Ohne Mord und Blutvergießen verständigen! .. Ja," stieß Friedrich Wilhelm vor. „War feig. Aber nicht deswegen, wie du dachtest! war feig, weil ich das nicht tat und nicht durchsetzte, was ich für das Richtige hielt! Des-

wegen! Habe gewußt, was kommt! Werde in Hinkunft nur das tun, was ich will! Gottgesalbt! Bin gottgesalbt! Das heißt: Gott hilft mir! Was ich denke, gibt mir Gott ein, ist sein Wille! Weiß jetzt den Weg!" Friedrich Wilhelm wandte sich auf dem Absatz um, er ging mit harten Schritten quer über den Wall, der Treppe zu. Wie ein Gespenst ragte eine Schildwache neben dem schwarz-weißen Wallstandartenholz. Taumelnd, mit verwirrtem, verhangenem Blick sah Luise im fließenden Nebel zwei Offiziere kommen. Sie faßte ihres Mannes Arm. „Fritz! Raffe dich auf!.."

„Schweig!"

Der Kommandant von Küstrin zog den Hut: „Botschaft vom Herrn Fürsten von Hohenlohe, Durchlaucht, Eurer Majestät alleruntertänigst zu vermelden!" Der zweite Offizier trat vor: „Von allen Seiten umstellt, Eure Majestät .. mußte Durchlaucht, Fürst Hohenlohe mit seinen Truppen bei Prenzlau — kapitulieren!" — „Graf Goetzen bringt aber auch die Nachricht," sprach der Kommandant, als sei es sein Verdienst, „daß sich die Königliche Hoheit, der Herr Prinz August, bravourös durchschlug! Auch Herr General von Blücher, der Herr Generalquartiermeister von Scharnhorst und Herr Obrist von Yorck sollen noch rechtzeitig ausgewichen sein! Na!" Großsprecherisch schnalzte er mit den Fingern. „Ich werde die Herren Franzosen hier formidabel empfangen!.."

„Für alle meine Festungen gilt," warnte Friedrich

Wilhelm, streng den Zeigefinger erhoben, „was für die Korps im freien Felde gilt: primär . . keine . . Waffenhandlung mehr! Wir verteidigen uns nur, wenn wir angegriffen werden! Verstanden?"

„Zu Befehl!"

Friedrich Wilhelm stieg die Treppe nieder. „Ist General von Zastrow schon nach Berlin abgereist, zu den Verhandlungen?"

„Soeben, Eure Majestät!"

In befehlendem Tone, ohne Luise anzusehen, sagte Friedrich Wilhelm zu ihr: „Du reisest nach Osterode, sofort, und erwartest mich dort!"

Hardenberg stand vor der fackelbeleuchteten Kommandantur, inmitten bleicher Bürger und Bauern, die den König erwartungsvoll und schutzsuchend anstarrten. Ohne Hardenbergs Gruß zu danken, ging Friedrich Wilhelm an den Menschen vorbei . .

Bis zu den Knieen im Sumpfe steckend, von Kugeln umzischt, sah Louis Ferdinands Bruder, daß der letzte Rest seines Grenadier-Bataillons die Hände hob. Links und rechts fielen Menschen und Pferde im Kugelschlag. Aufweinend vor Wut schwang sich der Prinz auf die Insel eines Binsenknollens, ein Schuß fuhr durch Augusts Arm, der Getroffene wankte, drei, vier Mann stürzten zu seiner Hilfe heran: „Die geworbenen Ausländer tun nich mehr mit!?" — „Ergeben Sie sich, Königliche Hoheit!" riet Augusts

Adjutant, Scharnhorsts bester Schüler zerriß sein Taschentuch und umschlang damit des Prinzen blutenden Arm. „Es muß alles, von Grund aus neu gebaut werden!“ — „Was?“ — „Wir ergeben uns nicht!“ Die Preußen rannten sich die Bajonette in den Leib; rings um ihre Leichen ergaben sich die Söldner. Ein feindlicher Offizier sprang heran; Augusts Adjutant überreichte die Degen. „So ischt's recht,“ lobte der Rheinbund-Offizier, „es wär' ja koi' Ausweg für Ihna mehr g'wesa, Herr Prinz!“ Napoleons Tapferkeitsauszeichnung blitzte auf des Offiziers Brust. „Sie hätta z' Stettin, wenn Sie sich durchg'schlage hätta, auch scho unsres Kaisers Truppa g'funda; 's Stettin hat geschtern, ohne a Schüßle z'tun, kapituliert! Und in Spandau hat der Kommandant gar vergessa, 's Türle zuz'sperra! 's ischt rein zum lacha!“

Ein Rückzugsgefecht prasselte im bleichen Mondschein über die Elbelandschaft. Befriedigt unterschied Yorck das wohlgezielte, berechnende Einzelfeuer der Seinen. Sie schossen nach seinem Reglement, unentwegt, stehend, liegend, hinter Stein, Busch und Baum gedeckt, exakt, unerschütterlich, wie auf Yorcks Exerzierplatz, wenn keine „königliche Inspektion“ war. Yorck wandte den Kopf der silbrig überglänzten Elbe zu. Aufgeregt hin und her geruderte Kähne querten sie. „Melden Sie Blücher,“ gebot Yorck dem Offizier,

der ihn in höchster Spannung aus der zerfetzten Uniform heraus anstarrte, „daß er über die Elbe kommt! Er soll zuerst die Artillerie retten!" Wie ein angeschossener Eber drehte und stellte Yorck den Kopf vor, sein ungepudertes Haar flatterte zopffrei, hastig zwängte er den Zügel in die gelähmten Finger der Linken, deren Arm im blutbedeckten Verband ihm an die breite, Brust geknotet war. Die Rechte zog den Degen; übermächtig drängend, neu griff der Feind an. Yorck galoppierte den Hügel nieder, in die Feuerlinie seiner Tirailleure. Yorl zügelte. Gelassen trabte er die dünne Kette seiner emsig arbeitenden „Grünen" entlang; hell jubelten sie ihm durch den Mond- und Pulvernebel zu. „Munter, munter, meine Herren!" sprach Yorck, „zeigt, daß noch nicht jeder Preuße ein Hundsfott ist!"

In der graudenzer Zitadelle sprach Haugwitz: „Keine patriotische Stimme wird sich gegen unseres allergnädigsten Herrn und Königs wahrhaft väterliche Weisheit und Fürsorge erheben, den Frieden unter den Bedingungen abzuschließen, die Kaiser Napoleon von uns verlangt. Die Sache eilt, meine Herren, denn, wenn auch Magdeburg gefallen sein wird, wird Seine Majestät strengere Bedingungen erhalten, als jetzt!" Starr sah Haugwitz zur kalkgetünchten Wand, um jedem Zusammenstoß mit seinen Feinden, um jeder vorschnellen Zustimmung von seiten der Freunde aus-

zuweichen. „Die Kaiserliche Regierung in Wien rührt sich nicht," fuhr Haugwitz mit spöttischem Untertone fort, „Sachsen marschiert gegen uns, Weimar ist feindlich besetzt und ist bereits dem Rheinbund beigetreten; von Rußland war nie etwas zu hoffen! Und da die Armee und das Volk ihre Pflicht nicht erfüllten . ."

„Dagegen protestiere ich!" rief Kleist.

„Das Volk benahm sich völlig gemäß seiner Erziehung durch Sie!" sprach Stein.

„Ruhe!" befahl Friedrich Wilhelm an der Schmalseite des Tisches. „Graf Haugwitz hat jetzt das Wort!"

„Ich danke Eurer Majestät! . . Da die Armee und das Volk versagten, so bleibt der rascheste Friedensschluß, unter den gegebenen Bedingungen, die einzige Lösung der nicht durch mich geschaffenen traurigen Situation! Eure Majestät, meine Herren! Zwei Drittel unserer Armee sind gefangen, die Reste irren als zersplitterte Trümmer im Land! Wir sind wehrlos! Ich schlage daher, meine Herren," sprach Haugwitz mit Nachdruck, „die sofortige und bedingungslose Ratifizierung des Traktates vor, den Herr von Zastrow und Herr von Lucchesini mit größter Aufopferung, wir sind ihnen dafür zu höchstem Danke verpflichtet, vereinbarten! Ich bitte, Eure Majestät, um die Abstimmung, beziehungsweise um Dero landesväterliche Entscheidung in diesem Sinne!"

Friedrich Wilhelm rührte sich nicht; Stein, am untersten Ende des Tisches, hatte die Arme über der Brust verkrampft; des Ministers Nase war gesenkt, wie ein

haubereiter Riesenschnabel; Steins Miene war starr, undurchsichtig, er sah aus wie eine frierende Eule, die auf Beute lauert. Kalckreuth und Köckritz nickten, Lombard nickte, noch ein Kopf, noch einer, Schulenburg erhob sich, mühsam, auf seinen Drillstock gestützt: „Eure Majestät," sprach Schulenburg mit zittriger Stimme, „Königliche Hoheiten, Exzellenzen, meine Herren Kameraden! Wir haben Entsetzliches erlebt! Wir mußten erleben, daß ein Standbild, scheinbar für die Ewigkeit gebaut, zusammenstürzte. Es ist klar: Des Großen Königs Werk ist nicht zu erhalten gewesen; sein Schöpfer sah nur sich und den Augenblick! Sein Werk war auf Gewalt, statt auf, verzeihen Eure Majestät, auf Menschlichkeit gegründet! Darunter leiden wir! Doch wir haben den Mut dazu, aus Liebe zu Euerer Majestät und zum Ruhme unseres unvergeßlichen Helden, dem niemand absprechen kann, daß er das Beste wollte! Es gibt nur den Weg, den Ihnen Graf Haugwitz zeigte. Wir müssen sofort alles verlangte Land an Frankreich abtreten und neue Kraft suchen zum Aufbau, im Anschluß an Kaiser Napoleons Weltmacht. Das Gefühl für Nationalstolz, das einige Herren hier predigen, ist ein Gefühl der Reaktion, meine Herren! Man hat uns, sogar in diesem Kreise sind derartige Vorwürfe laut geworden, als Verfechter von .. Rückschrittlichkeit bezeichnet. Wir erbringen, indem wir der neuen Zeit dienen, den Beweis, daß diese Anwürfe zu Unrecht gegen uns erhoben wurden. Über der Nation steht die Menschlichkeit; wir

19*

geben der Erde den Frieden wieder! Den verlorenen Krieg weiter zu führen . ."

„Womit denn?" warf Kalckreuth, den Kopf auf die Hand gestützt, spöttisch ein. „Womit?"

„Das ist es ja auch," sprach Schulenburg, ängstlich schielte er zu Stein, der scharf den Kopf gewendet hatte und nun mit hohem Blick durchs Fenster sah, als sage er sich von allem los, was um ihn im Zimmer geschah. „Das ist es ja auch! Die Kriegsfortsetzung würde in kürzester Zeit zum völligsten Ruine Seiner Majestät führen! Zudem!" Bittend faltete Schulenburg die Hände. „Kaiser Napoleon straft die Durchkreuzung seines Willens furchtbar! Vergessen Sie das nicht! Ich erinnere Sie bloß an den Herrn Prinzen von Oranien, der, nach tapferster Gegenwehr, in Gefangenschaft geriet, an meinen Schwiegersohn, der als Gefangener fast füsiliert wurde! Den Herrn Prinzen von Oranien aus seiner penibeln Lage zu befreien, muß doch auch für uns ein Mitgrund des sofortigen Friedensschlusses sein? . . "— „Unseres allergnädigsten Herrn Existenz ist uns allein das ganze Land wert!" rief Köckritz, mit Tränen in der Stimme; er verstummte: Stein sah ihn an. „Der Herr Prinz von Oranien," sagte Stein, „hat die Verteidigung Erfurts aus Feigheit unterlassen und die Festung schimpflich übergeben!" Starr saß der Kriegsrat; sie sahen den König an; Friedrich Wilhelm fühlte die Aufforderung: „Will solches nicht nochmals hören!" gebot er. „Alles hat sich miserabel geschlagen." — „Ich bitte nicht zu pau-

schalieren!" brauste Prinz Heinrich auf. „Eure Majestät hat selbst den Befehl gegeben, sich nur beim Angriff zu wehren!" — „Sie ließen, trotz des ‚Angriffes', kopflos die Munition in Stettin liegen und flohen!" konstatierte Stein. Ehe des Königs Bruder heftig erwidern konnte, lachte Friedrich Wilhelm schadenfroh auf: „Stimmt, stimmt!" — „Es ist unerhört!?." — „Beruhigen Sie sich, Königliche Hoheit!" rief Lombard. „Wir stehen zu Ihnen!" Friedrich Wilhelm nahm die Taschenuhr auf, die vor ihm auf dem Tische lag; mit gebeugtem Kopfe besah Friedrich Wilhelm das Zifferblatt von allen Seiten. „Eure Majestät, Königliche Hoheiten, Exzellenzen, meine Herren," begann Schulenburg neuerlich. „Herr von Köckritz hat das richtige Wort gesprochen: Es gibt kein Opfer, das uns, dem preußischen Adel, für seinen König gebracht, zu schwer wäre!" Aufreizend lächelte Stein. „Ich stelle daher den Antrag," sprach Schulenburg, er zitterte vor Aufregung, „so schwer uns der Verlust trifft.. zur Dokumentierung.. quasi unserer ergebenen Gesinnung vor Seiner Majestät, Herrn von Zastrows Botschaft als Friedensbedingung anzuerkennen!" — „Ich bitte ums Wort!" rief Prinz Wilhelm. „Ich auch!" sagte Stein. „Frieden schließen!" sprach Graf Kalckreuth, er erhob sich, strich mit der Hand durch die Luft und setzte sich wieder. „Frieden schließen! Schluß machen!" — „Bevor wir uns," sagte des Königs Bruder erregt, „über den Antrag des Herrn Grafen von der Schulenburg entscheiden, erscheint es mir denn doch unbedingt nötig,

daß der Staatsrat wenigstens vorher über die uns noch zur Verfügung stehenden Kriegsmittel genau informiert wird! Wir haben doch auch noch Truppen in Polen?" — „Die sind unverläßlich; in Polen ist zudem Revolution!" — „Warum sind dann die ostpreußischen Divisionen nicht mobilisiert? Dazu sind doch auch die russischen Armeen, Herr von Haugwitz scheint davon nichts zu wissen! im Gegensatze zu des Herrn Grafen schwarzer Schilderung, im schnellmöglichsten Herannahen?! Wie ist überhaupt unser Verhältnis zu Rußland?" — „Unser Verhältnis zu Rußland?" sprach Haugwitz überlegen, er zwinkerte Lombard warnend zu, er solle jetzt nicht sprechen, „ist von Seiner Majestät derart klug reguliert worden, daß wir völlig freie Hand haben! Was," fuhr Haugwitz gedehnt fort, „unverantwortliche Personen . . der Königlichen Familie," Friedrich Wilhelm erblaßte, „und entlassene . . Minister, wie etwa Herr von Hardenberg — privat und persönlich in Petersburg erzielten und . . versprachen," Friedrich Wilhelms Kopf senkte sich und wurde dunkelrot, „bekümmert die Regierung nicht!" — „England und Schweden stehen doch jetzt, als ebenfalls im Kriege mit Napoleon, an unserer Seite? Das kann und muß diplomatisch zu einem Bündnis verdichtet werden! Ich beantrage den Krieg, an der Seite Rußlands und aller anderen in ihrer Freiheit bedrohten Großstaaten mit aller Energie gegen Napoleon fortzusetzen! Napoleon bedroht die Freiheit

der Welt!" Aufbegehrend sah die Staatsrat-Mehrheit zu Haugwitz. „Wenn wir uns nicht schnell und eindeutig für die Kriegsfortsetzung erklären, fällt Rußland ab!" — „Vor einem Angriff der Russen," sprach Kalckreuth ungeduldig, „ist Seine Majestät doch durch den Eintritt in den Rheinbund gesichert?" — „Geschieht nicht! Geschieht auf gar keinen Fall!" sagte aufsehend Friedrich Wilhelm. „Will auf keinen Fall mehr eines schlechten Menschen Bundesgenosse sein! Nie mehr! Geschieht nicht!" — „Majestät!?" flehte Schulenburg entsetzt auf, „Kaiser Napoleon verlangt aber doch, daß alle seine Bedingungen, völlig ungeschmälert, angenommen werden!?" — „Verbünde mich nicht mit einem Lügner! War schon zu lange mit ihm im Bündnis! Hat mich genug gekostet!" — „Wollten Sie," rief entrüstet Prinz Wilhelm den murrenden Generalen zu, „mit Napoleons Domestiken und Schreibern, die er in Generalskleidung steckte, Kollegenworte wechseln?" — „Diese ehemaligen Domestiken und Schreiber haben bewiesen, Königliche Hoheit," sprach Stein, „daß sie sehr tüchtig, zumindest im Kriegshandwerk sehr tüchtig sind!" Mit jähem, ungeduldigem Ruck richtete sich Stein auf, mit kurzen, festen Bewegungen knöpfte er sich den Rock zu, die Hände auf die Tischplatte stützend, erhob sich Stein, scheu sich zum entscheidenden Widerstande ermahnend, sahen sich seine Gegner an: „Eine politische Neuorientierung, wie sie hier gesucht wird," sprach Stein, „die bloß einer zeitlichen Verlegenheit der Staatslenker dient, ist ein Ver-

brechen! .. Ist die Gegenwart verrammelt, so muß der verantwortungsvolle Staatsmann solche Veränderungen ins Auge fassen, die späterhin, für die Menschen, die den Staat bewohnen, dem er dient, zum Segen ausschlagen! Von diesem Gesichtspunkte aus ist Friedrichs des Großen Wirken, das nicht für uns geschah, sondern für die weitere Zukunft Deutschlands, zu betrachten! Jede andere Betrachtung ist kindische Kurzsichtigkeit und egoistische Zeitanmaßung! Nicht er .. Ihre gedankenlose Nachahmung hat uns hierher gebracht! .. Es handelt sich jetzt nicht darum, ein verlorenes, weil schlecht angelegtes politisches Geschäft möglichst schnell und mühelos zu Ende zu bringen und die Schuld auf einen Toten zu schieben, der Sie .. zu Paaren getrieben hätte! .." Stein stockte. „Wir haben," sprach Stein heiser, „über das Schicksal von Millionen lebender und zukünftiger Menschen, über den Fortbestand des Resultates von Millionen selbstlos vollbrachter Lebensarbeiten und Energien, über den Fortbestand und die weitere Entwicklung eines Reiches zu bestimmen; nicht über das Gelingen oder Fehlschlagen eines persönlichen Wollens oder zeitabhängigen Denkens! Vaterlandsgefühl, Herr Graf von der Schulenburg, ist die Bekundung edelsten Menschseins; nur durch Nationalität, erst durch die volle Erfüllung der Pflichten in den eigenen Grenzen erwirbt ein Volk die Fähigkeit und Kraft, im großen Rate aller Völker, für die Menschlichkeit und ihre Rechte, eintreten zu können!" Voll

und drohend sah Stein den Staatsrat an: „Sagen Sie mir: welche *Vorteile* erwachsen dem preußischen Staat und dem deutschen Volk für seine *Zukunft* und die Zukunft der Menschheit durch *diesen*, *sogenannten*, *Ihren Friedensschluß*?“ — „Das Volk hat nischt zu reden!“ rief Schulenburg. „Wollte man die Plebejer befragen, so käme man *nie* zu einem Entschluß!“ Steins Kopf senkte sich, die aufgestemmten Hände wurden weiß von der Wucht des von ihnen ausgeübten Druckes. Stein hob den Kopf, sein Blick durchstach Schulenburg: „Sie haben das Recht verwirkt, Herr Graf, hier mitzuberaten,“ sprach Stein, „Sie ließen im Berliner Zeughaus die Gewehre und Geschütze zurück, um sich persönlich in Sicherheit zu bringen! Die *erste* Forderung des geläuterten Menschentums, von dem Sie jetzt aus Feigheit und Bequemlichkeit faseln, wie Sie früher vom Nationalgefühl aus *Egoismus* redeten, ohne es zu *besitzen*, wie Sie es jetzt *leugnen*, aus *Feigheit*.. ist *Pflichterfüllung*!“ — „*Majestät*!“ sagte Schulenburg, er rappelte sich erregt hoch. „Das, das ist zu viel! Ich tat, was ich *konnte*! Ich habe *nichts* verabsäumt! *Gar* nichts, Eure Majestät! Ich ermahnte, ehe ich von Berlin abreiste, durch *Affichen*, das Publikum an seine Bürgerpflicht, *Ruhe* zu halten; ich ermahnte die dort verbleibenden Minister, Napoleon zu *huldigen*,“ grell lachte Stein auf, „ja, damit kein *Blutvergießen* entstünde? Ich, ich.. betraute meinen Schwiegersohn.. mit meiner Stellvertretung!“ .. — „Dazu hatten Sie kein *Recht*!“ sprach Stein. „Ich bin ein alter, kränk-

licher Mann . ." — „Dann hätten Sie Ihr Amt, das keine Pfründe ist, schon lange jüngerer Tüchtigkeit abgeben sollen!" — „Majestät!" stotterte Schulenburg, „ich bitte ehrerbietigst, mich zurückziehen zu dürfen; mir ist . . nach diesen ungerechten Insulten . . unpaß!"

Verstockt sah Friedrich Wilhelm vor sich nieder. Kalckreuth und Lombard nahmen Schulenburg in die Mitte. „Denken Sie doch an die Abstimmung!" zischelte Kalckreuth. „Gebrauchen Sie meinen Flacon," befahl Lombard, „voilà!" Mit intrigantem Haß fuhr des kleinen Kabinettsrates Kopf zu Stein herum: „Darf man wissen, verehrte Exzellenz," fragte Lombard, „was mit den Ihnen anvertrauten Kassen zu Berlin geschah?" Triumphierend hoben die um Haugwitz die Köpfe.

„Die Kassen wurden nach Stettin geschafft." — „Und wo sind sie jetzt, Exzellenz? Stettin ist bekanntlich in Kaiser Napoleons Hand!? . ." Ängstlich sah Friedrich Wilhelm Stein an. „Jetzt schwimmen die Kassen auf dem Meere," sprach Stein, „wenn sie nicht schon in Königsberg eingetroffen sind!" Ungeduldig schüttelte sich Stein, als sei ihm ekelhaftes Raupenzeug auf den Rock geraten. „Ich muß, in meiner Eigenschaft als Chef des Finanzressorts," sprach Stein, düster, vorwurfsvoll flammend sah er jetzt den König an, „ich muß, ganz abgesehen von den Landabtretungen, die Aufbringung der Kontribution, der ungeheuren Kriegsentschädigungen, die Napoleon fordert, als uneinbringlich ablehnen, ablehnen

als Sklaverei des Volkes, solange in Preußen die Ungerechtigkeit seiner mittelalterlichen Privilegien besteht, solange der Adel und der Großgrundbesitz unbesteuert sind! Jede Debatte, über die unerhörten Beleidigungen Napoleons, die Ihre hier sitzenden Untertanen Ihnen als ‚Friedensvorschläge' zu bezeichnen die Stirnen haben, ist für mich .. Lächerlichkeit, Ehrlosigkeit und Zeitverlust! ..."

„Schließen Sie Frieden, Majestät!" unterbrach Kalckreuth in befehlendem Tone, „hören Sie nicht auf überspannte Worte, vollbringen Sie Taten! Ich stehe Ihnen sonst für nichts! .."

„Machen Sie Ihre Sache," sprach Stein zu Friedrich Wilhelm, „die nicht nur Ihre Sache ist, die die Sache der Nation ist, offensichtlich zur Sache der Nation! Geben Sie dem Volk zu seinen schweren Pflichten auch das Recht, über seine Zukunft mitzuentscheiden! Handeln Sie nicht für sich, handeln Sie für die Zukunft Ihres Volkes! Geben Sie jeder Tüchtigkeit den Weg frei, damit des Landes Begabungen nicht enden müssen, — wie dieser .. Louis Ferdinand!" — „Es ist unerhört!" — „Wenn Sie, Majestät," sprach Stein, „Ihre Pflichten nicht nur der toten Tradition gegenüber und dem Worte nach, wenn Sie sie vor dem lebendigen Gotte, im Geiste, den Menschen gegenüber, erfüllen, dann wird sich das deutsche Volk aufreißen, dann wird die rettende Flamme der Vaterlandsliebe, die dem echten Deutschen nur aus freiem

Stolze aufflammt, hochschießen und Sie und Deutschland und die Menschheit . . erretten! Nur dann!" Stein maß den Staatsrat. „Frieden?" sagte Stein, den Kopf zum Angriff vorgestellt, „Unterwerfung wollen Sie? Ja, warum denn? . . Preußen ist ja nicht besiegt!? Das Volk trat ja noch gar nicht auf den Plan!? Eine anmaßliche Hofregierung, ein veraltetes, überlebtes, selbstsüchtiges System ist besiegt, Sie sind besiegt! . . Schließen Sie Frieden!" rief Stein. „Ja! Er ist not! . . Schließen Sie Frieden mit den Seelen Ihres Volkes! . . Majestät!" mahnte Stein, „Der Mensch wird von Gott zum Menschsein gezwungen! Wenn Sie sich ‚Gottes Stellvertreter' nennen, dann zwingen Sie Ihr Volk zum Menschsein! Geben Sie dem Volke die Richtung nach oben, das ist Ihre Pflicht! Das war Friedrichs des Großen ‚Absolutismus' für seine Zeit! Dieser Absolutismus muß ewig sein! Wenn Ihnen die Energie dazu mangelt, geben Sie uns das Recht, so zu handeln! Sie haben Scharnhorst, Hardenberg, Kleist, hunderte, tausende von Begabungen haben Sie, die Sie gar nicht kennen, geben Sie ihnen die Hände frei! Geben Sie dem Volke eine Vertretung aus seiner Mitte, nicht aus einer steril gewordenen Clique, die keinerlei Zusammenhang mit dem Volke mehr hat, das ganze Volk hat ein Recht, sein Glück oder Unglück zu bestimmen! Geben Sie dem

Volke Bildung! Verteilen Sie, im Grade dieser allgemeinen Bildung, das Eigentum und die Rechte gerecht! . ." Stein hob den Kopf. „Ich beantrage die Fortsetzung des Krieges," sprach Stein, „bis Preußen so regiert wird, daß es keine geknechtete Maschine mehr darstellt, die jedem zu Willen läuft, der den Hebel dreht, wie jetzt . . Napoleon! Bis Preußen eine Seele hat! Ich beantrage die schärfste, sofortige Ablehnung des erwürgenden Friedensschlusses, die rücksichtsloseste Fortführung des Krieges, mit allen Mitteln, den offenen, rückhaltlosen Anschluß an Rußland! . . Majestät!" gebot Stein, sein Kinn stieß vor. „Fürchten Sie nicht den völligen Zusammenbruch! Er gibt den inneren Sieg der Seelen! Diese Entscheidung muß jetzt fallen! Ich bin für den Krieg!"

Stein setzte sich.

„Schimären!"

„Unverdaut, aus England importiert!" sagte Lombard. „Hochverrat!" schrie Kalckreuth. „Es ist Hochverrat, ein Land, Millionen von Menschen, die Franzosen sind nämlich auch Menschen, verehrter Herr Baron! bluten zu lassen, um dadurch . . innere . . parteiische Reformen des . . Wahnsinns . . für Leute zu erreichen, die sie nicht verdienen!" — „Utopie!" sagte Prinz Heinrich. „Utopia! Volkstribunengequatsche!" — „Jakobinismus!" — „Sie beschimpfen uns!" brüllte Kalckreuth. Mit vorquellenden Augen, in höchster Angst, sah er, daß Friedrich Wilhelm noch immer schwieg. „Wir, der preußische Adel, wir,

wir haben Preußen hochgebracht! Herr Baron Stein? Wo war denn damals .. Ihr sogenanntes ‚Volk'?"

„Es führte die Bajonette wie wir die Degen!"

„Sie verdienen nicht, adelig zu sein! Man sollte Sie! .. Sie verdienen den Strang!"

„Majestät!" gebot Stein. „Nehmen Sie die Abstimmung vor!"

Friedrich Wilhelm, der mit hängenden Schultern im Armsessel gekauert hatte, zuckte auffahrend zusammen. Erwachend zeigte sein Blick den Ausdruck ungläubiger Sehnsucht.

„Haugwitz?" sagte Friedrich Wilhelm langsam, traumbefangen. „Herr Graf von Haugwitz, was ist Ihre Meinung .. zu den .. sehr ernsten .. Vorschlägen des Herrn Baron?" Friedrich Wilhelm erschrak. „Zu den Vorschlägen," verbesserte er sich unter Kalckreuths drohendem Blick, „der Herren .. von Lucchesini und von Zastrow? .."

„Ich rate, selbstverständlich und absolut, zum Frieden, Majestät; alles andre ist Hirngespinst!'

„Herr Graf von Kalckreuth?"

„Natürlich für den sofortigen Frieden!"

„Wilhelm?"

„Für den Krieg."

„Herr von Kleist?"

„Für den Krieg und für Herrn vom Steins Reformen!" In Friedrich Wilhelms Augen geschah ein Ruck, ein zaghaftes Licht glomm in ihnen an.

„Heinrich?"

„Für den Frieden!“

„Graf Schulenburg?“

„Für den Frieden, Eurer Majestät ergebenst zu dienen.“

„Herr von Lombard?“ fragte Friedrich Wilhelm matt.

„Für den Frieden, Eure huldvolle Majestät.“

„Herr von Beyme?“

„Unbedingt für den Frieden!“ Das Licht in Friedrich Wilhelms Augen verlosch. „General von Köckritz?“ fragte er.

„Wie Eure Majestät wünscht! Ganz, wie es Eure Majestät für richtig hält!“

Stein erhob sich; er ging zur Türe.

„Für den Frieden?“ sagte Köckritz, ängstlich sah er um sich. „Nicht? Für den Frieden doch? ..“ Finster, unentschlossen kaute Friedrich Wilhelm die Unterlippe. In zitternder Erregung, weit vorgeneigt, mit der Faust brutal drohend auf die Tischplatte hämmernd, trat Kalckreuth an den König heran: „Majestät,“ raunte er, „wenn Sie uns jetzt dem Pöbel ausliefern, und sich gegen unsern Willen entscheiden, so wird auch Sie der Pöbel dereinst fragen, woher eigentlich Sie Ihr Königliches Vorrecht ableiten!“

„Ich bin ja noch nicht .. entschlossen! .. Ich werde mich ja auch noch mit Herrn von Beyme .. und anderen Herren .. beraten ..“ Friedrich Wilhelm erhob sich. „Ich schließe den Kriegsrat! Ich danke den Herren .. für Ihre Ausführungen.“

In Berlin rezitierte der frühere „Königliche Hofchronist" Lange aus der Druckfahne seiner „Siegeszeitung": „So sehr kam Gottes Strafgericht über die verderbte Frauenwürde der ehemaligen preußischen Königin, daß sie sogar ihr weibliches Geschlecht und ihre königliche Würde vergaß, daß sie .. als Amazone gekleidet .. unablässig den schwachen .." Professor Lange las mit Mühe; immer wieder legte ihm die Scham des unfolgsamen Blutes, das ihm die Augen überfüllte, störende Schleier vor die Brille, „daß sie .. den schwachen .. ihr allzu nachsichtigen Gatten .. zur verderblichen Schlacht gegen unseren Kaiser Napoleon den Großen antrieb, der doch so .. offensichtlich .. wie Magdeburgs Fall beweist, den Willen des Himmels .. vertritt! .. Die unfrauliche Frau wollte Blut sehen!" Lange tat einen ängstlich fragenden Seitenblick. Zustimmend nickte Napoleons Vertrauter. Heiß las Lange weiter: „Es ist mit Recht ein Schrei der Empörung und des Abscheus .. über die verbrecherische Frau .. in unserem zu lange geknechtet gewesenen Land! Der verderbliche Anblick des ‚schönen' Kaisers von Rußland hat die ehemalige Königin von Preußen völlig außer Rand und Band gebracht! .. Es berührt seltsam, sehr seltsam," las Lange, „daß die aufgefundenen Staatsakten nach der Königin Parfüm rochen! .. Pardon! .." Schlotternd, flehentlich um Entschuldigung bittend, voll Todesangst, daß sich die gute Meinung des französischen Generals über die Zuverläßlichkeit seiner Gesinnung

verändern könnte, sah Lange den General an: „Es muß, naturellement, ‚nach der ehemaligen Königin Parfüm‘ heißen!“ Unwillig knisterte das Papier, auf dem Lange hurtig korrigierte; mit anklagendem Pathos las er weiter: „Die Geheimnisse der Toilette wogen der verantwortungslosen Frau stets schwerer, als alles andre! Sie war ja nie von hohen Geistesgaben, doch sie war wenigstens früher einmal sanft gewesen und bescheiden, was die lächerliche Haltung .. einiger verirrter .. Volksgenossen, der ehemaligen Königin gegenüber bis zu einem gewissen Grad entschuldigen kann ...“

„Halt! Diese Passage muß anders werden!“

„Bitte! Ja? Befehlen Sie, Exzellenz! Halten zu Gnaden: Durchlaucht! Diktieren Sie! Wie soll es heißen?“

„Die hetzerische ehemalige Königin darf in keiner Weise gelobt werden! Der friedensbereite König hingegen, soll gelobt werden!“ — „Sehr wohl!“ Lange konzipierte den Auftrag. „Erwähnen Sie auch, daß unser Kaiser dem Kurfürsten von Sachsen die Königswürde verlieh, weil dieser, noch innerhalb der gegebenen Gnadenfrist der Überlegungsmöglichkeit, sein Unrecht einsah!“ — „Sehr wohl.“ Lange schrieb, der Bleistift brach ab: Lärm klang von den Linden herauf. Mit Kolbenstößen trieb französische Löffelgarde gefangene Gendarmenoffiziere durchs brandenburger Tor. Gebrochen schlichen die zerfetzten und beschmutzten Offiziere, von den höhnen-

den Schmähungen ihrer Landsleute überhäuft. Vergeblich trat ein alter Herr der Menge entgegen. Frauen weinten. Berlins neuester Spottvers erklang:

„Wir sind Offiziere zur Friedenszeit,
Wo Franken sich zeigen, da sind wir schon weit,
Wir halten nicht Stich an keinem Ort . ."

Kräftig scholl aus der Richtung des königlichen Palais der höhnisch umtanzende Refrain:

„Und setzet ihr nicht die Sporen ein,
Nie wird euch das Leben gewonnen sein . ."

Trost- und kraftlos auf der gefrorenen Erde liegend, sangen Blüchers zerdroschene Soldatenreste in die Fenster des Pfarrhauses zu Ratkau:

„Fürs Vaterland zu sterben,
Wünscht mancher sich,
Zehntausend Taler erben,
Das wünsch ich mich.
Das Vaterland ist undankbar,
Und dafür sterben — o du Narr . ."

„Ich empfange die Hunde des Nebukadnezar nicht in dieser Schmach!" schrie Blücher, befehlend streckte er die Hand: „Zieten!" befahl er. „Laß Er mir die ehrlosen Schufte da draußen sofortigst antreten! . ." — „Exzellenz?!!" Blücher saß steif. „Ich hab' nicht einmal mehr . . ." der Kopf sank Blücher auf die Brust, „nicht einmal mehr . . das Pulver . . zum Nieder-

schießen.. für diese .. Feiglinge? ..“ — „Vater! Vergiß nicht: Deine Mannschaft hat sich einzig geschlagen! Sie ist vom Hunger sinnlos geworfen, von der Übermacht umstellt; sie ist verzweifelt; sie weiß ja nicht, was sie tut!“ — „In jeder Kompagnie sind Irrsinnige, Exzellenz; wir haben uns Tag und Nacht, durch halb Europa gekämpft!? .“ — „Wir sind ohne jeden Soutien, Vater, ohne alles!“ — „Bedenken, Exzellenz, alle Pferde sind gefallen — kein Schuß Munition ist mehr da! Kein Brot! .. Die Mannschaft kann nicht weiter; sie ist irr, sie hat Unmögliches geleistet! ..“ — „Zieten!“ klagte Blücher auf. „Zieten! Unter deinem großen Vater begann ich .. unterm großen .·. König! .. Und jetzt? .. Der Hund ließ mir nicht nach Osten!“ brüllte Blücher, wie rasend ruderte er mit den Armen durch die Luft. „Preußen fällt, ich ..“ Blüchers verfinsterte, tobsüchtig stierende Augen leuchteten auf; sie wurden hell, Blücher schnellte vom Sessel in die Höhe; funkelnd maß Blücher die Türe. „Rin mit dem Pack!“ Hinterhältig strich Blüchers Blick die Kapitulationsurkunde auf dem Tisch. „Sie sollen mir den Buckel runterrutschen! Laßt sie kommen! Schnell!“

„Vater!“ mahnte der junge Blücher. „Es sind Napoleons Schwäger! ..“

„Wenn ihn der König bei sich hat? ..“ Zwei französische Marschälle traten am öffnenden Zieten vorbei; sie nahmen hochachtungsvoll die Hüte ab.

„Unser erhabener Monarch ..“

20*

„Schreiben!“ befahl Blücher, herrisch stieß sein Zeigefinger auf die Urkunde der Übergabe. „Vorwärts!“

„Ihre Kapitulation, Herr Kamerad, geschieht in vollsten Ehren! Sie sind Ihres Königs tapferster Offizier! . .“ — „Im Wisch muß drin stehen,“ würgte Blücher bei rollenden Augen drohend vor, „daß ick nur kapituliere, weil ick kein Brot und kein Pulver nich mehr habe!“

„Der Kaiser ist nicht gewöhnt, Herr General, seinen Feinden Begründungen in ihren Kapitulationen zuzugestehen! . .“

„Wir dürfen nicht, Herr General!“

„Ick verzichte — wenn ick,“ mit zitternden Fingern strich sich Blücher den Schnauzbart, „wenn ick, nur dann, wenn Sie dafür einen Offizier . . von mich . . dem König ausliefern. Sonst nich!“ schrie Blücher. „Sonst nich, auf gar keinen Fall! Ick spreng' mir mit Ihnen in die Luft! Wollen Sie fliegen?“ Die Marschälle sahen sich an; Blücher zerrte den Fahnenfetzen aus der Tasche, den er gestern von der letzten Standarte gerissen hatte, ehe sie verloren ging. „Ick muß mir . . beim König verantworten; das vertrau' ick nur mündlich . . Oberst Scharnhorst an!“ Im Fensterausschnitt hob Blücher den schwarz-weißen Fetzen. „Liefern Sie Scharnhorst aus? Oder wolln Sie fliegen? . .“

„Der Herr ist Ihr Protegé?“

Mit erhobener Hand stand Blücher. „Det geht Ihnen einen . . ja!“ würgte er.

„Zugestanden!" Aufatmend stopfte sich Blücher Friedrichs Fahnenrest in die Tasche zurück. „Schreib's genau hinein, Zieten!" Verkniffen lächelte Blücher seine zerrissenen Stiefel an, aus denen die Strümpfe und Zehen sahen. „Oberst Scharnhorst! Mach' rasch! .. Wie geht es York?"

„Seine Wunden lassen Hoffnung, Herr Kamerad."

„Fertig, Exzellenz." Blücher riß die Kapitulationsurkunde an sich. Leichenblaß las er sie; er wankte, gebückt tastete er mit der zitternden Hand nach dem Kiel, den ihm sein Sohn mitleidig entgegen hielt. Ehe sie ihn hindern konnten, schmierte Blücher, spreizbeinig vor dem Tische stehend, an den Rand der Urkunde: „Ick kupituliere nur, weil ick kein brot und keine Munition nicht mehr habe!" — „Ich protestiere!" sagte Bernadotte, „diese preußischen Allüren sind gegen das Völkerrecht!." Murat nahm die Feder und unterschrieb; er winkte Bernadotte, ein gleiches zu tun, Blüchers Hand tastete am Säbelgehenk.

„Lassen Sie!" sprach Murat, „der Kaiser ehrt Tapferkeit auch beim Feind!"

„Ick werd' mir dafür revanchieren .. wenn ick ihn fang'!"

Sie lächelten.

„Der Her Zar hát sich mit Napoleon geeinigt; der Krieg ist aus, Exzellenz!"

„Meenen Sie? Wann reist der Oberst Scharnhorst zu meinem König?"

„Sobald der Kaiser die Urkunde anerkannte."

„Das muß aber bald sein!“
„Wir sind dessen sicher!“
„Prosit.“

In ihren Pelzmantel gehüllt, wie sie aus dem Bett gestiegen war, zusammengekauert saß Luise in der nächtlichen Finsternis ihres armseligen Quartiers vor dem Kamin. Die Flammen überflackerten irrsinnige Augen. Hart, wie weißglühendes Leid blinkten die Sterne durch die frostbeschlagenen Fensterscheiben in die kleine Stube, auf Luise nieder.

Kein Menschenlaut war im Hause, kein Ton drang zur Einsamen aus dem Gäßchen des Dorfes im letzten Ostzipfel des preußischen Reichs.

Nur das Feuer knisterte.

Luise glitt vom Schemel, schutzsuchend sank sie auf den gestampften Lehmboden näher zum Feuer; sie barg ihre nackten Füße unter dem Pelz und faltete die Hände; brennend, als sähe sie ins flammende Flackern des Weltbrandes, als sei dort die Lösung aller Not, als sei dort die Reinigung zu finden, starrte sie ins schwankende Auf und Ab der Flammen.

„Vater unser,“ betete Luise, „der du bist im Himmel..“ Bist du im . . Himmel? Ja, ja, er ist es! „Geheiliget werde dein Name! Zu uns komme dein Reich, laß' es kommen zu uns! .“ Tat ich unrecht? „Zu uns komme dein Reich! Dein Wille geschehe im Himmel also auch auf Erden! .“ Auf Erden? . .

Geschieht dein Wille .. ist es dein .. Wille, was geschieht? .. „Unser täglich Brot gib uns heute!" Gib den Hungernden „tägliches Brot", gib es den Leidenden, Vertriebenen, laß' sie nicht hungern, o Gott, wovon sollen sie denn leben, jetzt, da sie Sklaven sind, es gibt kein Preußen mehr! Zerfetzt, zernichtet sind wir, wir zerstören uns selbst, wir sind schlecht, falsch, feige, klein sind wir geworden, feig, ehrlos, mein Deutschland hat nirgends .. bestanden!? Strafe uns Gott, daß wir besser werden, daß wir Deutsche werden! „Vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unseren Schuldigern." Langsam sah Luise auf. Sie kniete dem Fenster zugewandt, die gefalteten Hände vor der Brust zusammengekrampft. Voll bebender Angst brannten Luisens Augen zum magischen Flimmern der Sterne empor. „Führe uns nicht in Versuchung, führe uns nicht in Versuchung," betete Luise, „führe uns nicht in Versuchung, führe uns nicht in Versuchung! .." Weißt du, was du tust? .. Du weißt, was du tust! Du weißt es! „Erlöse uns von dem Übel, erlöse uns von dem Übel!" Schluchzend, das Gesicht in die Hände gepreßt, warf sich Luise zur Erde. „Erlöse uns von dem Übel, erlöse uns von dem Übel, erlöse uns!!" Auf den Knieen, den Oberkörper nach vorne gebeugt, das Antlitz in die Hände gepreßt, die Rückseiten der Hände auf dem Lehmboden, das offene Haar im Feuerschein wie einen rotgoldenen Notschrei über den Kopf geschleudert,

daß Hals und Nacken frei waren, schluchzend, halb bloß die Arme und den Körper im Feuerflackern, vernichtet, wie ein niedergeworfenes Urweib, das die Strafe erwartet, das sühnen muß und will für seinen Stamm, lag Luise auf der Erde.

Luisens verzweifelte Gestalt richtete sich wieder auf, zum aufrechten Knieen.

Wie ein Heiligenschein floß das durchleuchtete Haar um ihr Haupt, wie Schlangen ringelte es sich über dem offenstehenden Pelz zu den Brüsten, deren Weiße Luisens bekennende Finger umschlossen und bergend an sich preßten, als gewönne sie dadurch Kraft. „Denn Dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit .. in Ewigkeit .. Amen! Denn dein ist das .. Reich .. ?"

Luisens Augen glänzten auf, sie .. lächelten entlastet ins Flammenlicht.

Denn dein ist das .. Reich!?

Dein ist .. unser Reich ..

Die Werke

von

Walter von Molo

Die Dramen
von
Walter von Molo

Das gelebte Leben
Schauspiel

Die Mutter
Tragödie

Der Infant der Menschheit
Drama
Zweite Auflage

Die Erlösung der Ethel
Eine romantische Tragödie aus unseren Tagen
Dritte Auflage

Friedrich Staps
Ein deutsches Volksstück
Zweite Auflage

Der Hauch im All
Trägödie
Zweite Auflage
Geheftet je 2.50 Mark, gebunden je 4.50 Mark

Die helle Nacht
Schauspiel
Geheftet 3 Mark, gebunden 5.50 Mark

Verlag von Albert Langen in München

Druck von Hesse & Becker in Leipzig
Einbände von E. A. Enders, Leipzig